Zeitschrift
des Deutschen und Österreichischen Alpen-Vereines
1917

(1917)
Vol 48
£10
MAN/EA
V6R7

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

:: Band 48 ::
Jahrgang 1917

Gemälde von Hans Beatus Wieland

Verlagsanstalt A. Bruckmann A.-G., München

Höhenstellung in der Ortlergruppe
gegen die Königspitze

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Heinrich Heß

:: Band 48 ::
Jahrgang 1917

Wien 1917 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München :: In Kommission für den Buchhandel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

By

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

Buchdruck und Mezzotinto sowie Autotypie von F. Bruckmann A.-G.,
Strichätzung von Joh. Hamböck in München

Inhalts-Verzeichnis

		Seite
1.	Kurt Leuchs: Geologisches Bild des Kaisergebirges	1
2.	Prof. Rudolf Sinwel: Aus der Vergangenheit des Kaisergebirges	7
3.	Dr. Georg Leuchs: Das Kaisergebirge	31
4.	Univ.-Prof. Dr. Michael Mayr in Innsbruck: Die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in Welschtirol	59
5.	Friedrich Henning: Durchquerung der Walliser Alpen auf Schneeschuhen	84
6.	Dr. Fritz Benesch: Kriegssommertage im Hochkönniggebiet	102
7.	Hanns Barth: Bergfahrten und Wanderungen im Presanella-Bereich	125
8.	Leo Handl: Von der Marmolatafront II	149
9.	Adolf Deye: Kriegsbilder aus den Hochalpen	162
10.	Dr. Gustav Renker: Bergtage im Felde	177

Vollbilder

		Seite
1.	Höhenstellung in der Ortlergruppe gegen die Königsspitze. 1915. Gemälde von Hans Beatus Wieland. Vierfarbenautotypie von F. Bruckmann A.-G.	Titelbild
2.	Totenkirchl aus dem Kaisertal. Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.	38
3.	Westwand des Totenkirchls. Aufnahme von Albert Stotz. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	42
4.	Ostwand des Totenkirchels. Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	46
5.	Predigtstuhl aus der Steinernen Rinne. Aufnahme von Ing. Bruno Heß. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	56
6.	Karte von Südtirol mit den ehemaligen deutschen Namen. Zeichnung von Dr. Franz Waldner. Strichätzung von Joh. Hamböck. Buchdruck von F. Bruckmann A.-G.	68
7.	Im Corridor (Grand Combin). Aufnahme von Friedrich Henning. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	84
8.	Mannlwand vom Imlbergkamm. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.	102
9.	Jagdschloß Blühnbach gegen das Steinerne Meer. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	106
10.	Torsäule von Westen. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	110
11.	Hochkönig vom Birgkar. Aufnahme von Dr. F. Benesch. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.	114
12.	Monte Cercen. Aufnahme von Hanns Barth. Mezzotinto von F. Bruckmann A.-G.	134
13.	Vorgeschobene Stellung in der Hochregion. Aufnahme von R. Randa. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	144
14.	Punta d'Albiolo, 2978 *m*, mit den feindlichen Stellungen. Aufnahme von Ernst Faihs. Autotypie von F. Bruckmann A.-G.	172
15.	Unterstand mit Blick auf Peimo und Punta Serauta (Marmolatagruppe). Aquarell von Gustav Jahn. Vierfarbenautotypie von F. Bruckmann A.-G.	176

Bilder im Texte

Seite

1. Zahmer Kaiser von Norden. Aufnahme von Dr. Franz Schek 33
2. Hackenköpfe, Sonneck, Ellmauer Halt, Treffauer vom Scheffauer. Aufnahme von Adolph Wolchowe... 33
3. Ellmauer Halt und Vordere Karlspitze von Süden. Aufnahme von Dr. Franz Schek..... 34
4. Gamshalt und Ellmauer Halt von Westen. Aufnahme von Dr. L. L. Kleintjes..... 34
5. Kleine Halt aus dem Kaisertal. Aufnahme von Dr. F. von Cube ... 51
6. Nordgrat der Fleischbank und Predigtstuhl. Aufnahme von Adolph Wolchowe..... 51
7. Ostwand der Fleischbank. Aufnahme von Adolph Wolchowe 52
8. Hintere Goinger Halt aus dem Griesner Kar. Aufnahme von Adolph Wolchowe..... 52
9. Grand Combin von Norden. Aufnahme von Friedrich Henning... 93
10. Grand Combin vom Grat der Mulets de la Lias. Aufnahme von Friedrich Henning 93
11. Petit Combin vom Plan de Serey. Aufnahme von Friedrich Henning 94
12. Panossièrehütte mit Grand Combin. Aufnahme von Friedrich Henning 94
13. Die Manndlwand bei Mitterberg. Zeichnung von Rudolph Reschreiter 112
14. Hintertal mit der Torscharte. Aufnahme von Dr. F. Benesch 119
15. Teufelsloch gegen den Hochseiler. Aufnahme von Dr. F. Benesch 119
16. Kanzel (Predigtstuhl) von der Übergossenen Alm. Aufnahme von Dr. F. Benesch..... 120

Seite

17. Glocknergruppe vom Hochkönig. Aufnahme von Dr. F. Benesch 120
18. Presanella über den Wolken. Aufnahme von R. Randa 129
19. Presanellagletscher. Aufnahme von Hanns Barth..... 129
20. Batterie unter der Presanella. Aufnahme von R. Randa 130
21. Winteranstieg zur Denzahütte. Aufnahme von R. Randa 130
22. Brentagruppe aus dem Amolatal. Aufnahme von Hanns Barth.... 139
23. Cercen und Busazza von Norden. Aufnahme von R. Randa..... 139
24. Blick auf Carèalto und Presanella. Aufnahme von Hanns Barth... 140
25. Blick auf Re di Castello. Aufnahme von Hanns Barth..... 140
26.—40. 15 Abbildungen zu dem Aufsatz: Leo Handl, Von der Marmolatafront II. Nach Zeichnungen von Leo Handl ..... 150—159
41. Der Dom. Aufnahme von Leo Handl 157
42. Einstieg in die Kaiser-Franz-Josephsspalte, 3200 *m*, im August 1916. Aufnahme von Leo Handl 157
43. Ein Spaltenweg. Aufnahme von Leo Handl 158
44. „Kärntnerstraße" mit „Stephansdom". Aufnahme von Leo Handl 158
45. Kammstück aus einem Frontverlauf in der Presanellagruppe. Aufnahme von Ernst Faihs 167
46. Die Presanella und ihr Gefolge. Aufnahme von Ernst Faihs 167
47. Eine Gipfelstellung in der Ortlergruppe. Aufnahme von Ernst Faihs 168
48. Vorgeschobene Sandsackstellung. Aufnahme von Ernst Faihs 168

Beilagen

1. Karte des Kaisergebirges: Maßstab 1:25000. — Topographische Aufnahme und Zeichnung von L. Aegerter unter Benützung der stereophotogrammetrischen Aufnahme von Dr.-Ing. F. Schek und der Karten des k. u. k. Militärgeographischen Instituts. — Geländestich von H. Rohn. — Namenberichtigung von Dr. L. Distel, Dr. G. Leuchs, Prof. Dr. Schatz und Prof. R. Stiwel. — Lithographie und Druck von der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt, G. m. b. H. in Wien.
2. Burgklehner, Tirolische Landtafeln. Große Holzschnittausgabe von 1611. Blatt 10. Strichätzung von Joh. Hamböck. Buchdruck von F. Bruckmann A.-G.
3. Burgklehner. Tirolische Landtafeln. Große Holzschnittausgabe von 1611. Blatt 11. Strichätzung von Joh. Hamböck. Buchdruck von F. Bruckmann A.-G.

Geologisches Bild des Kaisergebirges / Von Kurt Leuchs

Aus der langen Kettenreihe der Nördlichen Kalkalpen hebt sich das Kaisergebirge als eine scharf umgrenzte Gebirgsgruppe heraus. Sie hat zwar vieles mit anderen Teilen der Kalkalpen gemeinsam, — manche Ähnlichkeiten in den Formen und Farben der Berge, manche Übereinstimmungen in den Landschaftsbildern, hervorgerufen durch die Gleichheit der Gesteine und durch die Ähnlichkeit des geologischen Baues, werden dem auffallen, der etwa aus dem Wetterstein- oder Karwendelgebirge in das Kaisergebirge kommt, — aber trotz dieser Wesensgleichheit im großen zeigt unser Gebirge doch so viel besondere, ihm allein eigentümliche Züge, daß es sich lohnt, darauf näher einzugehen. Daher hoffe ich, einiges Interesse zu finden, wenn ich es unternehme, ein Bild des Aufbaues und der geologischen Geschichte des Kaisergebirges zu entwerfen, so wie es sich mir in mehrjähriger Tätigkeit dort enthüllt hat.

In grauer Vorzeit brandeten die Meereswellen an den Küsten eines Landes, das im Gebiete der heutigen Zentralalpen lag. Flüsse und Bäche verfrachteten Gesteinstrümmer, Sand und Schlamm in das Meer, die Brandung zerrieb die Gerölle, nur wenige blieben erhalten. Mit Sand und Letten vermengt, bilden sie Konglomerate, die im Sölland an einigen Stellen zu sehen sind. Das ist das älteste Gestein des Kaisergebirges, entstanden am Beginn der Triaszeit.

Darüber lagerten sich vorwiegend rote, zum Teil auch grüne und weißliche Sandsteine ab, Buntsandsteine, durchsetzt von einzelnen Schiefer- und Lettenlagen. Es sind gleichfalls Bildungen des Meeres, entstanden aus den vom Lande zugeführten Stoffen. Die Küste lag noch nahe, die Flüsse schoben die Sandmassen ins Meer hinaus, Brandung und Strömungen kamen hinzu, daher ist die Lagerung dieser Massen oft unregelmäßig: neben paralleler kommt schräge Schichtung vor, regellos liegen Schieferfetzen im Sandstein und dieser enthält häufig größere Gerölle von Quarz.

Die Sandsteine bilden den Untergrund des ganzen Söllandes und die südlichen Vorhöhen des Gebirges. Zwar sind sie im Sölland größtenteils durch die eiszeitlichen Ablagerungen verdeckt, aber an den Hängen des Gebirges kommen sie in zahlreichen Aufschlüssen zutage und ihr leuchtendes Rot zwischen den dunklen Nadelwäldern gibt der Landschaft das Gepräge.

Über den Sandsteinen liegt eine abwechslungsreiche Folge von Breccien, Rauhwacken, Dolomiten und Kalksteinen, Myophorienschichten, besonders gut ausgebildet am Niederkaiser bei St. Johann, dann auch am Ebersberg südlich des Walchsees. Es sind die Erzeugnisse einer Übergangszeit, während der sich in dem seichten Meere verschiedenartige Absätze bildeten, je nach Menge und Art der Zufuhr vom Lande her.

In der Folgezeit wurde das Meer tiefer, vom Lande wurden nur noch Stoffe von sehr geringer Korngröße eingeschwemmt und die Sedimentbildung erfolgte in der Muschelkalkzeit fast ausschließlich durch die Tätigkeit kalkabscheidender Lebewesen. Doch sind ihre Überreste nur selten erhalten geblieben: am häufigsten finden sich solche von Seelilien, spärlich von Muscheln, Schnecken und Ammoniten.

Es machen sich aber in dem Gebiet auch noch während der Muschelkalkzeit verschiedenartige Einflüsse geltend. Die Aufeinanderfolge der Schichten ist nicht überall

die gleiche, häufig zeigen die Aufschlüsse Wechsel in der Ausbildung der Schichten. Außerdem besteht noch ein bedeutender Unterschied darin, daß vom Völsen bis zum Fuße des Treffauer Kaisers hauptsächlich blaugraue und braungraue Dolomite den Muschelkalk vertreten und Kalksteine und Mergel nur Einlagerungen in den Dolomiten bilden. Im übrigen Gebiete aber besteht der Muschelkalk vorwiegend aus dunkelgrauen Kalksteinen mit untergeordneten Mergeln. Die Kalksteine sind mit Kieselausscheidungen durchsetzt, die Schichtflächen sind häufig knollig und wulstig, Eigenschaften, die zur Unterscheidung von anderen Kalksteinen dienen können.

Die Gesteine des Muschelkalkes bilden im allgemeinen den Sockel der Felsberge und sind am ganzen Südrande des Gebirges zu sehen, wo auch die steile Wand des Niederkaisers aus ihnen besteht. Auf der Nordseite kommen sie nur in den beiden das Winkelkar einschließenden Felskämmen zum Vorschein.

Die obere Grenze des Muschelkalkes ist nur dort scharf, wo er als Dolomit entwickelt ist. Der dunkelgraue Kalkstein dagegen geht ganz allmählich in den hellgrauen Wettersteinkalk über, wobei zugleich die im Muschelkalk deutlich ausgeprägte Schichtung mehr und mehr verschwindet, um erst in den oberen Teilen des Wettersteinkalkes wieder deutlich sichtbar zu werden.

Die ganze Masse dieser Kalksteine ist sehr gleichartig. Sie sind fast durchweg lichtgrau bis weißlich, und häufig noch erhaltene Reste von Kalkalgen und Korallen beweisen, daß diese mehr als 1000 Meter mächtigen Kalkmassen in einem seichten, warmen Meere entstanden sind, in dem durch langsame Senkung des Bodens immer wieder neue Ablagerungen sich bilden konnten, in dem aber trotzdem die Bedingungen dafür die gleichen blieben.

Der Wettersteinkalk ist das eigentlich formgebende Gestein im Kaisergebirge. Seine große Masse, seine Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einwirkungen, nicht zuletzt auch seine Lagerung im Bau des Gebirges weisen ihm diese Rolle zu. Er bildet fast ausschließlich die beiden hohen Ketten, gleichsam das Skelett des Gebirges, um das sich die anderen Teile legen.

Zu dieser durch die Gebirgsbildung geschaffenen hervorragenden Stellung treten noch die aus den Eigenschaften des Gesteins selbst sich ergebenden Besonderheiten: Steile Wände und stolz ragende Gipfel, enge finstere Schluchten, öde, schutterfüllte Kare, umrahmt von zackigen Graten mit abenteuerlichen Felsgestalten — all das bietet der Wettersteinkalk dem Auge des Kletterers, der an den Wänden und Graten, über schmale Bänder und Gesimse, durch Risse und Kamine seinen Weg sucht.

Während die vom Wettersteinkalk gebildeten Gebiete meist kahl und nur stellenweise mit Nadelwald, mit Latschen (auch Zetten genannt: Zettenkaiser) oder dürftigen Wiesen (Wiesberg) bewachsen sind, als Folge der starken Durchlässigkeit des Kalksteins, die das Wasser rasch versickern läßt, bietet das nächste Glied der Schichtenfolge, das der Raibler Schichten, für Pflanzenwuchs günstige Bedingungen. Die Schichten bestehen aus einer Folge von Mergeln, Letten, Schiefern, Kalksteinen, Dolomiten, Rauhwacken, und es sind vor allem die Mergel und Letten, die das Wasser zurückhalten und dadurch auf ihrem fruchtbaren Verwitterungsboden die Entstehung saftiger Wiesen ermöglichen. Aus diesem Grunde liegen die Almen des Kaisergebirges größtenteils im Gebiete der Raibler Schichten, die mit ihren Wiesen und Laubbäumen ein lichtgrünes Band am Fuße der Felsberge bilden, wo der Bergsteiger noch einmal Wasser findet, bevor er zum Einstieg in die Felswände schreitet.

Aber auch dem Geologen sind sie wichtig, besonders durch die Fülle von Versteinerungen, die sie enthalten. Diese lassen wieder Schlüsse auf die während der Raibler Zeit herrschenden Verhältnisse zu und wir erkennen daraus, daß die Schichten küstennahe Bildungen eines seichten Meeres sind, in dem durch Bodenschwankungen öfters Veränderungen in der Zufuhr vom Lande her und in den Absatzbedingungen statt-

fanden. Dadurch erklärt sich der häufige Wechsel in der Mächtigkeit der Schichten und ihre verschiedene Ausbildung in nahe beieinander liegenden Gebietsteilen.

Auf die verhältnismäßig kurze und doch so wechselvolle Raibler Zeit folgte wieder ein langer Zeitraum ruhiger, stetiger Entwicklung, mit langsamer Senkung des Meeresbodens und Entstehung gleichartiger Absätze von vielen hundert Metern Dicke, des braunen Hauptdolomites.

Es ist ein unerfreuliches Gestein für den Geologen. Denn Versteinerungen fehlen ganz und Schichtung ist nur teilweise zu erkennen, so daß sich Aufschlüsse über die Lagerung des Gesteins selten bieten. Aber auch für den Kletterer hat es wenig Anziehungskraft. Das Gestein zerbricht außerordentlich leicht in kleine, unregelmäßig eckige Trümmer, nur selten bieten sich feste Griffe und Tritte und Klettereien an Steilhängen des Hauptdolomites sind durchschnittlich schwerer und unsicherer als an entsprechenden Hängen des Wettersteinkalkes. Große Teile des Gebirges bestehen aus diesem Dolomit: das Gebiet zwischen den beiden hohen Ketten, das am Ostfuße des Wilden Kaisers und ebenso am Rande des Inntales.

Wo der Hauptdolomit zu größerer Höhe emporsteigt, wie am Stripsenkopf und Feldberg, ist er entweder mit Latschen bestanden oder mit ärmlichen Wiesen, die nur als Schafweide zu gebrauchen sind. Die steilen Hänge sind von tiefen Rissen durchsetzt, dazwischen ragen einzelne widerstandsfähigere Felsmassen mit kecken Formen auf.

Ruhigere Bilder bieten die tieferliegenden Dolomitgebiete. Bedeckt von ausgedehnten Nadelwäldern, öfters mit Buchenwald gemischt, zeigt sich das Gestein nur in den Schluchten in zusammenhängenden Aufschlüssen.

Die hellbraunen Plattenkalke, deutlich geschichtet und an der Oberfläche in einzelne Platten zerfallend, leiten über zu den Kössener Schichten. Es sind wieder, ähnlich den Raibler Schichten, Gesteine, die fruchtbare Böden liefern und durch Wasserreichtum ausgezeichnet sind. Die grauen tonigen Kalksteine und Mergel enthalten massenhaft Versteinerungen, als Zeugen des reichen Tierlebens, das in jenem jüngsten Abschnitt der Triaszeit in dem seichten, küstennahen Meere sich entfaltete. Von Bedeutung für den Bau des Gebirges sind die Kössener Schichten nur in dem Gebiete von Ropanzen über den Kohllahnersattel in das obere Kohlalpental.

Überhaupt sind schon die obertriasischen und noch mehr die jüngeren Meeresabsätze nur noch an wenigen Stellen erhalten geblieben. So finden sich die Schichten der Liaszeit nur an zwei Orten: im Elberger Becken und an der Ropanzen. Es sind hellgraue Kalksteine, durchsetzt mit Lagen von schwarzen Kieselausscheidungen und gesprengt mit ebensolchen Putzen und Flecken, zum Teil auch rote Kalksteine und schwarze Manganschiefer.

Noch spärlicher sind die Ablagerungen der jüngeren Jura- und älteren Kreidezeit: nur an zwei Punkten sind sie vor der Zerstörung bewahrt geblieben, beweisend, daß das Gebiet auch zu jener Zeit noch vom Meere bedeckt war.

Nun ist das Ende der langen, das ganze Gebiet gleichmäßig beherrschenden Meereszeit erreicht. Alle späteren Schichtbildungen sind für den Bau des Gebirges nur mehr von geringer Bedeutung. Denn während jene die Grundlage und das Mauerwerk des Baues bilden, sind diese nur schmückendes Beiwerk und Verputz, der oft genug die Fugen des Mauerwerkes so verdeckt, daß ihr Verlauf nicht mehr zu erkennen ist.

Der Bau selbst entstand schon am Ende der älteren Kreidezeit. Das Gebiet wurde Land, wurde Gebirge, und die geologische Forschung hat bisher noch keinen Beweis gegen die Annahme erbracht, daß schon damals die Grundzüge des heute sichtbaren Baues entstanden.

Doch noch war die Herrschaft des Landes nicht unbestritten! In der jüngeren Kreidezeit drang das Meer von neuem in unser Gebiet vor. Zwar sind seine Absätze heute nur am Fuße des Gebirges, am Rande des Inntales, noch in größerer

Menge erhalten, aber daraus, daß sie westlich des Tales, am Pendling und besonders am Kegelhörndl, hoch über den heutigen Tälern liegen, könnte auch auf ihre früher größere Verbreitung im Kaisergebirge geschlossen werden.

Im Inntale beginnen sie mit groben Konglomeraten, die allmählich in Bildungen feineren Kornes übergehen: lichtgraue Kalkmergel, heute in zahlreichen Steinbrüchen zur Zementherstellung abgebaut.

Wieder folgt eine Zeit, in der das ganze Gebiet frei vom Meere war. Aber noch einmal drang es in schmalen Buchten tief in das Gebirgsland ein, in der *älteren Tertiärzeit*. Seine Absätze umsäumen das Gebirge im Westen, Norden und Nordosten, in Form von Konglomeraten, Sandsteinen, Mergeln, Tonen und Kalksteinen, erfüllt mit den Überresten eines reichen Tierlebens und eines tropischen Pflanzenwuchses, der in solcher Menge vom Lande eingeschwemmt wurde, daß er an geeigneten Stellen die Entstehung von Kohlenflözen ermöglichte. Bei Häring werden diese seit Jahrhunderten abgebaut.

So sind diese beiden letzten Arten von Meeresbildungen, trotz der geringen Rolle, die sie im Bau des Gebirges einnehmen, doch für den Menschen von großer Bedeutung.

Erneute Gebirgsbildung macht unser Gebiet für menschliche Begriffe endgültig zu Festland. Unbeeinflußt von größeren tektonischen Umwälzungen können jetzt die umbildenden Kräfte des Landes ihre Tätigkeit entfalten. Doch ist dabei zu beachten, daß schon mit dem Augenblick, in dem nur ein Teil des Gebietes Land geworden, diese Kräfte zu wirken begannen. Das zeigen ja die groben Konglomerate der oberen Kreide, deren Bestandteile von Bächen und Flüssen in das Meer verfrachtet, durch die Brandung von der Küste losgerissen und in deren Nähe wieder abgesetzt wurden. Noch deutlicher ergibt sich diese Abhängigkeit vom Lande bei den tertiären Schichten durch die vom Lande zugeführten Pflanzen, in den Kohlenflözen, die durch die Anhäufung des Pflanzenmoders entstanden.

Wenn somit schon in jenen fernen Zeiten die Ausarbeitung der heutigen Formen begonnen hatte, so ist doch ihre weitere Ausgestaltung hauptsächlich das Werk der *Quartärzeit*.

Deren erster Abschnitt ist gekennzeichnet durch die gewaltige *Vergletscherung*, die damals das ganze Alpengebiet und weite Teile des Vorlandes mit Eismassen bedeckte. Die Gletscher fanden bei ihrem Vorrücken aus den Zentralpen schon tief eingeschnittene Täler vor und bewegten sich in den dadurch vorgezeichneten Bahnen.

Doch mit dem weiteren Ansteigen des Eises drang dieses, wo nur immer die Möglichkeit dafür gegeben war, in die Seitentäler ein.

Das Kaisergebirge bot während des Höhepunktes seiner Vergletscherung etwa folgendes Bild: Das Inntal war bis 1600 m Höhe mit Eis angefüllt und vom Hauptgletscher schob sich das Eis seitwärts in die Täler hinein, füllte sie aus und warf das ganze Entwässerungssystem über den Haufen, indem es, unabhängig von den örtlichen Wasserscheiden, dem Gebiete seine, des Inngletschers, Abflußrichtung aufzwang. Vom Hauptgletscher zweigte so ein Arm ab, der an der Südseite des Gebirges entlang sich erstreckte, ein zweiter Arm schob sich durch das Kaisertal zwischen den beiden hohen Ketten, über die Wasserscheide an der Ropanzen und weiter durch das Habersauertal nach Nordost, wo er östlich des Walchsees mit einem dritten Arm verschmolz, der an der Nordseite des Gebirges entlang reichte. Im Osten stand das Gebirge unter dem Einflusse des Achengletschers, der einen Arm gegen das Kohlntal vorstreckte.

Dazu kamen noch die kleinen Gletscher, die im Kaisergebirge selbst entstanden und sich aus den Karen herabzogen. Ihre Moränen und Schotter sind von denen des Inngletschers und seiner Arme dadurch unterschieden, daß sie nur Gesteinstrümmer aus dem Kaisergebirge enthalten, während bei den Ablagerungen des Inngletschers kalkalpine Gesteine mit zentralalpinen gemischt sind.

Große Schuttmengen schoben die Gletscher aus dem Gebirge hinaus nach Norden, große Schuttmengen ließen sie aber auch im Gebirge und an seinen Rändern zurück.

Noch eine andere Wirkung der Eiszeit ist zu erwähnen. Es ist dies die Rundung der Höhenrücken, die vom Eise, beziehungsweise von den im Eise eingefrorenen Gesteinstrümmern beim Darübergleiten erzeugt wurde. Soweit nicht die spätere Zeit diese Bildungen wieder umgemodelt hat, sind sie als bezeichnende Erscheinungen für die Feststellung der alten Gletscherbahnen gleichfalls zu verwerten.

Schon während des Rückzuges der Gletscher setzte sofort wieder das ewige Wechselspiel ein, derart, daß jetzt die Flüsse und Bäche das Bestreben zeigen, die Moränen und Schotter hinwegzuräumen. Doch noch jetzt sind große Mengen davon erhalten.

Zugleich geht die Zerstörung und Abtragung weiter. Von den Wänden und Graten lösen sich die Steine, Bergstürze und Lawinen reißen Trümmer mit sich, aus den Karen drängt der Schutt abwärts und bildet breite Kegel und Hänge am Fuße der Felsberge, wo sich die Bäche des Schuttes bemächtigen und ihn weiterverfrachten.

Das ist auch für die Gegenwart bezeichnend. Kein Stillstand herrscht, sondern ewige Umbildung, an der einen Stelle Zerstörung und Abtragung, an der anderen Ablagerung und Neubildung von Gesteinen.

Dazu gehören nicht nur die Gehängeschuttmassen, die Schotter und Sande der Flüsse und Bäche, die Schlammabsätze der Seen, sondern auch die verschiedenen Bodenarten, die durch die Verwitterung der Gesteine entstehen. Sie liegen besonders in den mittleren und unteren Abschnitten des Gebietes als eine bald mehr, bald weniger dicke Schicht über den älteren Gesteinen, ermöglichen den Pflanzenwuchs und werden durch diesen wieder vor Abtragung und Abschwemmung geschützt.

Mannigfach sind die Baustoffe des Gebietes, mannigfach sind auch die Schicksale, die sie nach ihrer Entstehung durchgemacht haben, bevor das Bauwerk errichtet war, das heute vor uns steht.

Aber gleichwie die Bildung der verschiedenen Gesteine gesetzmäßig erfolgt ist, ebenso enthüllt auch der Bau des Gebirges einen ursprünglichen Plan, nach dem Stein auf Stein gefügt ist und der durch alle späteren Umwälzungen nicht zerstört werden konnte.

Dieser ursprüngliche Plan besteht in der Herausbildung einer großen, durch die ganze Längserstreckung des Gebirges ziehenden Mulde. Die Muldenbildung ergriff gleichzeitig die gesamte Gesteinsfolge, vom roten Sandstein bis zu den Schichten der älteren Kreidezeit. Der mitteltriasische Wettersteinkalk bildet die hoch aufgefalteten Flügel der Mulde, die beiden Ketten des Zahmen und Wilden Kaisers, die unterirdisch miteinander verbunden sind, und dementsprechend kommen am Nord- und Südgehänge des Gebirges die älteren Schichten zutage, während das Gebiet zwischen den hohen Ketten von den jüngeren Schichten ausgefüllt wird.

Jedoch hat dieser einfache Plan große Störungen erlitten. Der Kern der Mulde ist längs Verwerfungen abgesunken, die teils parallel, teils schräg zur Schichtung die Gesteine durchschneiden. Die Muldenflügel sind zerstückelt, die einzelnen Schollen gegeneinander verschoben und die verschiedene Neigung der Schichten ist zu einem großen Teile die Ursache für die Mannigfaltigkeit der Felsformen geworden.

Bedeutender noch sind die Störungen an den Außenseiten der Mulde und am West- und Ostende des Gebirges, wo eben diese Störungen die Ursache für die scharfe Abgrenzung des Kaisergebirges von seiner Umgebung gewesen sind. Es handelt sich auch hier in der Hauptsache um steile bis senkrechte Verwurfbewegungen, zum Teil von sehr bedeutendem Ausmaß.

Am Westfuße ist so das Inntal eingebrochen und bildet einen Graben, der unser Gebiet von seiner natürlichen Fortsetzung, dem Gebirge des Pendlings, trennt.

Die Spuren dieser Grabenbildung lassen sich noch weit in das Gebirge herein verfolgen. Im Zahmen Kaiser durchschneiden noch an der Naunspitze Verwerfungen in der Richtung der Inntalbrüche den Kamm, und am Fuße des Wilden Kaisers gehört noch das Eiberger Becken, eine zwischen Triasgesteinen eingebrochene Scholle von Jura-, Kreide- und Tertiärablagerungen, zum Inntalgraben.

Der Zahme Kaiser verdankt seinen steilen Nordabfall einer großen Längsstörung, die vom Inntal bis in das Talbecken von Kössen zu verfolgen ist, und das Kohlntal, die Ostgrenze des Gebirges, verläuft längs einer Querstörung, durch welche die westoststreichenden Ketten des Kaisergebirges vom massigen Stock des Unterbergerhorns, mit nordsüdlichem Kammverlauf, getrennt werden.

Verwickeltere Verhältnisse bietet die Südseite des Gebirges. Zwar ist der Bölfenzug, den das Durchbruchstal der Weißach vom Hauptteile des Kaisergebirges abtrennt, noch einfach gebaut. Aber am Nordfuße des Kleinen Bölfens schneidet eine Verwerfung durch den Kamm, setzt quer über das Weißachtal und zieht weiter am ganzen Südgehänge des Wilden Kaisers entlang. Sie ist ausschlaggebend für dessen Bau und ist die Ursache für die reiche Gliederung der Südseite des Gebirges im Gegensatz zu dem viel einfacheren, steilen Nordabfall.

Zunächst verläuft die Störung in mittlerer Höhe, durch die Furche des Hintersteinersees, greift dann aber in das Hochgebirge selbst ein, indem sie, durch das Sonnensteinkar und Schneekar zur Treffauer Lucke und quer über den oberen Scharlinger Boden hinweg zur Roten Rinnscharte ziehend, vom Hauptkamm die große Masse des Treffauer Kaisers und Kaiserkopfes abtrennt. An dessen Ostfuß springt sie nach Süden vor und setzt sich dann weiter nach Osten fort. Sie spaltet sich jetzt, bei der Gruttenhütte, in zwei Verwerfungen, die, nach Osten auseinander tretend, einen Graben am Fuß der Felsberge bilden.

Dessen Wände bestehen aus Wettersteinkalk und Muschelkalk, seine Füllung aber aus Raibler Schichten und Hauptdolomit, die, zwischen den Kalkmassen eingeklemmt, vor der Abtragung einigermaßen bewahrt blieben. Besonders die südliche Grabenwand, obgleich auf größere Strecken schon stark erniedrigt und nur im Niederkaiser noch gut erhalten, schützt die für die Almwirtschaft so wertvollen Raibler Schichten.

Im Osten vereinigt sich der Graben mit dem Almen- und Waldgebiete am Ostfuße des Wilden Kaisers. Er erhebt sich mit Wandfluchten von 800—1000 m Höhe darüber, und auch dieser Steilabsturz ist wieder das Erzeugnis einer großen Querstörung, an der Verschiebungen der Schichten in vertikaler Richtung im Betrage von rund 1500 m erfolgt sind.

Wir sehen bei all diesen Störungen, daß sie in irgend einer Weise den Zusammenhang der Faltenwellen beeinträchtigen, mögen sie nun im Innern des Gebirges verlaufen, wo sie die regelmäßige Mulde zertrümmert und in einzelne Schollen zerlegt haben, oder an seinen Rändern, wodurch die stärkere Heraushebung des Kaisergebirges und seine scharfe Abtrennung von den umgebenden Gebirgsgruppen hervorgebracht wurde. Beide Arten von Störungen aber zeichneten den stetig wirkenden abtragenden Kräften die Linien vor, längs deren sie sich entfalten konnten, und wir haben gesehen, daß bereits die eiszeitlichen Gletscher ein wohlentwickeltes Talnetz antrafen, das in voller Abhängigkeit vom geologischen Bau entstanden war und dessen Weiterbildung nach dem Rückzug der Gletscher ihren Fortgang nahm.

So steht das Kaisergebirge vor uns als das Ergebnis einer langen, wechselvollen Geschichte, aus dem Meere durch Kräfte der Tiefe herausgehoben, zu stolzen Bergen geformt, von Tälern und Schluchten zerschnitten durch die zerstörenden Wirkungen der Luft und des Wassers, noch jetzt in dauerder Umbildung begriffen, die langsam, aber unablässig neue Formen schafft.

Aus der Vergangenheit des Kaisergebirges

Von Prof. Rudolf Sinwel

Vorbemerkung Nordosttirol mit seinen drei Gerichtsbezirken Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg war bis in die Gegenwart herein ein Stiefkind der Geschichtswissenschaft. Durch den Umstand, daß es am Ende des Mittelalters seine staatliche Zugehörigkeit wechselte, kam es sozusagen zwischen zwei Stühle zu sitzen. Der bayerischen Geschichtsforschung fehlt es an lebhafterem Interesse für diese längst österreichisch gewordenen Gebiete, und die tirolische Forschung leidet unter der Armut der heimischen Archive an mittelalterlichen Beständen, die eben meist in Bayern liegen und infolge der räumlichen Entfernung schwerer zugänglich sind. Erst in der jüngsten Vergangenheit hat sich die Sachlage gebessert und heute ist eine Gruppe von jüngeren Tiroler Historikern mit Eifer an der Hebung und Verwertung der in- und ausländischen Quellenschätze für Nordosttirol. Noch immer aber gehört die Geschichte dieses Landesteiles zu den dunkelsten und lückenreichsten der tirolischen Geschichte. Das gilt natürlich in ganz besonderem Maße von dem an sich geschichtsarmen Kaisergebirge, und so erfreulich der Reichtum an turistischer und geologischer Literatur ist, die sich darauf bezieht, in geschichtlicher Hinsicht ist es, von einigen mehr oder weniger kühnen Namendeutungsversuchen abgesehen, noch ganz vernachlässigt und an brauchbaren Vorarbeiten liegt äußerst wenig vor. Es kann sich daher im nachfolgenden nicht um eine eigentliche Geschichte des Kaisergebirges, sondern im allgemeinen nur um einzelne Streiflichter und um den schüchternen Versuch eines in groben Zügen gehaltenen Umrisses handeln, dessen stoffliche Ausfüllung einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß.

Vordeutsche Siedelung[1] Daß von den das Kaisergebirge umgrenzenden Tälern wenigstens das untere Inntal schon in der jüngeren Bronzezeit eine ansässige und verhältnismäßig dichte Bevölkerung hatte, ist durch die Urnenfriedhöfe bei Wörgl und Kufstein hinreichend bezeugt. Und daß die damalige Besiedlung am Fuße des Kaisergebirges nicht haltmachte, ja daß schon weit früher der Mensch in die Wildnis des Gebirges eingedrungen war, dafür lieferten uns die Funde in der sogenannten Bären- oder Tischoferhöhle einen überraschenden Beweis. Diese Kalksteinhöhle befindet sich in der äußeren Sparchnerklamm, etwas hinter der Geisterschmiedwand, und 80 m über der Sohle des Bachbettes. Nachdem sie schon der als Dichter berühmte Geologe Adolf Pichler im

[1]) v. Wieser „Die vorgeschichtlichen Verhältnisse in Tirol und Vorarlberg (Bd. Tirol der „Österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild") und Der Urnenfriedhof in Kufstein (Ztschr. d. Ferdinandeums in Innsbruck 1905). — Schlosser, Die Bären- oder Tischoferhöhle im Kaisertale bei Kufstein (Abh. d. math.-phys. Kl. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss. 24. Bd.) — Jung, Römer u. Romanen in den Alpenländern. — Egger, Die Barbareneinfälle in die Provinz Rätien (Archiv für öst. Gesch. 90. Bd.). — Stolz, Die Urbevölkerung Tirols. — Menghin, Archäologie der jüngeren Steinzeit (Jahrb. f. Altertumsk. 6. Bd.) — Ztschr. f. österr. Volkskunde 1895. — Riezler, Gesch. Bayerns I. Bd. — Egger, Gesch. Tirols I. Bd. — Dalla Torre, Junks Naturführer Tirol. — Wolfsstrigl-Wolfskron, Die Tiroler Erzbergbaue. — Much, Der prähistorische Bergbau in den Alpen (Ztschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902). — Karg, Sagen aus dem Kaisergebirge.

Jahre 1859 entdeckt und das Vorhandensein vorzeitlicher Bärenknochen festgestellt hatte, wurde sie im Jahre 1906 vom Historischen Verein in Kufstein gründlich untersucht und die reichliche Ausbeute der Wissenschaft zugeführt. Das Ergebnis war ein hochinteressantes und wissenschaftlich wertvolles. Es ging aus den Funden hervor, daß die Höhle, die übrigens zu allen Kriegszeiten, zuletzt noch im Jahre 1809, als Zufluchtsstätte der umwohnenden Bevölkerung eine Rolle spielte, bereits im Zeitalter der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit, also vor mindestens 4000 Jahren, den Menschen bekannt und von ihnen für verschiedene Zwecke benützt war. Die Steinzeitmenschen, die noch gleichzeitig mit dem Rentier lebten, scheinen in der Höhle Tote bestattet und Leichenschmäuse abgehalten zu haben. Aus den Knochen- und Speiseresten geht hervor, daß sie schon mehrere Haustiere hielten, eine Art Schäferhund, ein auffallend großrassiges Rind, ein ziegenhörniges Schaf und ein aus dem Wildschwein gezüchtetes Hausschwein, daß sie Getreide (Weizen) bauten und allem Anschein nach aus Südeuropa stammten. In der Bronzezeit diente die Tischoferhöhle, nach den vorgefundenen Erzschlacken und Gußwerkzeugen zu schließen, als Werkstätte zur Erzeugung von Metallwaren. Es liegt nahe, in einem dieser vorzeitlichen Bronzegießer das Urbild des heute noch in der Volkssage fortlebenden Sparchner Geisterschmiedes zu erblicken. Schwierig ist jedoch die Frage nach der Herkunft der Rohstoffe für dessen Gewerbe, zumal sich die in der Höhle gemachten Bronzefunde durch ungewöhnlich großen Zinngehalt auszeichnen. Denn das eigentliche Zinnerz kommt heute in den Alpen nirgends vor, und wenn man nicht an die völlige Erschöpfung einstmaliger Zinnvorkommnisse glauben will, so bleibt keine andere Erklärung übrig, als daß dieses Metall gleich dem Feuerstein der Steinzeitler aus weiter Ferne durch den Handel bezogen wurde, wobei wir uns freilich dann über dessen verschwenderischen Verbrauch doppelt wundern müssen. Hingegen war das Kupfer gewiß tirolischer Abkunft und man braucht dabei nicht nur an den einstigen Bergsegen Nordtirols und an den mancherorts erwiesenen prähistorischen Bergbau zu denken, sondern es spricht manches dafür, daß auch im Kaisergebirge selbst einst bergmännische Tätigkeit ausgeübt wurde. Die geologische Beschaffenheit des Gebirges schließt bedeutende Erzvorkommnisse allerdings aus, und auch die verbürgte Geschichte weiß blutwenig von einem Bergbau im Kaisergebirge zu erzählen. Anderseits sind doch bei Ellmau und Going, auch in der Kienbergklamm, alte Bergbaue auf Kupferkies und Fahlerz bekannt, und am Durerköpfl finden sich Spuren von alten Stollen; im Gaisbachtal, wo es heute noch ein „Knappenloch" gibt, wurde früher Calcit und nach dem „Tiroler Landreim" (1558) „Mangeneß" (Mangan?) gewonnen, am Niederkaiser Magnesit. Mühltal bei Ebbs findet übrigens auch als alter Bergbauort und am Achleitenberg ein altes „Schmelzhüttenhaus" gelegentlich[1]) Erwähnung. Auch manche Flurnamen weisen in dieselbe Richtung. Es gibt eine Erztalwand am vorderen und einen Erzbach am hinteren Zahmen Kaiser, einen „Grubenberg" und ein „Grubenried" südlich von Durchholzen, einen Zinnersbach (!), der von einer „Freiberg" genannten Gegend südlich vom Hochgruebach herkommt und am Weiler Hüttling vorbei der Reiterache zufließt. Zum Teile können auch die stellenweise massenhaft vorkommenden Gletscherablagerungen aus Urgesteinstrümmern die Grundlage für eine bescheidene Erzgewinnung geboten haben, und der Gedanke, daß, wie die Geisterschmiedsage, so auch die Sagen vom Venedigermandl, von der Goldtrupf, vom Silberbründl und die verschiedenen Schatzsagen vielleicht doch nicht ganz eines Wahrheitskernes entbehren könnten, ist kaum ganz von der Hand zu weisen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung in spätere Zeiten wieder zur Bronzezeit zurück. Eine bestimmte ethnographische Zuweisung der unterinntalischen Bronzezeit-

[1]) Kufsteiner Steuerprotokoll 1675 im Innsbr. Staatsarchiv.

menschen ist noch nicht zulässig, aber es ist immerhin bemerkenswert, daß ihre Kunsterzeugnisse auf einen gewissen Zusammenhang mit dem bayerischen Vorlande, den oberen Donau- und östlichen Alpenländern, hindeuten. Vielleicht darf hier auch auf die uralte, in Ebbs und Köffen bis in die Gegenwart herein geübte Sitte, die Totenschädel zu bemalen, hingewiesen werden, die sich sonst nur noch im Salzburgischen, in Oberösterreich (Hallstatt), Steiermark und Kärnten wiederfindet. Im Nordosten Tirols scheint eine scharfe ethnische Grenze niemals bestanden zu haben. Seine leichte Zugänglichkeit und seine verhältnismäßig günstigen wirtschaftlichen Grundlagen lassen das Hereingreifen der ost- und nordwärts sitzenden Völker nicht nur begreiflich, sondern natürlich erscheinen. Auch in der Keltenzeit wird es nicht anders gewesen sein. Dafür spricht auch, daß eine Anzahl unterinntalischer Ortsnamen jeder anderen als keltischen Deutung widerstrebt, und da selbst von sonst abgesagten Gegnern des nordtirolischen Keltentums wenigstens für die Randgebiete des Landes die Möglichkeit keltischer Besiedlung zugegeben wird, so dürfte sich wohl, ohne in das Wespennest des Keltenstreites zu greifen, sagen lassen, daß die Umgebung des Kaisergebirges in der vorrömischen Zeit von Kelten bewohnt gewesen ist. Daß dieses rührige Volk seine wirtschaftliche Tätigkeit nicht auf die Talniederung beschränkte, sondern auch bereits dem wildnisstrotzenden Gebirgsstock des Kaisers jagend, rodend und schürfend an den Leib rückte, ist ohne weiteres anzunehmen; vermutlich trieben sie auch schon Almwirtschaft auf den Hochweiden des Zahmen und Wilden Kaisers. Sicherlich war dies in größerem Maße der Fall unter der fünfhundertjährigen Römerherrschaft. Den römischen Kolonisten wird eine besondere Vorliebe für die Almwirtschaft nachgesagt, und es scheinen heute noch inmitten der sonst reindeutschen Berg- und Almennamen des Kaisers sich vereinzelte Anklänge an diese romanische Zeit erhalten zu haben, so z. B. in dem rätselhaften Namen „Antelau" für den Südabhang des Brandkogels, in den Jovenspitzen, in der Rogeralm (alt: Roggä, von keltoromanisch roc = Fels?); ein allerdings sehr waghalsiger Etymologe versuchte sogar die Naunspitze auf das lateinische auspicium zurückzuführen. Auch manches Wort in der heutigen Almersprache erinnert noch an unsere romanischen Lehrmeister in der Almwirtschaft, wie Senner (senior), Schotten (= Quark), Jutten (Käsewasser), Marbl (ein Almkraut), Madaun (desgleichen), endlich das sehr verbreitete Kaser (vom casa = Haus, casura = Hütte).

Die Zeit der großen Rodungen[1])

Eine entscheidende Wendung für die Besiedlung und wirtschaftliche Erschließung bedeutete die Besitzergreifung der Gegend durch das jugendlich rüstige Bauernvolk der Bayern im 6. Jahrhundert. Diese werden bei dem entvölkerten Zustande des Landes sich mit dem Reste der alten Bewohnerschaft leicht friedlich-schiedlich auseinandergesetzt haben. Nach der herkömmmlichen Darstellung geschah die Besetzung in der auch bei anderen germanischen Stämmen üblichen Weise. Obereigentümer alles Landes wurde der Herzog; die Güter der „Walchen", wie man die romanischen Splitter im deutschen Volkskörper fortan nannte, sowie alle herrenlose Wildnis, Sumpf,

[1]) Riezler, Gesch. Bayerns I. Bd. — Egger, Gesch. Tirols I. Bd. — Derselbe, Das Aribonenhaus. — Jäger, Gesch. d. landständischen Verfassung Tirols. — Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. — Fastlinger, Die wirtschaftliche Bedeutung d. bayer. Klöster. — Juffinger, Wirtschaftl. Streiflichter üb. d. Ger.-Bez. Kufstein (Forsch. u. Mitt. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs 1905 u. 1908). — Redlich, Über Ortsnamen der östl. Alpenländer u. ihre Bedeutung (Ztschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1897). — Kogler, Die älteren Stadtrechtsquellen von Kitzbühel (Ztschr. d. Ferdinandeums, 52. Jhrb.). — Drei bayerische Traditionsbücher, herausgegeben von Petz, Grauert u. Mayerhofer. — Drei Urbare des Herzogtums Bayern in den Mon. Boica 36a u. b. — Die im Innsbrucker Staatsarchiv befindlichen Steuerbücher und Güterbeschreibungen der Gerichte Kufstein u. Kitzbühel vom 15.—18. Jhrh.

Wald und Felsen, fielen ihm als unmittelbares Eigentum, als Krongut zu. Jene wurden zwar den alten Besitzern gelassen, aber tributpflichtig gemacht; große zusammenhängende, namentlich wildreiche Waldgebiete und Gebirge pflegten die Herzoge in Bann zu legen, d. h. ihrer eigenen Nutznießung vorzubehalten. Daß dies auch mit dem Kaisergebirge geschehen, dafür haben wir zwar kein ausdrückliches Zeugnis, aber es ist aus mancherlei später zu erörternden Gründen höchst wahrscheinlich. Aller übrige Grund und Boden wurde unter den freien Volksgenossen so aufgeteilt, daß jede Familie ihren reichlich auskömmlichen Anteil am Ackerland bekam, wogegen Wald und Wiese ungeteilt und als Allmende oder gemeine Mark Gemeindebesitz der ganzen Dorfschaft blieb. Die gebirgige und waldreiche Natur der Gegend und die Siedlungsweise der Vorbesitzer kamen dem germanischen Drange nach Ellbogenfreiheit in hohem Grade entgegen. Zunächst natürlich jene Striche und Gründe bevorzugend, die schon früher angebaut waren, legten die neuen Herren des Landes ihre Einzelgehöfte, Weiler und offenen Haufendörfer, die geschlossene Siedlung überall meidend, mit Vorliebe an den überschwemmungssicheren Talrändern und auf der sonnigen Höhe breiter Hügelrücken oder Bergstufen an. Stolz nannten sie ihre freien Eigengüter nach ihrem Familienhaupte oder Sippenführer, indem sie dessen Namen die Endsilbe ing anhängten. Solcher ing-Orte, in denen wir also, soweit sie echt, d. h. von Personennamen abgeleitet sind, die ältesten deutschen Ansitze zu erblicken haben, gibt es im Unterinntal eine auffallend große Zahl, im nächsten Umkreise des Kaisers allein mit Einbeziehung älterer Namen deren über zwanzig, darunter manche, an deren Echtheit kaum zu zweifeln ist, wie z. B. Oetting, Bidring, Pietzing, Fricking, Leidratingen (1280), Hörpfing, Eberhartling an der Südseite, Wohlmuting, Gundharting, Grilling, Pfötsching (1675), Fritzing, Wolfing (alt: Waldolfingen), Pötting an der Nordseite des Gebirges.

Lange konnten jedoch die neuen Bebauer mit dem alten Kulturland ihr Auslangen nicht finden. Die Volksvermehrung und das starke Raumbedürfnis der niedrigen Wirtschaftsstufe drängten nach Erweiterung, und durch das Recht des Neubruches, d. h. das Recht jedes Dorfgenossen, durch Rodung neues Land als Eigentum zu erwerben, war dazu leicht Möglichkeit gegeben. Durch Schlagen, Brennen und Sengen, durch Schwenden und Reuten wurden die im Überfluß vorhandenen Wälder gelichtet und „Einfänge" gewonnen, oft in solchem Ausmaße, daß neue Bauerngüter mit eigener Hofstatt entstanden, selbst mehrfache Teilungen eines und desselben Gutes eintraten. Besonders großartigen Umfang, den Charakter planmäßigen Betriebes nahm jedoch die Rodungstätigkeit erst durch die Teilnahme des Klerus und des Adels in der Zeit der sogen. „großen Rodungsperiode" zwischen 700 und 1300 an. Insbesondere der Klosterrodungen muß auch in unserer Gegend die größte Bedeutung zugeschrieben werden. Zwar zeigt das unterste Inntal im Gegensatze zum klösterreichen Oberbayern nur zwei kleine klösterliche Anlagen: die Martinszelle bei Kufstein (das heutige Zell) und St. Peter am Madron oberhalb Flinsbach. Von letzterem ist kaum mehr als sein Dasein bekannt, von jenem, das im Jahre 788 im Güterverzeichnis des Erzbischofs Arno als salzburgisches Filialkloster, ubi fratres nostri manibus laborant, angeführt ist, aber schon im 10. Jahrhundert der Einziehung durch Herzog Arnulf zum Opfer gefallen sein dürfte, wird mit gutem Grund angenommen, daß es auch auf dem rechten Innufer an der Urbarmachung der Gegend sehr stark beteiligt war und sein Wirken bis an den Fuß des Kaisers — man schreibt ihm die Erschließung des Buchberges zu — ausgedehnt habe. Die Hauptarbeit aber fiel jedenfalls entfernteren Klöstern zu, die von den bayerischen Herzogen und Adelsgeschlechtern mit Land und Güterschenkungen in unserer Gegend freigebig ausgestattet waren. Es ist ein volles Dutzend oberbayerischer Klöster, die nachweislich im Laufe des früheren Mittelalters um das Kaisergebirge herum Grundrechte und Giebig-

keiten erwarben, welche, allerdings meist unklar in ihrem Ursprunge, sich zum größten Teile, wenn auch oft nur mehr in Spuren, bis in die Neuzeit erhielten: Frauenchiemsee, Herrenchiemsee, Seeon, St. Zeno bei Reichenhall, Reitenhaslach, Baumburg, St. Petersburg, Rott, Wessobrunn, Berchtesgaden, Fürstenfeld und Altomünster. Begütert waren ferner noch St. Peter in Salzburg und St. Georgenberg; auch der Templerorden hatte einmal Besitzungen im Leukental. Der oft vorkommende „Ettaler Weinguß", d. i. die auf einer größeren Anzahl Urbargütern liegende Verpflichtung, mitsammen jährlich 20 Fuder welschen Weines nach dem Kloster Ettal zu liefern, bestand erst seit Kaiser Ludwig von Bayern, kommt also für unsere Zeit nicht in Betracht. Desgleichen sind die Grundherrschaften von Mariatal (gestiftet 1267), vom Augustinerkloster in Rattenberg (gestiftet 1387), von der Fronleichnamsbruderschaft in Kufstein und von Mariastein späteren Ursprungs. Hingegen lassen die sehr zahlreichen Kirchengüter, an denen fast alle Gotteshäuser im weiten Umkreis des Kaisergebirges, von der St. Leonhardkirche bei Kundl bis Rohrdorf bei Rosenheim, insbesondere die altehrwürdigen Mutterkirchen zu Ebbs und Söll, beteiligt waren, auf eine lebhafte Rodungstätigkeit der Kirchen schließen. Bedenkt man weiter die einst ansehnlichen Herrschaftsrechte der Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Salzburg, Chiemsee und Brixen, so ergibt sich ein in seiner Gesamtgröße wie in seiner Zersplitterung gleich staunenswerter geistlicher Besitzstand in unserer Gegend. Unmöglich ist es, den wirklichen Anteil aller dieser geistlichen Grundherren an der Urbarmachung und wirtschaftlichen Erschließung des Kaisers näher zu bestimmen oder ihre Wirksamkeit gegen die gleichartige der weltlichen Machthaber, der Landesherren, des hohen und niederen Adels abzugrenzen. Denn es gibt kaum eine dunklere und verworrenere Sache als die mittelalterlichen adeligen Besitz- und Verwandtschaftsverhältnisse im ehemals bayerischen Unterinntale. Wohl haben wir von Begüterungen der Aribonen und Welfen, der Andechser, Falkensteiner, der Sponheim-Ortenburger, der Ebersberger, der Scheyern-Wittelsbacher, der Sulzbacher Grafen mehr oder weniger zuverlässige, wenn auch selten genauere Kunde. Aber über den Besitzstand und die Rodungen des eingesessenen niederen Adels sind wir äußerst mangelhaft und selbst in bezug auf seine hervorragendsten Vertreter, die Ebbser und Velben, recht lückenhaft unterrichtet. Doch genug an dem, was wir wissen! Es wurde jedenfalls gründliche Arbeit gemacht und im großen und ganzen das Siedlungswerk vollendet, wie es gegenwärtig vor uns liegt. Heute noch reden die Ortsnamen darüber in deutlicher Sprache zu uns. Auf Schritt und Tritt begegnen wir Orten, die durch ihren Namen deren Entstehung durch Rodungsarbeit und die ehemalige Ausdehnung des geschlossenen Waldes verraten, so namentlich alle, die mit schwend, brand, holzen, reut, ried, schlag, sang, köln, wald, au u. dgl. gebildet sind. Manche lassen auch die einst dort herrschende Baumart erkennen, wie Eichelwang, Aschach (von Esche), Büchlach und Buchberg, Ellmau (Elm = Ulme), Fiecht, Taxa, Dux (Duchsach), Haslach. Nicht wenige, zum großen Teile allerdings verschollene Namen weisen durch ihre Wortbildung vielleicht bis in die Zeit der Freibauernrodungen, in die Nähe der ing-Orte, zurück, z. B. Mutolfsawe, Hattenawe, Wernherspach, Wetzinsprunne, Spizzieshube, Welfeshofen, Rudolfsstätt (heute Ruedorf), Menninstat, Hattenstetten (heute Hatten). Im weiteren Verlaufe führte diese Rodungstätigkeit, indem sie die Ausbildung größerer Grundherrschaften begünstigte, zur Vernichtung des alten freien Bauerntums. Teils freiwillig, um sich der Last des Kriegsdienstes zu entziehen, teils moralischem oder wirtschaftlichem Drucke weichend, unterwarf sich ein Freibauer nach dem anderen dem grundherrschaftlichen Gefüge. Die wenigen, die ihre Unabhängigkeit behaupteten, pflegten dem Bauernstande ganz zu entwachsen und im niederen Adel aufzugehen.

Von dem Stande der bäuerlichen Wirtschaft im früheren Mittelalter geben uns die

Salbücher der bayerischen Herzoge aus dem 13. und 14. Jahrhundert eine ziemlich gute Vorstellung. Darnach stand unter den Naturalabgaben unserer Gegend von den Getreidearten der Hafer an erster, Weizen, der in zwei Arten gebaut wurde, an zweiter Stelle; Gersten und Roggen sind selten genannt, hingegen Haar (Flachs) sehr häufig. Auffallen muß vor allem, was für eine hervorragende Rolle der Wein spielte, der heute nirgends mehr gebaut wird und durch die klimatischen Verhältnisse überhaupt fast ausgeschlossen scheint. Nun ist es zwar allbekannt, daß der Weinbau in alter Zeit eine viel größere Ausdehnung nach Norden hatte als heute und für manche Orte Nordtirols und der bayerischen Hochebene sicher nachgewiesen ist. Dennoch müssen die im Falkensteinischen Kodex von 1180 und in den späteren bayerischen Urbaren angeführten Weinzinse nicht nur wegen der Lage einzelner Güter, sondern auch durch die zu liefernde Menge uns in Erstaunen versetzen. Hatten doch die Aemter Kufstein und Kitzbühel zu Anfang des 14. Jahrhunderts rund 400 *hl*, das Amt Ebbs allein im Jahre 1280 über 100 *hl* an Wein zu zinsen. Sollte damit wirklich an Ort und Stelle erzeugter Wein gemeint sein? Die Frage ist, trotzdem es Regel war, daß Eigenprodukte als Grundzins gefordert wurden, doch berechtigt, weil gelegentlich auch Abgaben vorgeschrieben waren, die nicht in heimischen Erzeugnissen bestanden, z. B. in welschem Wein. Auch der schon erwähnte Ettalische Weinguß bezog sich ausdrücklich auf welschen Wein. Wenn man aber anderseits findet, daß gerade solche Güter, die für den Weinbau ungünstig gelegen waren, auch keinen Weinzins zu leisten hatten; daß es im ältesten Urbar des bayerischen Herzogtums bei Ebbs heißt, daß „von jedem Garten ein Eimer" zu geben sei; wenn an anderen Stellen von einem Weinzehent die Rede ist, dessen Höhe sich nach der Ertragsfähigkeit des Bodens richtete; wenn in Walchsee, Durchholzen und anderwärts Abschreibungen vom Weinzins stattfanden wegen Ueberschwemmung oder Nichtbebauung; wenn das Kitzbühler Stadtrecht Verbote, bezw. zeitliche Befristungen des Weinschankes außerhalb der Wirtshäuser, des sogen. „Buschenschankes" also, enthielt: so sind dies Erscheinungen, die zu dem Schlusse zwingen, daß damals tatsächlich rings um das Kaisergebirge und an dessen Hängen regelmäßig und ganz erfolgreich Weinbau getrieben wurde. Freilich, von der Güte des Erzeugnisses meldet die Ueberlieferung nichts; es mag dem berüchtigten Schlesier kaum nachgestanden sein. Aber unsere Altvordern verstanden es ja meisterlich, auch den grimmigsten Rachenputzer sich mundgerecht zu machen, indem sie ihn zu dem beliebten „Würzwein" zubereiteten.

Für den bedeutenden Umfang der Viehzucht sprechen die in den Salbüchern häufig vorkommenden Viehzinse und Schwaigen. Schwaige, der älteste deutsche Ausdruck für Alm — „Schwoagerin" heißt heute noch die Sennerin im unterinntalischen Volkslied — bedeutete damals nicht immer eine Alm im heutigen Sinne, ist vielmehr oft nur im Sinne von Viehhof (lat. vaccaria) zu nehmen. Schwaigen lagen zuweilen so niedrig, daß sich später aus ihnen regelrechte Bauerngüter, die Ursprungstätten der zahlreichen Schwaighofer- und Schwaigerfamilien, und ganze Ortschaften entwickelten — das Dorf Schwoich hieß früher Schweuch. Selbst in der Talebene lagen sie; so gab es z. B. im Dorf Ebbs vier Schwaigen. Einzelne zinsten sogar Wein. Hingegen gab es auch solche, die schon eigentliche Almen waren; denn wir erfahren gelegentlich von zwei Baccarien in „Stainberch" am Anfang des 14. Jahrhunderts. Leider lassen sich von den meisten sonst vorkommenden Namen solcher Viehhöfe keine Anwendungen auf die Gegenwart machen. Ihre Zahl war groß. Im Amte Ebbs gab es um 1300 deren 23, zu Walchsee gehörten um 1200 deren 6. Ihr gewöhnlicher Zins war Käse, 200—300 Stück jährlich. Die Bauerngüter selbst zinsten an tierischen Naturalabgaben Böcke, Schafe und Lämmer, außerdem Häute und Marderbälge. Das älteste Urbar des Herzogtums Bayern, zwischen 1222 und 1228 angelegt, enthält den für uns besonders wertvollen Satz: „Von aime lehn hinder dem

Kaiser git (gibt) man ainen boc." Es ist dies die erste bisher bekannte Nennung unseres Gebirges. Daß mit diesem Bock ein Steinbock gemeint sei, wie ein Etymologe vermutet[1]), möchte ich trotz des für damals sicher anzunehmenden Vorkommens dieses Wildes doch bezweifeln. Denn es hatten einzelne oder auch mehrere Böcke auch solche Bauern zu zinsen, die im Tale und weit abseits vom Hochgebirge saßen, wie z. B. in Eichelwang, Oberndorf, Pittelheim bei Niederndorf (drei große Böcke!), und nach dem Urbarium von 1280 hatte das Gut „Hinterchaiser" ein Schaf zu liefern. Also dürfte wohl auch der Bock ein Haustier gewesen sein.

Adelssitze und -geschlechter[2])

Östlich von Ebbs erhebt sich auf einem der letzten Hügelausläufer, mit denen das Kaisergebirge gegen die breite Talebene absetzt, das weithin freundlich grüßende St. Nikolauskirchlein. Es ist ein beliebtes Ausflugsziel, das geringe Mühe reichlich lohnt; denn man genießt von dort eine herrliche Rundschau, und der Blick trägt über das gesegnete, heitere Unterland hinweg bis hinauf zu den gletscherblinkenden Ötztaler Fernern, einer der weitesten Talblicke im ganzen Alpengebiet. Hat man dann im stimmungsvollen Kirchlein selbst seinen Kunstsinn an der zierlichen Gotik des Altares, der Kanzel und der kunstvoll geschnitzten Bänke geweidet, so bietet das schmucke, auf grünem Anger stehende und weinumrankte Bauernwirtshaus hinter der Kirche willkommene Rast und Stärkung. Das Ganze ist eine ländlich-friedliche Idylle von unwiderstehlichem, unvergeßlichem Reiz. Aber nicht immer war es so. An der Stirnseite des Hauses ist, von einem Münchener Geschichtsfreund gestiftet, eine farbige Tafel eingelassen, die uns in teilweise unrichtigen Angaben belehrt, daß wir an der Stelle weilen, wo vor Zeiten das Stammhaus des uralten Geschlechtes der „Ebser zu Ebs" gestanden sei. Und so schwer es einem auch bei so völliger Spurlosigkeit zu glauben ankommt, es erhob sich wirklich an dieser Stelle einst eine feste Ritterburg, und die heutige Nikolauskirche ist nichts anderes als die ehemalige Schloßkapelle der verschollenen Burg Ebbs. „Ad sanctum Nicolaum in castro eodem" („Zum hl. Nikolaus in der Burg daselbst") war nach einem oberbayerischen Urbar vom Hügel in Ebbs ein Bottich Wein zu leisten. Noch im 15. Jahrhundert gab es Kirchpröpste des Gotteshauses St. Nikolaus „zu Eps auf der Burg". Ein Kufsteiner Steuerkataster aus der Mitte des 18. Jahrhunderts verzeichnet unter anderem auch die Urbargerechtigkeit des „Hauses, Hofstatt und Garten bei der St. Nikolausburg", freilich ohne anzudeuten, in welchem Zustande sich das Gebäude damals befand. Jedenfalls scheint es hundert Jahre später schon so gründlich verschwunden gewesen zu sein, daß der scharfäugige Staffler, dem nicht die kleinste Ruine zu entgehen pflegte, den einstmaligen Bestand einer Burg nur mehr als sagenhaft zu bezeichnen wagte. Das älteste Zeugnis für eine Burg Ebbs liegt uns in einer Urkunde aus dem Jahre 1174 vor[3]), in der Kaiser Friedrich I. in einem Vertrage mit dem Bischof Hermann II. von Bamberg sich die Anwartschaft auf die noch im Besitze des letzten Grafen Gebhard II. von Sulzbach befindlichen Lehen sicherte und für sich und seine Söhne Friedrich und Otto auch den freien Genuß der Burg Ebbs und aller dazu gehörigen

[1]) Zösmair, Die Kufsteiner Eibergstraße und der Wilde Kaiser (Innsbr. Nachrichten 1914).
[2]) Aufschneider, Die Ebbser (Tiroler Grenzbote 1900); Filzer, Die letzten Heiden im Spertental und deren Opferstätte am Falkenstein (Volkszeitung, Innsbruck 1907); Schwarz, Tirolische Schlösser; Führer durch St. Johann u. das Kaisergebirge (Abschnitte „Spital auf der Weitau" und „Die Velben"); Egger, Das Aribonenhaus; Koch-Sternberg, Bayern u. Tirol; Lettenbichlers Nachlaß im Ferdinandeum zu Innsbruck; Monumenta Boica unter Aufenstein, Ebbs, Kamerau, Velben, Wagrain; Staffler, Tirol und Vorarlberg; Beda Weber, Das Land Tirol; v. Pettenegg, Die Herren von Aufenstein (im „Adler" 1875); v. Mayrhofen, Genealogien des tirolischen Adels (Handschrift im Ferdinandeum Innsbruck).
[3]) Mon. Boica, Bd. XXIX, S. 419, und Oberbayr. Archiv, Bd. XVIII, S. 236.

Güter ausbedang. Diese Tatsache entbehrt wegen der darin liegenden besonderen kaiserlichen Wertschätzung dieses Besitzes nicht eines höheren Interesses. Jedenfalls ging zufolge dieser Abmachung die Burg im Jahre 1188 mit den anderen Sulzbachischen Lehen auf die genannten Söhne des Kaisers über, wird jedoch nach deren vorzeitigem Tode im Jahre 1191 wieder an das Bistum Bamberg heimgefallen sein. Wie lange die Burg nach dieser kurzen hohenstaufischen Lehenschaft noch bambergisch war, ist unbekannt. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheint sie bereits unter den Besitzungen der bayerischen Herzoge, im Jahre 1280 als oberbayerischer Amtssitz. Im Jahre 1319 gehörte sie und Werberg zu jenen Festen, die Kaiser Ludwig von Bayern den niederbayerischen Herzogen verpfändete, um ihre Hilfe in seinem Kriege gegen Friedrich den Schönen von Österreich zu gewinnen. Etwas später, 1331, findet man die Burg Ebbs wieder in Gesellschaft der genannten Orte sowie der Burgen und Städte Wasserburg und Klingenberg, als Morgengabe für desselben Kaisers Ludwig Gemahlin Margarete bestimmt, in deren Besitz sie sich 1344 noch befand. Über ihr weiteres Schicksal ist man nur auf Vermutungen angewiesen, und gänzlich unbekannt ist, wann, wie und aus welchem Grunde sie zerstört oder ihrem langsamen Verfalle preisgegeben wurde.

Länger als die Burg Ebbs erhielt sich das Geschlecht, das von ihr den Namen führte, am Leben, wie es auch früher aus dem Dunkel der Vergangenheit auftaucht. Denn schon im Jahre 1140 tritt ein Ermerich da Ebese als Zeuge einer Schenkung eines Pienzenauers an das Kloster Herrenchiemsee auf, 25 Jahre später ein Wilhelm Ebser auf Turnieren zu Zürich und Köln, womit dessen Zugehörigkeit zum Ritterstande erwiesen ist. Sie mögen ursprünglich dem bambergischen und später dem bayerischen Dienstadel angehört haben und zählten im 14. und 15. Jahrhundert sicherlich zu den reichsten und angesehensten Adelshäusern der Gegend. Das müssen wir aus ihrem großen Grundbesitz schließen, der sich nachweislich in verstreuten Gütern bis Tölz und Lenggries in Bayern, bis Reit bei Brixlegg und bis Hopfgarten erstreckte und seit etwa 1330 auch den Ansitz Wagrein, nach 1448 einige Zeit außerdem Schloß Stein (heute Mariastein) umfaßte; ferner aus ihren verwandtschaftlichen Verbindungen mit denen von Pinzenau, Wolkenstein, Auer von Auerburg, Freiberg, den Reicherzhaimern und anderen bedeutenden Familien; endlich aus den Ämtern, die sie bekleideten: eine Reihe von Ebsern waren Pfleger und Richter zu Kufstein, zu Itter, zu Rodeneck und in Brandenberg, einer war Propst zu Chiemsee, ein anderer Prälat zu Ebersberg. Über den Ausgang der Ebser weiß man nichts Bestimmtes. Die Ansichten der Genealogen gehen auseinander. Die einen lassen sie mit Hans Ebser im Jahre 1473, die anderen erst im 16. Jahrhundert aussterben. Tatsache ist, daß ihre Rolle mit dem Ende des Mittelalters ausgespielt war und das Geschlecht seitdem verschollen ist. An der Ebbser Pfarrkirche erinnert noch ein gut erhaltener Grabstein an einen im Jahre 1435 gestorbenen Otto Ebser und die Inschrift enthält auch den Namen eines zweiten Otto und eines Zacharias Stephan Ebser. Das Wappen der Ebbser weist einen roten Sparren auf goldenem Grunde auf.

Viel weniger noch als von der Ebbserburg ist von den älteren Schicksalen des adeligen Ansitzes Wagrein bekannt, der, einen Kilometer nordwestlich von jener in der Talsohle gelegen, sich heute noch in besterhaltenem Zustande befindet. „Wachraine" kommt zum ersten Male 1073 und wiederum 1151 als Name einer Besitzung des Klosters Rott in unserer Gegend vor. 1180 zeugt ein Sigboto von Wachrain bei einer Schenkung eines Udalrich von Simsee nach Chiemsee. Es spricht einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß es die Wiege eines eigenen Adelsgeschlechtes gewesen ist. Im Jahre 1342 soll sich aber bereits ein Ebbser darnach benannt haben; ganz sichergestellt ist der Besitz von Wagrain in den Händen der Ebbser allerdings erst

vom Jahre 1421 an und es blieb seitdem allem Anscheine nach bei dieser Familie bis zu deren Erlöschen. Dann scheint es zunächst auf die mit ihnen verwandten Reicherzhaimer und sehr bald darauf an die Dreylingsche Familie übergegangen zu sein. 1543 starb in Schwaz laut dortigem Grabmal ein Kaspar Dreyling v. Wagrein, 1599 ein in Kufstein beigesetzter Kaspar Dreyling von Wagrein. Aber schon 1603 erscheinen die Welser aus Pinzgau als Herren zu Wagrein, die es länger besessen haben dürften; denn erst 1732 finden wir es wieder in anderem Besitze, nämlich in dem der Steyrer, vermutlich der Familie jenes unglücklichen Amtsbürgermeisters Steyrer in Kufstein, dem in der Feuersbrunst des Jahres 1703 die Frau umgekommen war. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam es in raschem Wechsel in die Hände verschiedener Bauersleute (Ahorner, Pichler, Schlechter), dann wieder in bürgerlichen Besitz, als es der Innsbrucker Arzt Ingenuin Lorenz kaufte, der es an den Bürger Leonhardt Buchauer in Kufstein weiter verkaufte, bei dessen Haus es bis in die dritte Geschlechtsfolge blieb. Unter den Buchauern wurde das Schloß wieder in den gegenwärtigen wohnlichen Stand gesetzt und an Stelle seines „lustigen" Teiches, den ein Chronist eigens hervorhebt und dem es offenbar den Namen verdankt[1]), erbauten sie eine Zementfabrik. Im Jahre 1903 brachte den Ansitz der Bankier Karl Payr aus Innsbruck an sich, nach dem er vor kurzem erblich auf Herrn Niederseber, Bankvorstand in Innsbruck, überging. Achtzehn Bauern der näheren Umgebung hatten einst den Herren auf Schloß Wagrein zu zinsen und zu fronen und aus Kufstein bezogen sie einen Zehent, dessen letzter Inhaber die Bürgerfamilie der Baumgartner in Kufstein gewesen ist.

Wie auf dem alten Burghügel bei Ebbs verdankt auch auf der Südseite des Kaisers ein Nikolauskirchlein ritterlicher Frömmigkeit sein Dasein. Ich meine die Kirche zu Spital in der Weitau bei St. Johann. Es war, wie ein viel später gesetzter Marmorstein mit gotischer Inschrift neben der Kirchenpforte mitteilt, die Stiftung des Edlen Gebhard v. Velben und seiner Familie aus dem Jahre 1262, und Beda Weber berichtet von einem merkwürdigen Glasgemälde hinter dem Altare, das, aus dem Jahre 1483 stammend, laut lateinischer Inschrift die Familie des Stifters und deren Schutzheiligen darstellt. Nördlich von Spital bei dem Weiler Rettenbach führt ein aussichtsreicher Hügel, an dessen Westseite die Bauernhöfe Ober- und Unterbürg liegen, den Namen „Schloßberg", und das Volk verlegt hieher den Standort des sagenumwobenen Velber Schlosses. Staffler konnte noch vor 70 Jahren von „der alternden Feste von Velbenberg" sprechen, „dem ehemaligen Sitze der Ritter v. Velben, welche immer mehr dem Verfalle entgegengeht". Was hat es nun mit diesem Adelsgeschlecht der Velben für ein näheres Bewandtnis? Nach Brandis „Ehrenkränzlein" gehörten die Velben schon 1130 zum berühmten Adel. Der erste Edle dieses Namens, Crafte de Veluwen, ist für das Jahr 1150 belegt, der nächste, Heitfolc v. Veluwen, tritt zwischen 1160 und 1180 wiederholt als Zeuge auf Urkunden des Erzbischofs von Salzburg und der Herzoge von Bayern auf. 1255 ist Gebhardus v. Veluwen, vermutlich der Stifter des Spitals in der Weitau, gleich hinter dem Grafen von Playen Zeuge auf einer Urkunde des Königs Ottokar, ebenso 1261 auf einer Schenkungsurkunde des Erzbischofs von Salzburg und 1271 auf einer Urkunde des Herzogs Ludwig von Bayern. 1272 wurde derselbe Gebhard v. Velwen vom Regensburger Bischof mit den Burgen Itter, Sperten und Schintelburg, sowie der Vogtei im Brixental und mit einigen Gütern in Kelchsau und Söll belehnt, und es blieben diese Lehen bis 1297 bei den Velben. Der mehrmals genannte Gebhard und sein Sohn Eberhard treten auch (1256 und 1320) als Gerichtsherren von Kitzbühel auf. 1280 hat ein „Velwarius antiquus" bambergische

[1]) Wagrain, ein übrigens öfter vorkommender Ortsname, ist zusammengesetzt aus Wag = Wasser und Rain = Rand, Ufer.

Güter im Inntal inne, Anfang des 14. Jahrhunderts kommt den „Velberiis“ eine Steuereinahme von 5 Pfund aus dem Amte Aurach zu. Im 14. Jahrhundert deutet das Vorkommen mehrerer Velben auf Beziehungen ihres Hauses zu den Klöstern Baumburg und Rott in Bayern hin; von letzterem hatte noch Otto v. Velben 1327 das Gut Wiesenschwang zu Lehen. Immerhin genug, um ersehen zu können, daß das Geschlecht der Velben reich, mächtig und angesehen war. Nach Koch-Sternfelds „Bayern und Tirol“ hatte es in Oberpinzgau seinen Ursprung und am Eingang ins Velbertal seinen Stammsitz. Sie seien die ersten Ministerialen der Grafen von Playen gewesen, hätten diese kraft Verwandtschaft im Pinzgau beerbt, seien Burggrafen von Mittersill und Kaprun geworden und auch mit den Grafen von Falkenstein-Neuburg verwandt gewesen. Ferner weiß Koch-Sternfeld noch folgendes zu berichten: Im Jahre 1322 hätten sich zu Augsburg Bischof Niklas von Regensburg, König Heinrich von Böhmen, Herzog Heinrich von Niederbayern und König Ludwig von Rom vereinigt, das „neue Haus“, das Ekke der Velbe innehabe, zu besetzen und nimmer zu verlassen, ehe es zerstört sei, wegen des Schadens, den er an Land und Leuten getan, auf Wasser und Land und auf der Straße; die Hauptleute von Eglofsheim, von Freundsberg und von Rottenburg seien mit der Durchführung dieses Beschlusses beauftragt worden. Dieser Ekke v. Velben scheint also ein ganz gefährlicher Vertreter des Raubrittertums gewesen zu sein. Wurde die Zerstörung seines Raubnestes auch wirklich ausgeführt? Und wo lag es? Nach dem Hinweis auf die Störung des Wasserverkehrs und der Wahl der Hauptleute liegt es nahe, sie im Inntal zu vermuten. Das Ende der Velber verliert sich wieder ins dunkle. Sie müssen anfangs des 15. Jahrhunderts ausgestorben sein. Ihr Besitz bei St. Johann dürfte auf die Münichauer und durch diese auf die Lamberger gekommen sein, die später das Patronat über die Nikolauskirche in der Weitau innehaben. Eine besonders romantische Rolle weist die Volkssage den Velberrittern zu. Diese sollen nämlich in den Kämpfen gegen die letzten Heiden des Brixener- und Spertentales, die sich am Klausenbach bei Kitzbühel abgespielt hätten, die Vorkämpfer und siegreichen Anführer der Christen gewesen sein[1]).

Die Volkssage erzählt auch noch von zwei Nachbarburgen des Velberschlosses, auf deren einer die wilden Aufensteiner hausten, während auf der anderen die frommen, von den Aufensteinern verfolgten und von den Velbern beschützten Kummersteiner saßen. Natürlich siegte schließlich die Tugend und der letzte Aufensteiner setzte den letzten Velben zu seinem Erben ein. Nun gab es allerdings ein hervorragendes tirolisch-kärntnerisches Adelsgeschlecht Aufensteiner, das möglicherweise in dieser Gegend Güter besaß. Aber von Kummersteinern weiß die Geschichte nichts. Ob sie mit den Kamerauern oder Kummerauern gleichbedeutend sind, einem bis Ende des Mittelalters blühenden, wahrscheinlich auch in Nordtirol begüterten bayerischen Adelsgeschlechte, dessen Vertreter sich seit 1343 von oder zu Heitstein (Heitzstein) schrieben, wage ich nicht zu vermuten. Ein Ort dieses Namens ist für unsere Gegend nicht in Erfahrung zu bringen. Wohl aber gibt es nordöstlich von Rettenbach, zwischen Gasteig und Litzelfelden, auf den Ostausläufern des Wilden Kaisers, den Flurnamen „Kummerstein“ und in dessen nächster Nähe eine „Burgwiese“, Tatsachen, die immerhin für das einstmalige Vorhandensein einer Burg an dieser Stelle zu sprechen scheinen, und es nötigt uns jedenfalls Bewunderung ab, wie fest und lebhaft die Volksüberlieferung die Erinnerung an diese längst verschollenen Rittergeschlechter bewahrt hat.

[1]) Die Velben haben übrigens auch ihre dichterische Verewigung gefunden durch das 1871 in Salzburg erschienene Epos „Ein Edelmann“ von M. J. Schwaiger, Vikar in Ellmau. Eine von M. Menhart dichterisch behandelte Sage bringt die Entstehung des Spitals in der Weitau mit der wunderbaren Bekehrung Gebhards v. Velben zum Christentum in Zusammenhang. — Das Wappen der Velber zeigt ein blaues Steinbockhorn — „Felbwild“ (Falbwild) ist die alte Bezeichnung für Steinböcke — auf goldenem Felde.

In dem späteren Nebennamen Kolbental für das alte Kohlental (1073 Choletal) scheint sich der Name der ritterlichen Herren von Kolb erhalten zu haben, die seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar sind und sich von der Mitte des 13. Jahrhunderts als „Kolb ob dem Gasteig" zeichneten. Sie waren mit dem Tiroler Adel vielfach verschwägert, unter anderem auch mit den Ebbsern, Velben und Rottenburgern. Näheres über ihren Besitz und Wohnsitz ist nicht bekannt. Ihr Wappenbild war ein Streitkolben. Der letzte ihres Namens soll Ulrich Kolb ob dem Gasteig gewesen sein, der in Innsbruck ansässig war und um 1438 starb.

Damit schließen wir diesen dem Adel gewidmeten Teil und kehren zur Geschichte der bäuerlichen Entwicklung des Kaisergebirges zurück.

Die Kaisertalhöfe[1])

Wir haben bisher unsere Betrachtung auf die sich unmittelbar an die umgrenzenden Talflächen anschließenden Außenhänge des Kaisers beschränkt und uns von der regen Rodungs- und Besiedlungstätigkeit, die sich hier im früheren und mittleren Mittelalter abspielte, überzeugt. Natürlich verharrten die abgelegenen, schwerer zugänglichen Striche länger in der ursprünglichen Wildnis und kamen später an die Reihe. Aber auch sie wurden verhältnismäßig und überraschend früh in jene Erschließungsarbeit einbezogen. Zwar fehlen bestimmte Anhaltspunkte für die Beurteilung, in welcher Zeit die Gegend am Hintersteinersee — in den amtlichen Quellen „auf dem Stein" oder „am Stein" oder „hinterm Stein" genannt — besiedelt wurde, sie scheint aber von Osten her mit Rodungen der Kirchen Ellmau, Scheffau und Söll begonnen zu haben; wohl aber ist uns vom Eiberg bekannt, daß dort schon in der Zeit der Andechser (ausgestorben 1248) mindestens ein zinsendes Gut lag. Desgleichen muß für die heute leider der Verödung preisgegebene Rechau am Eiberg ein sehr hohes Alter angenommen werden, da es bereits 1260 als ein vom Bischof zu Regensburg lehenrühriges Gut erwähnt ist. Das Gut Hatten weist durch seinen früheren Namen „Hattenstetten" weit zurück. Das Oberduxer Gut (Toxave, Duchsach, Toxau, Taxach, Toxa), zweifellos eine landesfürstliche Rodung, ist schon für 1280 bezeugt[2]).

Unsere besondere Aufmerksamkeit beansprucht selbstverständlich die Frage nach der Entstehung der Bauernhöfe im Kaisertal. Da mag es auf den ersten Blick befremden, daß, wie schon bemerkt wurde, im mittleren, nicht, wie man erwarten möchte, im vorderen Teil des Tales die älteste Ansiedlung festzustellen ist. Und doch entspricht gerade das den natürlichen Verhältnissen. Nirgends bietet das Kaisertal für den Ackerbau so günstige Bedingungen, wie in dem Stück zwischen der Pfandlkapelle und dem Wald hinter dem Hinterkaiserhofe: schwach geneigte, ebene Flächen und — bezeichnenderweise den drei hintersten Bauern gemeinsam — fruchtbaren Diluvialboden. Besonders der Hinterkaiserhof ist in beiden Richtungen bevorzugt. Ist es schon aus diesem Grunde wahrscheinlich, daß er als die älteste Bauernsiedlung im Tale zu betrachten ist, so spricht die urkundliche Überlieferung mindestens nicht dagegen. Zwar hat an der früher angeführten Stelle des ältesten bayerischen Urbars, wo von einem Lehen „hinter dem Kaiser" die Rede ist, diese Bezeichnung offensichtlich noch nicht die Bedeutung eines Hofnamens, sondern nur einer geographischen

[1]) Die drei ältesten Urbare des Herzogtums Bayern bezw. Oberbayerns (Mon. Boica 36); aus dem Innsbrucker Staatsarchiv: die Versachbücher des Stadt- u. des Landgerichtes Kufstein bis 1779, die Steuerkataster des Gerichtes Kufstein, Mariastеiner Urbare u. Inventare u. Abt. Handschriften Cod. 265; der Josefinische Kataster u. die Grundbuchsmappe im Bezirksgericht Kufstein, die Forstakten im Kufsteiner Stadtarchiv, die Tauf-, Trau- u. Sterbebücher im Kufsteiner Pfarrarchiv, die Hausarchive der Kaisertalhöfe.

[2]) Die Unterdux, heute noch im Volksmunde das „Stöhäusl" genannt, gehörte anfänglich als Zuhäusl zur Oberdux, von der sie sich erst 1826 oder 1827 selbständig machte.

Lagebezeichnung, die auch auf jeden der anderen Kaisertalhöfe gepaßt hätte. Aber schon das im Jahre 1280 vorkommende „Hinterchaiser" trägt das Gepräge eines Eigennamens, wobei es immer noch zweifelhaft ist, ob er einfach durch sprachliche Kürzung entstanden war oder schon damals zugleich den Gegensatz zu einem Gute „Vorderkaiser", wie der heutige Pfandlhof früher hieß, ausdrücken sollte; in welchem Falle man freilich erwarten müßte, daß auch dieses zweite Gut im Urbar angeführt wäre. Ganz sichergestellt ist die Zusammengehörigkeit des Namens Hinterkaiser mit dem heutigen Gute dieses Namens erst durch einen Kaufbrief aus dem Jahre 1430, der diesen Hof betrifft[1]). Wann und wie das Hofingergut, der alte „Mitterkaiser", und der Pfandlhof dazu kamen, ob als Ausbrüche vom Hinterkaisergut oder als selbständige Rodungen, ist zweifelhaft; gewiß viel früher als 1473 und 1479, wo sie zum ersten Male vorkommen. Diese drei sicher ältesten Höfe standen immer in engeren Beziehungen zueinander und hatten und haben noch manches Gemeinsame: ungefähr gleiche Größe, gleiche Viehzahl (rund 20 Stück Rinder), gleiche Anlage und Bauweise, zeitweise gemeinsame Besitzerfamilie, gemeinsame Almen, von 1590 bis in die jüngste Vergangenheit eine gemeinsame Hausmühle, die gleichen Grundrechtsverhältnisse; sie waren anfangs landesfürstlich, später mit Herrengnad- und Baumannsgerechtigkeit zu Mariastein gehörig. Weit ungünstiger sind die drei anderen Höfe daran, die den ersteren gegenüber nur als Kleinbauern erscheinen. Sie liegen an steilen und minder fruchtbaren Gehängen des Hauptdolomits, treiben wenig Getreidebau (der Rueppenhof in der Regel gar nicht) und haben nur für höchstens fünf Kühe Futter. Sie führten anfänglich alle drei den Namen „Ried", was nichts mit Moos oder Moor zu tun hat, deren Bildung hier schon durch die Bodengestalt ausgeschlossen ist. Der älteste unter diesen äußeren Kaisertalhöfen dürfte das heutige Zottengut sein, das früher „Ried am Kaiser" hieß und spätestens 1332 schon bestanden haben muß, da es mit dem damals erst gestifteten Ettaler Weinguß belastet ist. An zweiter Stelle dürfte der Veitenhof entstanden sein, früher, offenbar zur notwendigen Unterscheidung vom schon bestehenden „Ried am Kaiser", „Unser Frauen Ried" geheißen und wohl deswegen so genannt, weil es für seine Einfänge aus dem Gut Vorderkaiser nach Mariastein Grundzins zu leisten hatte. Die jüngste und kümmerlichste Rodungsschöpfung stellt uns der „Rueppen" dar, der erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus einer Holzknechthütte entstand und zunächst als „Ried am vorderen Kaiser ob der Sparchen" bezeichnet wurde.

Wenn wir nun daran gehen, in die Vergangenheit dieser Höfe und in die wechselnden Geschicke ihrer Bewohner einige Streiflichter zu werfen, so darf man natürlich nicht welterschütternde Taten und Ereignisse erwarten. Über manches, was uns die altersmorschen und abgegriffenen Hausbriefe, die Verfachbücher der Gerichte und die Kirchenbücher von dem Kampf um Recht und Dasein, von den wechselnden Freuden und Leiden und Sorgen dieser schlichten, weltfremden Bergbauern erzählen, hat doch für jeden, dem nicht der Sinn für das allgemein Menschliche und für die Geschichte einfachster Kulturzustände fehlt, einen gewissen Reiz.

Beginnen wir mit dem Hinterkaiserhof. Über die ersten Inhaber des Gutes weiß man nichts. Daß seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts ein und dieselbe Familie, die offenbar nach dem Gute benannte Familie der Kaiser, sowohl auf dem Hinter- wie auf dem Mitterkaiser saß, geht aus dem ältesten Stück des Hausarchives hervor, das zugleich die rechtliche Lage der Höfe beleuchtet. Es stammt aus dem Jahre 1473 und ist die beglaubigte Abschrift eines Gerichtsprotokolles über die Wiedereinsetzung des Hans Kaiser und seines Bruders „auf dem mittern und hintern Kayser". Die beiden waren nämlich wegen „Spän und Zwietracht"

[1]) Die Kenntnis davon verdanke ich einer gütigen Mitteilung des Herrn Pfarrers Michael Juffinger in Kundl.

mit den herzoglichen Urbarleuten von Ebbs und Oberndorf ihrer Güter entsetzt worden und hatten sich in flehentlicher Bittschrift an den Herzog Ludwig als ihren gnädigen Herren gewendet, daß er sie in ihr großväterliches und väterliches Erbe, von dem sie zu Unrecht vertrieben worden seien, wieder einsetze, gegen das Versprechen, die Rechte, die der Herzog etwa jemanden „auf den Perg grundt und Besuech" zugesprochen haben sollte, zu achten. Daraufhin hatte der Herzog dem Pfleger befohlen, die beiden Brüder wieder in ihre Besitzrechte einzusetzen, und zwar „samt Wun und Waidenay zu Perg und Thall allenthalben daselbs nebst den Holz auch anderer Zugehör, worinnen selben die Obß und Oberdorffer Urbarleith Eintrag gethan". Aber schon bald nachher vollzog sich ein bedeutsamer Wechsel in den Herrschaftsverhältnissen der drei Güter Hinter-, Mitter- und Vorderkaiser. Im Jahre 1479 verkaufte nämlich Wilhelm Durrnpacher aus Kufstein seine „zwei Eigengüter namens Hinter- und Vorderkaiser" — wie sie an ihn gekommen, ist unbekannt — an Hanns Paumgartner, Bürger zu Kufstein, als „frei Eigen", und drei Jahre später erwirbt derselbe Paumgartner auch das Eigengut Mitterkaiser von „Hanns Kayfrer ab dem Kayser" durch Kauf für „freiledig Eigen". Bei Gelegenheit dieser Käufe erfahren wir auch, daß der Hinterkaiser jährlich 23 Pfund Berner Herrengilt, der Vorderkaiser 18½ Pfund Schmalz und 30 Eier zinste und der Mitterkaiser mit 60 Meraner Kreuzern St. Veits-Gotteshaus-Gilt nach Kufstein belastet war. Nach dem Tode Paumgartners im Jahre 1493 — es ist derselbe, dem der schöne gotische Grabstein an der Kufsteiner Pfarrkirche gewidmet ist — fielen die drei Kaiserhöfe seiner jüngsten Tochter Veronika, der späteren Gemahlin des Wilhelm Schurff, zu. Der Nachkomme und Erbe dieser beiden, Karl Schurff, erwarb bekanntlich im Jahre 1587 Mariastein und so kam es, daß seit dieser Zeit die drei genannten Höfe der Grundherrschaft Mariastein unterworfen waren. Daß die Kaiser in der Paumgartnerzeit auf dem Hinterkaiser blieben, aber keine Ursache hatten, sich des Wechsels der Verhältnisse zu freuen, erfahren wir aus einem lehrreichen Gerichtsverfahren, das Ulrich Kaiser im Jahre 1508 gegen die Paumgartner anstrengte. Die Klagen, die Ulrich zur Wahrung seiner „Erbrechte" gegen die neue Herrschaft erhob, waren folgende: Erstens beschwerte er sich über die willkürliche Erhöhung seines Grundzinses von 23 auf 41 Pfund Berner; dann wegen der Einziehung von Gründen, die früher zum Hinterkaiser gehört hatten, und daß „bey weiland Hertzog Ludwigen leblicher gedechtnus Zeiten ein Rennthmeister gewesen, mit Namen Jörg Ettlinger, welcher dem Fürsten soviel zugesagt, daß es nit ein freis gepirg dem Kaiser zugehörig sey", und deswegen habe der Fürst seinen Urbarsleuten so viel Weide eingeräumt, daß dem Kläger dadurch 30 Tagwerk Wiesmahd entzogen worden sei. Mehr als ein Drittel des Bergs sei den Urbarsleuten gegeben und dem Gut entfremdet worden. Endlich erklärt er, daß, nachdem der Kaiser als Landesfürst ihm bei schwerer Buße verboten habe, um das Haus herum zu reuten und zu brennen, es in 14 oder 15 Jahren so verwachsen müsse, daß niemand auf dem Gut bestehen könne, eine Erhöhung der Grundgilt also doppelt ungerecht sei. Ist es nicht, als ob man aus diesen Anklagen die bittere, schwüle Stimmung herausfühlte, die damals allgemein in den bäuerlichen Kreisen herrschte und sich bald nachher in den Bauernkriegen entlud? Da die Parteien zähe waren, zogen sich die Verhandlungen in die Länge und wir wissen nicht, ob unser Michel Kohlhaas mit der mutigen Verteidigung seines Rechtes Erfolg hatte. Schwerlich war dies der Fall; denn der Geist der Zeit war den Bauern nicht günstig, und daß die Kaiser von da an aus den Urkunden verschwinden, ist kein gutes Zeichen. Auch die Höhe der späteren Abgaben beweist, daß es bei der Steigerung geblieben war. Denn als um 1600 durch Einheiratung die Hausberger auf den Hof kamen, war er noch mehr belastet, als 41 Pfund Berner entspricht.

Es gehörten damals auch die drei Almen Böden, Hochleiten und Kaiserfelden zum Hinterkaiser. Gerade wegen dieser Almen hatten die Hausberger, die fast durch volle zwei Jahrhunderte auf dem Gute saßen, endlose Streitigkeiten mit ihren Almnachbarn und den landesfürstlichen Forstbehörden, mit ersteren wegen Übertretung der zulässigen Viehzahl und Nichteinhaltung der Almgrenzen, mit letzteren wegen Mißbrauches des sogen. Schwendrechtes, das den meisten Almen auf den abgeholzten Beständen der angrenzenden Staats- und Gemeindeforste kraft Verbriefung oder uralten Brauches zustand. Namentlich Hanns Hausberger, der „Eigennützige", wie ihn die Klageschrift eines Nachbarn charakterisiert, scheint in der Ausübung seiner Almrechte zuweilen Mein und Dein verwechselt zu haben; daß er dennoch ein frommer Mann war, beweist, daß er, wie auf dem Altarbild zu lesen ist, im Jahre 1711 die Antonikapelle erbaute, die in ihrer gegenwärtigen, vor vier Jahrzehnten erneuerten Gestalt eine Zierde der Landschaft bildet. Die mit dem 15. Jahrhundert einsetzenden Waldschutzbestrebungen der Landesfürsten und Regierungen mußten unvermeidlich zu schwerem Widerstreit mit der weitgehenden Freiheit und Sorglosigkeit führen, mit der die Bauern von alters her Waldnutzung getrieben hatten. Daß gerade der Hinterkaiser als der hinterste, an den landesherrlichen Wald grenzende Hof darunter am meisten zu leiden hatte, ist begreiflich, und seine Hausbriefe sowohl wie die Kufsteiner Forstakten gewähren manchen fesselnden Einblick in diesen Kampf zwischen alter und neuer Auffassung von Waldwirtschaft. Noch im Jahre 1869 richtete die damalige Besitzerin des Gutes, die Witwe Ursula Lackner — die heute noch den Hinterkaiser besitzenden Lackner sind seit 1819 auf dem Gute — ein Bittgesuch an die tirolisch-vorarlbergische Statthalterei um Aufhebung ungerechter Forstfrevelstrafen, die wegen sogen. „Schneitelns" über sie verhängt worden waren, und um Beschützung ihrer unmündigen Kinder im Besitze der alten Servitutsrechte. Der Entwurf zu diesem Gesuch, der durch seine geharnischte Sprache und schneidige Begründung auffällt, wirft der Staatsverwaltung vor, daß sie seinerzeit, im 16. und 17. Jahrhundert, zur Sicherung ihres Holzbedarfes für die Saline die ihr bequemst gelegenen Privatwaldungen am Kaiserberg einfach „usurpiert" habe, ohne andere Schadloshaltung als der Zusicherung des für die Hausnotdurft und Almwirtschaft nötigen Holzbedarfes, und sie dann im Jahre 1849, statt sie den früheren Besitzern zurückzuerstatten, der Stadtgemeinde abgetreten habe.

So hat der heute so friedlich und selbstsicher vor uns liegende Hinterkaiserhof gar manche unruhvolle und kritische Lage hinter sich, und nicht umsonst mutet der in seiner ganzen äußeren Erscheinung, in seiner bodenwüchsigen Bauweise, mit seiner rätselhaften Firstbalkeninschrift (die ob ihrer runenähnlichen Zeichen und ihres „Sonnenrades" wegen besondere Beachtung verdient) und in seiner Verwitterung wie ein ehrwürdiges, geschichtliches Denkmal an, und wer seine durchaus altertümliche, urväterliche Einrichtung und den von Zeitgeist und Fremdenverkehr unberührt gebliebenen schlichtfrommen, patriarchalisch einfachen Sinn seiner Bewohner kennen gelernt hat, der hat den Eindruck, daß er auf klassischem Boden bäuerlicher Überlieferungstreue sich befinde, daß es hier vor Jahrhunderten nicht viel anders gewesen sein könne als heute.

Auf dem Mitterkaiser finden wir nach der Familie Kaiser, die sich hier nicht viel länger gehalten zu haben scheint als auf dem Hinterkaiser, einen ziemlich starken Wechsel der Besitzer; über zwei Geschlechtsfolgen behauptete sich nur die Familie Trainer, die von 1686 bis zum Jahre 1894 darauf saßen. Wie er zu dem späteren, schon 1740 gebräuchlichen Namen „Hofinger" gekommen ist, vermochte ich nicht zu ergründen; ein Besitzer dieses Namens ist nicht zu ermitteln. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hatten nacheinander Niklas und Bal-

thasar Hurzbichler, Vater und Sohn, den Hof inne. Im Jahre 1602 übergab der Alte dem schon verheirateten Sohn mit Zustimmung der Mariasteiner Grundherrschaft (Karl Schurff) die Herrengnad- und Baumannsgerechtigkeit des Gutes und ging mit seiner Ehewirtin Eva Schintlholzerin ins Ausgeding. Es scheint jedoch zwischen dem jungen und alten Ehepaar unter einem Dache nicht gut getan zu haben; denn nach vier Jahren fand man beiderseits, daß das Haus für zwei Hauswesen zu klein sei, und machte einen neuen Austrags-Vertrag, der kulturgeschichtlich bemerkenswert ist, weil er uns einen Blick in die bäuerlichen Lebensverhältnisse jener Zeit tun läßt. Der Sohn verpflichtete sich, für seine Eltern den größten Getreidekasten außer dem Hause zu einer tauglichen Wohnung mit Stall und Rem (Heuboden) zu machen, ihnen zwei Kühe nach Wahl, 12 Schafe, 1 Schwein und 3 Hennen zu geben, auch Truhen, Bettzeug und Küchengeschirr; ferner ein ansehnliches Stück Ackerland, vier Fuder Heu von der Alm, so viel eben ein Mann zu ziehen imstande sei, Grund für ein halbes Star Leinsaat, Tarenstreu und Dünger nach Bedarf, überdies jährlich eine „Prenggen" (Schaff) Sauerkraut, Anteil an der Alm (Riedsau), Backofen und Badstube (= Brechelstube). Wenn eins von den beiden Austräglern gestorben sei, habe der Austrag samt Vieh und Fahrnis an das Gut heimzufallen und der Sohn dem überlebenden Teil jährlich 7 Star Weizen, 7 Star Roggen, 4 Viertel Kalbfleisch, 15 Pfund grünes Schweinsfleisch, jede Woche 1 Pfund Schmalz, 5 Eier, alle Tage eine Maß Milch, Gewand und Schuhe, desgleichen Kraut, Salz, Holz und Licht nach Notdurft zu liefern. Man nährte sich also nicht gerade schlecht und namentlich zeigt sich, mit dem heutigen Brauch verglichen, daß damals der Fleischgenuß viel reichlicher war als heute. Das aus einem Getreidekasten umgebaute „Zuhäusl" besteht heute noch genau so, wie es oben beschrieben ist, und wer Lust hat, zu sehen, wie damals Bauern im Austrag hausten, der mag sich an den engen, niederen Räumen und an den winzigen Gucklöchern, die die Stelle von Fenstern vertreten, erbauen[1]). In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir nacheinander Wolfgang und Veit Hueber auf dem Gute. Die scheinen schlecht gewirtschaftet zu haben; denn sie waren stark verschuldet, veräußerten die dazu gehörigen Almen, und Veit Hueber sah sich schließlich keinen anderen Ausweg, als seinen Besitz aufzugeben und mit Georg Trainer um das kleinere Gut Unser Frauen Ried (heute „Zum Veiten") gegen Aufzahlung von 1000 fl. zu tauschen. So kamen die Trainer darauf, die es wieder in die Höhe brachten. Nach dem Josefinischen Kataster hatte es im Jahre 1779 wieder Anteil an der Riezer- und Vorderkaiserfeldner-Alm und besaß die Alm Edelfelden ganz. An Grundzins zahlte es der Herrschaft Mariastein 7 fl. 20 kr., dazu 1⅓ Kreuzer dem Urbaramt für die Hausmühle und 35 Pfund Butterzehent nach Kufstein. Um den Bach, der die gemeinsame, auf Hofingergrund stehende Hausmühle der drei Hinterhöfe trieb, für ihre neue Wasserleitung zu erwerben, kaufte die Stadtgemeinde Kufstein das Gut an und seitdem ist es von Pächtern bewirtschaftet.

Der Pfandlhof, ehemals Vorderkaiser geheißen, hat seinen Namen von der Familie Pfandl, die ihn in der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in das 17. innehatte. Um das Jahr 1700 herum war er im Besitze der Trainer, die gleichzeitig auch auf dem Hofingergut saßen. Im Jahre 1716 verunglückte laut dem Marterl an der Pfandlkapelle Simon Trainer, Bauersmann auf dem Pfandl, bei der Holzarbeit im Sparchnerbach; zu seinem Andenken erbauten Wolfgang Pfandl und Barbara Pfandl, vermutlich die wieder verheiratete Witwe des Verunglückten, die jedem Kaisertalwanderer wegen ihrer schönen Lage und ihres überraschenden Ausblickes auf das Gebirge wohlbekannte Pfandlkapelle. Bald nachher finden wir

[1]) Freunde der Volkskunst seien auch auf die Kerbschnitzerei und Bemalung des Dachgebälkes am Bauernhause selbst aufmerksam gemacht.

zwei Gfängl auf dem Gute, Thomas und Jakob. Jakob brachte das Gut durch Überschuldung herab. Obwohl er die von alters her zum Hause gehörigen Almrechte auf Kaiserfelden und der Roga und wertvolle Grundstücke versilberte, kam das Gut schließlich doch unter den Hammer — der einzige Fall dieser Art in der siebenhundertjährigen Geschichte der Kaisertalhöfe — und wurde von Josef Dagn, Bäckermeister in Kufstein, ersteigert (1783); von diesem kaufte es 5 Jahre später Thomas Schwaighofer von Schwaighof am Erlerberg um 3400 fl. Dem alten Thomas Gfängl war das traurige Los bestimmt, hochbetagt und schon 20 Jahre im Ausgeding, den Zusammenbruch seines Gutes mitzuerleben und für den Rest seiner Tage das bittere Brot der Heimatlosigkeit zu essen. Das Gut hatte die gleichen Abgaben wie der Hofinger und der Hinterkaiser zu leisten. Unter den Schwaighofern, die bis heute das Gut innehaben, befestigte sich das Anwesen wieder. Die entfremdeten Almrechte und Gründe wurden zurückgekauft, und unter dem Einflusse des Fremdenverkehrs verwandelte es sich in eine alpine Gaststätte, die sich großer Beliebtheit erfreut.

Etwas früher war schon die Gastwirtschaft beim „Veiten" entstanden. Der älteste Beleg für das Vorhandensein dieses Hofes stammt aus dem Jahre 1670, was natürlich einen viel früheren Bestand nicht ausschließt. Da seine Grundherrschaft die Corpus Christi- oder Fronleichnams-Bruderschaft in Kufstein war, der es in älterer Zeit 18 Pfund Schmalz, später 1 fl. 40 kr. in Geld zinste, diese Bruderschaft aber ehestens im 14. Jahrhundert gestiftet wurde, so ist damit auch die äußerste Grenze für seine wahrscheinliche Entstehungszeit gegeben. Den Namen hat es von jenem Veit Hueber, der, wie oben erzählt wurde, im Jahre 1679 das Gut durch Tausch erwarb. Die heutigen Besitzer, Familie Bichler, sitzen bereits in der vierten Geschlechtsfolge darauf. Aus ihrer Mitte ist ein bedeutender Naturkünstler, der Holzschnitzer Kaspar Bichler, hervorgegangen. Seine Wiege stand im Veitenhof, wo er im Jahre 1801 zur Welt kam. Nach der Hausüberlieferung war seine Geburt infolge des Schreckens, der seine Mutter beim Anblick plötzlich auftauchender französischer Soldaten überkam, verfrüht. Der kleine Kaspar wuchs im Elternhause heran, arbeitete als Holzknecht und zeigte bald eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Schnitzen von Figuren. Später ging er zu dem berühmten Bildhauer Johann Pendl in Meran in die Lehre, durch die sein angeborenes Künstlertum die Meisterschaft erklomm. Die wuchtigen, lebensvollen Gestalten der Apostelfürsten Petrus und Paulus am Hauptaltare, sowie das große Kreuzbild an der rechten Seitenwand des Presbyteriums der Pfarrkirche in Kufstein sind seine größten Schöpfungen. Am glänzendsten bewährte sich seine Eigenart in der Darstellung des gekreuzigten Heilandes, dem er einen unnachahmlich zarten, wunderbar ergreifenden und überwältigenden Ausdruck zu geben verstand. Zahlreiche solcher Kreuzbilder sind aus seiner Werkstätte am Kienbichl hervorgegangen und bilden heute den Stolz manchen Bürgerhauses und geschätzte Stücke größerer Kunstsammlungen. Er pflegte sie um einen Spottpreis zu verkaufen oder an gute Bekannte oft für eine geringe Gefälligkeit herzuschenken. Kein Wunder also, daß der Herrgottschnitzer aus dem Kaisertal zeitlebens ein armer Teufel blieb. In weiteren Kreisen zu Ehren brachte ihn sein Schüler Franz Erler aus Kitzbühel, der Mitarbeiter an der Votivkirche in Wien.

Das Zottengut, ehemals Ried am Kaiser, zu dem auch Almrecht am Brentenjoch gehörte, verdankt seinen Namen ebenfalls einem früheren Besitzer. Nach dem Kufsteiner Taufbuch wurde 1546 einem Wastian Zott ein Knabe getauft, wobei Niklas Hurzpichler von Mitterkaiser Pate stand. Mitte des 17. Jahrhunderts war ein Trainer darauf und diente dem Urbar zu Kufstein 12 kr. Grundzins und ½ kr. Stift und 2 Pazeiden (= $9^1/_6$ Maß) Wein in den Ettalischen Weingut,

wozu 4 Pfund Butter als Zehent an das Vikariat und an den Mesner in Kufstein kamen; am längsten (1733—1815) dürften die Lackner den Hof besessen haben, denen zunächst ein Bichler vom Veitenhof und seit 1848 die heute noch darauf seßhaften Gfaller folgten.

Als der Namengeber des letzten Gutes zum Rueppen muß jener Ruepp Grießenauer betrachtet werden, der im Jahre 1673 das „Ried am vorderen Kaiser ob der Sparchen mitsambt dem ganzen Stein" um 200 fl. erstand. Den Kaufpreis möchte man, trotzdem er das Doppelte der amtlichen Schätzung ausmachte, für auffallend niedrig halten, wenn man die Ausdehnung des Gutes erfährt — es reichte von der Zottengrenze bis zum Hausgarten der Sparchnermühle, vom Sparchnerbach bis hinauf an die „gemain Kaiser Gassen". Aber die Gründe sind schlecht, nur für Viehzucht und geringe Waldnutzung geeignet. Gegenwärtig ist das Gut Eigentum des Leiters des städtischen Elektrizitätswerkes, des Herrn Salzburger in Kufstein, des Erbauers und Besitzers des danebenstehenden Landhauses, und an Pächter vergeben.

Die rechtliche Lage der Kaisertalhöfe war im allgemeinen eine sehr günstige. Mit Abgaben mäßig oder doch erträglich beschwert und von jeglicher Art von Frondiensten frei, genossen dieKaiserbauern die volle persönliche Freiheit und das weitestgehende Verfügungsrecht über ihr bewegliches Vermögen, wie über ihren liegenden Besitz. Sie konnten, wie wir an einzelnen Beispielen schon gesehen haben, diesen durch viele Geschlechter vererben, konnten ihn vertauschen, verkaufen und — mindestens die Almen — auch verpfänden und mit Schulden belasten. Die Erbfolge geschah nach dem Anerbenrechte, die weichenden Geschwister wurden abgefertigt, die Übergabe an den Erben bei Lebzeiten der Erblasser war die Regel. In Ermangelung von Söhnen ging das Gut auch auf Töchter und deren angeheiratete Männer über, ein häufig eingetretener Fall. Und wenn man auch bei all diesen Besitzveränderungen an die grundherrliche Zustimmung gebunden war — „mit Bewilligung und ohne Schaden der Grundherrschaft" ist die gewöhnliche Formel in den gerichtlichen, oft von der Herrschaft gesiegelten Verträgen —, so ist doch seit 1473 kein Fall bekannt, daß die Herrschaft Schwierigkeiten oder von ihrem Rechte der Abstiftung Gebrauch gemacht hätte. Da überdies fast alle Familien unter sich in näherer oder entfernterer Verwandtschaft standen und gute Nachbarschaft zu pflegen — mit seltenen Ausnahmen — zum löblichen Herkommen der Kaiserer gehörte, so fanden sie immer gegenseitige Hilfe und bei einiger Umsicht und Tüchtigkeit alle ihr gutes Drauskommen, und daß das „Aufhausen" auf einen einzigen Fall beschränkt blieb, spricht gewiß ebensosehr für ihre günstige rechtliche wie wirtschaftliche Lage.

Aus der Wirtschaftsgeschichte des Kaisertals[1])

Die geringe Höhe der Kaisertalhöfe — Hinterkaiser 867 *m* — und ihre Lage auf der Sonnseite erlauben, soweit es nur vom Klima abhängt, noch überall den Getreidebau, der auch mit Ausnahme des Rueppen allenthalben mit gutem Erfolg betrieben wird, und zwar in der uralten und dem Bergbauern angemessensten Form der Egartenwirtschaft. Jedes Feld dient abwechselnd drei bis vier Jahre als Wiese und ein oder zwei Jahre als Acker, woraus sich ein beträchtliches Überwiegen der Graswirtschaft ergibt. Weizen steht obenan, und zwar wurde

[1]) Quellen wie im vorausgegangenen Hauptstück, ferner: Kerner, Der Wald u. die Alpenwirtschaft in Österreich u. Tirol; Statistik der Alpen von Deutsch-Tirol (Innsbruck 1879); Inama-Sternegg, Die Alpenwirtschaft in Deutsch-Tirol (Statistische Monatsschrift, Wien 1883); Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft; die Tirolischen Weisthümer, herausgegeben von Zingerle u. Inama-Sternegg. Braungart, Die letzten Spuren urältesten Ackerbaues im Alpenlande (Allgem. Ztg. 1902, Beil. 104, 105).

bis vor kurzem im ganzen Tale, heuer noch beim Hinterkaiser, der kurz- und dichtährige Binkel- oder Igelweizen gebaut, von den Fachgelehrten der „Pfahlbauweizen" genannt, weil er in der Pfahlbauzeit eine der verbreitetsten Getreidearten war. Gerste und Hafer folgen nach; der Roggen ist nur mehr gering. Überhaupt ist der Getreidebau, seitdem die Eisenbahn und die verbesserten Verkehrsverhältnisse im Tale (Maultiere statt der Kopfkraxen!) den Bezug von auswärtigem Getreide und Mehl erleichtern, zugunsten der Viehzucht sehr zurückgegangen. Zurückgegangen ist auch die obere geographische Grenze des Getreidebaues. Während heute außerhalb der Hausfeldungen nur mehr auf der Bödenalm in der Höhe von rund 900 *m* noch immer Getreide, und zwar Weizen, gebaut wird, geschah das früher auch an verschiedenen anderen Stellen in gleicher und größerer Höhe. So wurde auf dem sogen. Gerstenbrand oberhalb des Hofingers, der jetzt nur mehr als Wiesmahd dient, vor nicht langer Zeit Hafer gebaut. Das gleiche war auf der Hechleiten, 950 *m*, auf der Ramstalalm, 1043 *m*, nach mündlicher, allerdings bestrittener Überlieferung einst auch auf der Riezeralm, 1170 *m*, der Fall. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß zur Zeit des Wanderbaues vielleicht sogar auf den Kaiser- und Edelfelden-Almen Ackerbau getrieben worden sei, wovon sie ihren Namen hätten. Da jedoch bei ihrer Lage, 1481 und 1201 *m*, ein Reifen des Getreides nach dem Urteil Ortskundiger und Sachverständiger ausgeschlossen ist, muß die Deutung dieser Namen in anderer Richtung gesucht werden. Ich vermute sie in dem ortsüblichen Ausdruck „Wiesfeld" im Sinne von Hochmahd, womit zugleich der Schlüssel zu den Namen Feldalm, Feldberg, Hochfelln u. dergl. gegeben wäre.

Neben dem Getreide spielen Flachs und Kraut noch eine wichtigere, Rüben, Kartoffel und Saubohnen eine untergeordnete Rolle. Flachs wird noch immer im Hause gesponnen und durch Störweber verwebt. Fisolen gedeihen schon nicht mehr gut, Obstbäume werden zwar überall gehalten, aber mit wenig Sorgfalt und geringem Ertrage.

Das Schwergewicht der Wirtschaft liegt in der Viehzucht, namentlich in der Rinderzucht, deren Hauptgrundlage die Almen sind. Die Almerei spielt und spielte einst noch mehr als heute im Haushalte wie im Fühlen und Denken des Volkes eine große Rolle am ganzen Kaisergebirge. Zählt man doch heute trotz des starken Rückganges seit Jahrzehnten noch immer gegen 70 Almstellen mit mehr als doppelt soviel Einzelalmen. Sie verteilen sich über alle Teile des Gebirges und über den breiten Gürtel zwischen den Höhenlinien 700 *m* und 1500 *m*. Stellenweise gruppieren sie sich zu ganzen Almdörfern, deren bemerkenswerteste die Hochalm mit 9, die Feldalm mit 11, die Walleralm mit 7, die Steinbergalm mit 14 Hütten sind. Häufig findet sich auch das paarweise Auftreten zweier zusammengehöriger Almen und Almengruppen als Niederläger und Hochläger, namentlich ausgeprägt auf der Südseite des Wilden Kaisers. In ihren Größen schwanken die Kaiserbergalmen zwischen 10 und 173 „Kuhgräsern", wie man die nach dem Grasbedarf einer mittleren Kuh festgestellte Maßeinheit der Weidefläche nennt. Dem Besitze nach gibt und gab es im Kaisergebirge nur Privatalmen, sogen. Hausalmen, und Gesellschaftsalmen; die anderwärts vorherrschende eigentliche Gemeindealm ist unbekannt. Auch die Galtalm, d. h. die nur mit nicht Milch gebendem Vieh (Ochsen, Jungvieh) besetzte Alm ist im Kaisergebirge unvertreten; unser Almvieh ist durchaus gemischt oder nur Melkvieh. Die zuhöchst liegenden Schafalmen, meist nur eine dürftige Schutzhütte für den Hirten aufweisend, sind infolge des behördlichen Verbotes des Schafauftriebes meist eingegangen, mindestens bedeutungslos geworden; erst der Krieg hat die Schafhaltung wieder etwas belebt. In alter Zeit war auch die Ziege ein regelmäßiger Almgast; sie wurde, wie die bei den meisten Kaisertalhöfen ab-

seits liegenden geräumigen, jetzt meist anderweitig verwendeten „Geißställe" dartun, in großer Zahl gezüchtet. Selten begegnet man heutzutage einem Pferde auf der Almweide. Daß dies einmal anders war, beweisen uns gewisse Flurnamen, wie Roßkaiser, Roßwiese und Rußleitenberg (bei Edelfelden), desgleichen die Russenleiten bei der Griesenealm und eine verschollene, 1558 erwähnte Roßalm. Nach der Durchholzener Dorfordnung vom Jahre 1683 machten auf den dortigen Almen gewöhnlich die Rösser 1/5 bis 1/6 des Gesamtbesatzes mit Großvieh aus. Schweine gehören — auch heute noch — zum regelmäßigen Besatz einer Alm. So war also zweifellos die Almwirtschaft der alten Zeit nicht nur räumlich umfangreicher und gründlicher in der Ausnützung der Weidegelegenheiten, sondern auch vielseitiger und abwechslungsreicher. In ihrem inneren Wesen macht sie jedoch mit wenig Ausnahmen den Eindruck, als ob sie in den zwei Jahrtausenden Vergangenheit, auf die sie zurückblickt, sich unverändert gleichgeblieben wäre, denn es läßt sich kaum eine größere Einfachheit der menschlichen und tierischen Unterkunftsräume, der Boden- und Waldbehandlung und der Milchverwertung denken, als sie ein Großteil der Almen im Kaisergebirge aufweist. Einzelne da und dort anzutreffende Fortschritte, wie die Verwendung der Zentrifuge, die zunehmende Fettkäsebereitung, das Vorhandensein von Düngeranlagen sind noch weit davon entfernt, Gemeingut aller zu werden.

Aber auch in dieser rohen Form urväterlicher Überlieferung erfüllen die Almen ihre wirtschaftliche Aufgabe, den Viehstand zu mehren und zu kräftigen und das Rückgrat der Bauernschaft zu bilden, und mit Recht legten die älteren Kaiserbauern auf einen großen Almenbesitz besonderen Wert. Er bildete, wie wir an einigen Fällen bereits gesehen haben, geradezu eine Art Maßstab für die Tüchtigkeit und den Wohlstand des Besitzers. Ging es einem schlecht, so pflegte er sich zunächst damit zu helfen, daß er Almen und Almanteile verkaufte oder verpfändete, ging's ihm gut, so kaufte er möglichst viele Almen zusammen. Ein außerordentlich häufiger Wechsel und oft recht verwickelter Stand der Besitzverhältnisse erklärt sich daraus von selbst. Bei diesen Teilungen, Verpachtungen, Verpfändungen kamen immer mehr Auswärtige in den Besitz der Almrechte, und heute gehören überhaupt nur mehr die Pfandl- und Rogeralm, sowie die Böden- oder Hinterkaiser- und die Ramstalalm den betreffenden zwei Höfen eigentümlich an. Auch in anderer Weise hatten die Almen in der geschäftlichen Berechnung der Bauern Bedeutung. Wo der Gesamtstand des zu einem Gute gehörigen Almbesitzes den eigenen Bedarf an Weidegenuß überstieg, nahm man für den Überschuß an Gräsern von auswärts gegen Zins sogen. Lehensvieh auf, oder man kaufte wohl auch zu seinem Winterstand Vieh dazu, um es auf der Alm herauszufüttern und im Herbst mit Gewinn wieder loszuschlagen. Dieses gute Geschäft bildete begreiflicherweise für unternehmende Naturen einen starken Antrieb zur Erwerbung möglichst vieler Almrechte oder zur Erweiterung der Almböden auf Kosten des Waldes, wozu das den meisten Almen zustehende Schwend-, Weide- und Holznutzungsrecht in den angrenzenden Wäldern eine bequeme Handhabe bot. Ein lehrreiches Beispiel dafür findet sich in der Geschichte der Bödenalm. Diese besaß ein zehntägiges Schwendrecht und war amtlich immer auf 40—48 Grasrechte veranschlagt. Nun ergab sich im Jahre 1608 der Anlaß, eine gerichtliche Kommission zur Untersuchung der Wald- und Almverhältnisse in das Kaisertal zu schicken, und wir erfahren aus dem Berichte des Urbarrichters an die Kammer in Innsbruck, daß die drei Besitzer auf Vorder-, Mitter- und Hinterkaiser viel Jung- und Hochwald geschwendet und gebrannt hatten, namentlich in der Bödenalm, wo statt der früheren 40 nun bis über 100 Stück Rinder von Bauern und Bürgern und 7 Rösser des Grundherrn Karl Schurff aufgetrieben würden und gleichwohl weder der Kammer, noch dem landesfürstlichen

Urbar bisher etwas dafür gegeben worden sei. Das sei nicht zu gestatten; übrigens seien die Hoch- und Schwarzwälder nicht dem Urbar, sondern dem Herrn- und Landesfürsten unmittelbar gehörig.

Wir ersehen daraus zugleich die wirtschaftliche Schattenseite des Almwesens, nämlich die Verwüstung des Waldes, und es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Hinsicht von seiten der almbesitzenden Bauern sehr viel gesündigt wurde. Fast ist man versucht, es als vergeltende Gerechtigkeeit aufzufassen, wenn man heutzutage so viele Almen teils infolge ihrer rücksichtslosen Entwaldung und der damit zusammenhängenden Abrutschungen und Vermuhrungen ihrer Weidegründe, teils als Opfer einseitiger Waldbegünstigung eingehen und gleich manchem alten und stattlichen Bauerngute der Verödung, Verwilderung oder planmäßigen Einforstung preisgegeben sieht. Groß ist leider auch im Kaisergebirge die Zahl dieser traurigen Ruinenplätze, bei deren Anblick jedem aufrichtigen Volksfreund das Herz im Leibe bluten muß[1]). Selbst dort, wo an deren Stelle schmucke Jagd- und Forsthäuser oder gastliche Unterkunftshäuser getreten sind, bedauert man das Verschwinden dieser Stätten starken, urwüchsigen Volkslebens und kernigen Bauerntums, und unwillkürlich frägt man sich: mußte es so kommen? Möchte es bald einer eindringlichen Volksaufklärung und einer ebenso einsichtigen, als tatkräftigen Staatsverwaltung gelingen, dem trostlosen, verhängnisvollen Niedergang der bäuerlichen Wirtschaften in den Alpenländern Einhalt zu gebieten! Warnt uns doch dieser furchtbare Krieg mit blutigem Menetekel davor, in unserer bisherigen Geringschätzung der Nährkraft und der völkischen Bedeutung unseres heimischen Bodens weiter zu verharren.

Dabei braucht man weder die große praktische und ideale Wichtigkeit unseres deutschen Waldes, noch den hohen Wert der Turistik für den Wohlstand und die Gesundheit vieler, noch eine gewisse Daseinsberechtigung der Jagd zu verkennen. Ja, gerade unsere Zeit des Natur- und Heimatschutzes muß den Bemühungen früherer Geschlechter um die Erhaltung des Waldes, von denen die Akten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts so viel zu berichten wissen, Verständnis und Teilnahme entgegenbringen. Wenn wir da sehen, wie eifrig die Behörden damals darauf bedacht waren, jeder eigenmächtigen und leichtsinnigen Waldschädigung, namentlich der von Bauern und Bürgern so gern betriebenen Raubwirtschaft entgegenzutreten, wie sie nicht erlahmten, durch Vorschriften, Mahnungen, Warnungen und, wenn nötig, durch empfindliche Strafen ihnen Vernunft beizubringen, so können wir das nur dankbar anerkennen und unseren Behörden gleiche Einsicht, Wachsamkeit und Tatkraft wünschen. Das Schlagen war im Hoch-, Schwarz- und Gemeindewald, das Schwenden und Brennen überhaupt an die Erlaubnis des landesfürstlichen Waldmeisters in Rattenberg gebunden, desgleichen die Zahl der auszutreibenden Ziegen. Einzelne Maßregeln muten uns geradezu „modern" an, wie z. B. die zum Schutze einzelner Bäume erlassenen Schlagverbote. So verbietet das Kufsteiner Weistum aus dem 17. Jahrhundert strengstens das Schlagen oder Hacken von Ulmen-, Eiben- und Ahornholz, das des 18. Jahrhunderts nimmt in gleicher Weise die Zirben-, Eiben- und Ahornbäume in Schutz und bestimmt, daß Eichen auch in den Heimwäldern nur mit behördlicher Bewilligung gefällt werden dürfen. Es erhellt daraus unter anderem die bemerkenswerte Tatsache, daß der edelste Baum des alpinen Waldes, die Zirbe, an die heute nur mehr der alte Name Zirlbrunn für den Stripsenkopf erinnert, früher auch in der Kufsteiner Gegend heimisch war und

[1]) Im Kaisertale allein zählt man 13 solcher eingegangener Almen: Vorderkaiserfelden (heute Unterkunftshaus), Edelfelden, Kerneken (einst Niederläger zur Stripsalm, heute Jagdhütte), Strips, Hinterbärenbad (einst zwei Hütten, davon eine heute Unterkunftshaus ist), Vorderbärenbad, Straßwalden (heute Jagdhaus), Prentenjoch (einst fünf Hütten, von denen nur mehr eine als Alm, eine andere als Jägerhütte dient). Dazu kommen noch eine ganz verschollene „Roßalm" und die auf der Anich-Karte verzeichnete Alpe „Brennbübel".

zwar in solcher Häufigkeit, daß die Notwendigkeit seiner Schonung später gegeben schien als für die heute auch selten gewordene, aber nicht ganz ausgestorbene Eibe und Ulme. Daß der Wald nicht nur an Arten ärmer geworden, sondern auch in seiner Ausdehnung nach oben eine gewaltige Einbuße erlitten hat, davon kann man sich leicht durch den Augenschein überzeugen. Man braucht nur die Umgebung der höchstgelegenen Almen genauer zu mustern, um in zahllosen verwitterten Wurzelstöcken, oft von staunenerregendem Umfang, die Belege für das einstige Vorhandensein schöner, geschlossener Waldbestände in solchen Höhenlagen zu finden, die heute nur mehr einzelne hochstämmige Bäume oder Krüppelholz tragen. Man mache bei Vorderkaiserfelden die Probe! Oberhalb dieser ehemaligen Alm ist, obwohl sie mit ihren 1390 *m* Höhe beträchtlich hinter der mittleren Waldgrenze in den Nördlichen Kalkalpen — 1800 *m* — zurückbleibt, kein geschlossener Waldwuchs mehr zu beobachten. Aber zahlreiche alte Strünke und gespenstisch aufragende Baumskelette, die um das Schutzhaus herum zu sehen sind und uns auch auf dem Wege zur Naunspitze ein gutes Stück begleiten, noch mehr einzelne, gut entwickelte und kräftige Fichten, die wir bis hinauf zum Rande des Karrenfeldes verfolgen können, sind Zeugen verschwundener Waldherrlichkeit. Auch die bis auf das Petersköpfl wachsenden Alpenrosen kann man als Zeugen dieser Herabdrückung der Waldgrenze anrufen; denn die Naturgeschichte lehrt, daß die Alpenrosen nur so hoch steigen wie der Wald und durch ihr Vorkommen die ehemalige Waldausdehnung anzeigen.

Das größte, zusammenhängendste, mit Ausnahme der seit langem aufgelassenen Straßwalderalm völlig almlose Waldgebiet erstreckt sich auf der linken Seite des Kaiserbaches von der Sparchen, dem Brentenjoch und dem Steinberg ostwärts, mit Einschluß des Gamskogels, bis zurück an die Felswände der Haltgruppe und des Totenkirchels. Hier liegen die prächtigen, holzreichen Forste, die seit dem 16. Jahrhundert wiederholt, zuerst 1586, von den Landesfürsten als „Waldlehen an dem Gebirge des Kaisers" der Stadt Kufstein für die Holznotdurft von Schloß und Stadt zur Verhackung verliehen wurden, jedoch mit der Einschränkung: „ohne Schwenden und Brennen, ohne Einfänge zu machen, ohne das Holz anderswohin zu verkaufen und ohne Schaden der Eichelwanger, die sich von alters her aus diesen Wäldern beholzt haben", und mit dem Bemerken, daß nach geschehener Verhackung „die Wälder wie zuvor allzeit hochherrschaftliche, landesfürstliche Waldung sein und bleiben sollen", aber auch nicht ohne gleichzeitige Warnung an die Bürger, sich auch in bezug auf andere in ihrem Besitze befindliche Wälder jeder Waldverwüstung zu enthalten und sie „auf das Möglichste" zu verschonen. Zur Vertriftung des Holzes wurden an verschiedenen Stellen des schluchtartigen Bachbettes Stauvorrichtungen, sogen. Klausen, gebaut, deren erste im Jahre 1607 als schon länger bestehend Erwähnung findet. Heute sind diese Prachtforste, in denen wir den Kern des einstmals kaiserlichen Wildbannes im Kaisergebirge zu erblicken haben, Eigentum der Stadt Kufstein und der Hauptreichtum der Gemeinde. Daß auch die bäuerliche Bevölkerung des Kaisertales an der Holzgewinnung und gefährlichen Triftungsarbeit stark beteiligt ist, bedarf kaum noch besonderer Erwähnung.

Neben dem Senner und dem Holzknecht ist der Jäger eine besonders charakteristische Erscheinung des Kaisergebirges. Die Jagdlust steckt den Kaiserern tief im Blut; Jagdgeschichten sind der Lieblingsstoff ihrer Unterhaltung, in Sage und Volkslied spielen Jäger und Wilderer eine Hauptrolle. Namentlich dem kecken und listigen Wilderer gilt die Bewunderung und Zuneigung des Volkes. Obwohl mit abschreckend schweren Strafen bedroht — nach dem Forstmandat von 1772 wurden die Raubschützen in Band und Eisen auf 2 oder 4 Jahre nach Peterwardein geschickt, mindestens zur Schanzarbeit, im Falle der Widersetzlichkeit gegen die Jäger aber zum Tode verurteilt, und auch die Hehler mit 100 bis 400 fl. bestraft —, ließ sich

das Wildern doch niemals ganz ausrotten. Noch vor einem Menschenalter büßte im Straßwaldergraben ein blutjunger Schwoicher seine unerlaubte Jagdleidenschaft durch die tückische Kugel eines Jägers, und die Tat blieb mangels an Zeugen und Beweisen ungesühnt. Wie viele solcher Tragödien mögen sich in der schauerlichen Einsamkeit des Hochgebirges abgespielt haben und noch abspielen! Auf den lebhaften Sinn, den das Volk für Wild und Jagd und alles, was damit zusammenhängt, hat, läßt auch die Namengebung im Gebirge schließen; denn sie wimmelt geradezu von Zusammensetzungen mit Gams, Reh, Hirsch, Sau, Bär, Jäger u. dgl. und spiegelt so den einstigen Wildreichtum des Kaisers wieder. Ein Verzeichnis der von den Gerichtsuntertanen dem Hauptmann in Kufstein abzuliefernden Wildarten aus dem Jahre 1600 führt nicht weniger als 16 Vierfüßler und Vögel an: Hirsch, Gemse, Reh, Schwein, Hase, Eichhorn, Auerhahn, Spielhahn, Haselhuhn, Steinhuhn, „Fiecht-Mader", „Bach-Mader", Fuchs, Lux, Wildkatze und „Elltas" (Iltis). Merkwürdigerweise fehlen der Steinbock, der Bär und der Wolf. Es ist möglich, daß der Steinbock, der in dem viel größeren, zusammenhängenden Gebiet Achental-Steinberg-Brandenberg bald nach 1670 ausstarb[1]), damals im engeren, minder günstigen Kaiserbergrevier bereits ausgestorben war. Bären und Wölfe müssen im 17. Jahrhundert wenigstens noch vereinzelt vorgekommen sein, weil nach dem Kufsteiner Weistum jener Zeit die Bauern verpflichtet waren, bei der Jagd auf Bären, Wölfe, Luxe, Wildschweine und dergleichen schädliche Tiere unweigerlich mitzuziehen. Der letzte Lux wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts von einem Ellmauer erlegt[2]). Die Waldsenke zwischen Buchberg und Vorderkaiserfelden erinnert heute mit dem Namen „Luxfalle" an diesen gefährlichen Feind der Gemsen. Der Hirsch war noch bis etwa vor zwei Menschenaltern im Kaisergebirge heimisch — Hirschlacke, Hirschanger, Hirschbühel! —, und soll damals zur Schonung der Felder abgeschossen worden sein, kommt aber noch gelegentlich im Wechsel aus den Nachbarrevieren vor. Als Hauptwildarten kommen heute nur mehr Gemse und Reh in Betracht, die gehegt werden und ziemlich stark vertreten sind. Das Jagdrecht, früher dem Landesfürsten und dessen Bevollmächtigten vorbehalten, befindet sich jetzt im Besitze Privater, die es von den Gemeinden, deren Eigentum die Waldungen sind, in Pacht genommen haben.

In der neuesten Zeit, seit etwa vier Jahrzehnten, ist durch den Fremdenverkehr und die Hochturistik eine merkliche Verschiebung in den wirtschaftlichen Grundlagen der Kaisertalbewohner eingetreten. Der gewaltige Strom von begeisterten Naturfreunden, der jahraus, jahrein durch das Tal und über das Gebirge zu fluten pflegte, schuf manche neue Bedürfnisse, aber auch neue Verdienstgelegenheiten. Zu Landbau, Viehzucht, Holzarbeit und Jagd gesellte sich ein blühendes Gastgewerbe und der Bergführerberuf. Wohl ist durch den Krieg in diese Entwicklung ein plötzlicher Stillstand gekommen und das Tal liegt nun schon lange still und verlassen wie in alter Zeit. Aber der Klang der Friedensglocken wird auch hier wieder neues Leben zaubern und der Majestät unseres Kaisers seine gewohnte Massenhuldigung zurückgeben.

Namensursprung und -entwicklung[3])

Es wird überliefert, daß seinerzeit der vorbeireisende Kaiser Karl V. beim Anblick des Kaisergebirges ausgerufen habe: „Lange, wenn ich es nicht mehr bin, wirst du noch Kaiser sein!", und als im Jahre 1665 Kaiser Leopold sich in St. Johann

[1]) Ruf, Chronik von Achental, S. 75.
[2]) Nach Hofmann in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1870.
[3]) Karg, Sagen aus dem Kaisergebirge; Mayrhofer, Zu Dio Cassius Cocceianus (Progr. d. k. k. Gymn. in Brixen 1870); Trautwein, Das Kaisergebirge in Tirol; Schmitt, „Kufsteiner Spaziergänge" u. „Woher das Kaisergebirge seinen Namen hat" (Öst. Touristen-Ztg. 1890); Zösmeier, Die Kufsteiner Eibergstraße und der Wilde Kaiser; Buck, Oberdeutsches Flurnamenbuch.

aufhielt, habe der Erzbischof von Salzburg zu ihm geäußert, er wisse einen anderen, noch größeren Kaiser, und auf die verblüffte Frage des Kaisers habe er nach dem Gebirge gezeigt, worüber sich Leopold höchlichst ergötzte. Hängt nun der Name des Gebirges wirklich mit dem jener höchsten weltlichen Würde zusammen, wie in diesen Anekdoten als selbstverständlich vorausgesetzt ist? Es hat an verschiedenen Versuchen, ihn anders zu erklären, nicht gefehlt. Man hat ihn keltisch abzuleiten gesucht, indem man ihm die angeblich keltischen Wurzeln kaid, caid (mit gezischtem d) = Berg und er = groß zugrunde legte, ihn also als „großer Berg" übersetzte; man hat auf die Möglichkeit hingewiesen, daß der auf der Südseite zu beobachtende sogen. Kaiserkopf, den die einen auf Karl d. Gr., andere auf Kaiser Max und wieder andere auf Franz I. beziehen, namengebend gewirkt habe; man hat endlich den Kaiserberg als Kaserberg gedeutet. Von diesen drei Erklärungsversuchen ist offenbar der letztgenannte am ernstesten zu nehmen. Ja, er hat etwas recht Bestechendes an sich, wenn man bedenkt, daß das Gebirge tatsächlich durch eine bedeutende, uralte Almwirtschaft ausgezeichnet ist und es früher in noch höherem Grade war, daß es insbesondere vom Inntal aus geradezu als d a s Almgebirge der Gegend erscheint und anderwärts die Entstehung gleicher Namen aus Kaser erwiesen ist. Anderseits aber widerstrebt dieser Erklärung bei unserm Kaiser nicht nur die mundartliche Aussprache, sondern vor allem der etymologisch entscheidende Umstand, daß schon die ältesten Vorkommnisse und alle die zahllosen Ableitungen und Zusammensetzungen des Namens nur die Formen Kaiser oder Kayser aufweisen. Nicht eine einzige Ausnahme ist zu verzeichnen. Hingegen spricht alles dafür, daß unser Gebirge einstmals kaiserliches Gut gewesen und daß die Volksüberlieferung, wie so oft, vielleicht auch in diesem Falle auf Wahrheit beruhe, wenn sie an einen Zusammenhang mit Karl dem Großen glaubt. Man braucht gar nicht, wie es von seiten eines schon erwähnten Etymologen geschah, annehmen, daß dieser große Volkskaiser persönlich im Gebirge gewesen sei — wofür jeder Schatten von Beweis fehlt — und die Namen Karlspitzen, Scharlingerboden (Scharlinger = Karlinger!), Kaiserfelden und Edelfelden unmittelbar auf seine jagdliche Betätigung daselbst zurückzuführen seien, sondern es genügt, daß das Kaisergebirge als unbewohnte Wildnis zum agilolfingischen Herzogsgute gehörte und nach dem Sturze der Agilolfinger an den neuen Landesherrn, eben Karl den Großen, den nachmaligen Kaiser, überging. Ob es dann später im unmittelbaren Besitz der königlichen und kaiserlichen Rechtsnachfolger Karls blieb oder den bayerischen Herzogen, deren übrigens manche zugleich Kaiser waren, als Lehen übertragen wurde, bezw. sich in ihr Krongut verwandelte, bis durch den Übergang des ganzen Landesteiles an das Haus Habsburg unter Maximilian neuerdings der Fall eintrat, daß Reichsoberhaupt und engerer Landesfürst ein und dieselbe Person waren, das gibt bei der sehr früh vollzogenen Namensbildung keinen Ausschlag mehr. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal folgende, im Verlaufe unserer Erörterungen festgestellten Tatsachen: der gemeingermanischer Sitte entsprechende Anfall herrenlosen Landes an die agilolfingischen Stammesherzoge; die geschichtlich bekannte Übernahme dieser Güter durch Karl den Großen; das auffallende Interesse Kaiser Friedrichs I. an dem Ebbser Besitz; die Berufung Ulrich Kaisers auf den Charakter eines „freien Gebirges des Kaisers"; die wiederholte Betonung in den späteren Akten, daß der Wald im Kaiser nicht urbarisch sei, sondern unmittelbar dem Landesherrn gehöre; endlich der amtliche Sprachgebrauch „Gebirge des Kaisers" — das alles zusammengenommen zwingt förmlich zu dem Schlusse, daß das Kaisergebirge einst kaiserliches Krongut gewesen und diesem Umstand den Ursprung seines Namens verdankt.

So alt aber der Gesamtname des Gebirges ist, so lange hat es gedauert, bis seine lebhafte und vielgestaltige Gliederung in der Namengebung entsprechenden

Ausdruck fand, und die heute uns geläufige Benennung der einzelnen Teile und Hochgipfel ist in der Hauptsache ein Erzeugnis der neuesten Zeit. Noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herrschte auf diesem Gebiete eine heillose Verwirrung und Unsicherheit, wie ein Blick in einen der bekannten Reiseführer aus jener Zeit lehrt. In älteren Karten und Büchern entbehren sogar die beiden Hauptzüge des Kaisers einer unterscheidenden Bezeichnung. Und doch müssen mindestens die Kaisertaler von jeher das Bedürfnis nach deren sprachlicher Auseinanderhaltung gehabt haben; ihnen ist wohl auch der Ausdruck „Wilder Kaiser" um so sicherer zuzuschreiben, als gerade im Kaisertal die Wildheit der Südkette von der Menschenfreundlichkeit des „Sunnkaisers", wie die Nordkette im dortigen Volksmunde heißt, am kräftigsten absticht. In der Literatur findet sich der „Wilde Kaiser" zum erstenmal auf der großen Burglehner-Karte von Tirol aus dem Jahre 1629, aber an falscher Stelle, nämlich zwischen Eiberg und Kufstein, und er entschwindet darauf vollständig, um erst wieder in Stafflers „Tirol und Vorarlberg" (1842) in der Stelle „Hinterkaiser, auch der wilde Kaiser genannt", also abermals in falscher Anwendung, aufzutauchen. Peter Anich weist auf seiner sonst trefflichen Spezialkarte von Tirol (1774) keinen Sondernamen für den Wilden Kaiser auf, hebt jedoch den „Treffauer Kaiserberg" als Gipfel hervor. Neben dem Treffauer treten auf älteren Karten noch ein „Hochkaiser" an Stelle der Ackerlspitze, die früher für den höchsten Punkt des Kaisers galt, und ein „Moosberg" im Scheffauer auf. Den Ausdruck Vorderkaiser für die Südkette scheint J. N. Diewald in seiner Tiroler Karte aus dem Jahre 1808 eingeführt zu haben, und er fand leider Anklang damit. Er ist offensichtlich eine künstliche Gegensatzbildung zu Hinterkaiser und gibt leicht zu Mißverständnissen Anlaß, erstens weil man von alters her unter Vorderkaiser den westlichen Teil des Zahmen Kaisers verstand (vgl. Vorderkaiser = Pfandlhof, Ried am vorderen Kaiser!), und zweitens, weil sich der Sinn der Wörter Vorder und Hinter nach dem jeweiligen Standpunkt, von wo sie gebraucht werden, richtet. Tatsächlich verwechselt selbst der sonst so verläßliche Amthor noch in seinem „Tiroler Führer" von 1868 den Vorderkaiser mit dem Zahmen Kaiser. Man sollte daher von der Anwendung dieser Bezeichnung grundsätzlich abstehen. Auch der „Zahme Kaiser" ist nicht ein ortsheimischer, sondern ein im Gegensatz zu „Wilder Kaiser" künstlich gebildeter Buchname; ich finde ihn zuerst in Trautweins „Wegweiser durch Südbayern, Nord- und Mitteltirol" aus dem Jahre 1870. Er ist aber gut bezeichnend und dringt langsam auch in die Volkssprache ein. Bei Burglehner trägt der Zahme Kaiser den Vermerk „Aufm Kaiser"; spätere Kartenzeichner nennen ihn Kaiserberg, Hinterkaiser, Hinterkaiserberg, meist schon mit Angabe des Höchstpunktes an der Stelle der Pyramidenspitze, aber ohne diesen Namen, der erst der neuesten Zeit angehört. Die alten, volkstümlichen Bezeichnungen dafür sind Sunnkaiser oder Hinterkaiser im Kaisertal, Ebbser oder Walchseer Kaiser auf der Außenseite.

Damit schließen wir unsere anspruchslosen Mitteilungen aus der Vergangenheit des Kaisergebirges. Der Verfasser würde sich schon belohnt fühlen, wenn es ihm gelungen wäre, die Leser, die ihm geduldig folgten, zu überzeugen, daß der Kaiser neben seinen anerkannten Naturschönheiten auch noch andere, verborgenere Reize in sich schließt, die den Freund der Geschichte und Volkskunde zu fesseln vermögen.

Das Kaisergebirge
Von Dr. Georg Leuchs

Die dieser Zeitschrift beigegebene Karte des Kaisergebirges hat, wie die Dachsteinkarte, eine vollständig neue Aufnahme zur Grundlage. Auch hier ist die Photogrammetrie zur Anwendung gekommen, allerdings noch nicht in ihrer Vervollkommnung durch den Stereoautographen von Orel.

Diplomingenieur Franz Scheck aus Nürnberg, in der alpinen Welt ebenso bekannt als Bergsteiger wie durch seine prachtvollen Photographien aus den Alpen und dem Kaukasus, hatte es auf Anregung von Professor Dr. Finsterwalder unternommen, das Felsgebiet des Kaisergebirges neu aufzunehmen. Der Zweck dieser Arbeit war ursprünglich der, ein Urteil zu gewinnen über den Wert der einfachen und stereoskopischen Bildmessung im schwierigsten Felsgebiet. Bald aber faßte Scheck den Plan, die Meßergebnisse weiter zu verwerten durch Zeichnung einer Karte im Maßstab 1 : 10 000.

Mit unermüdlichem Eifer, schwerbepackt mit den gewichtigen Geräten, bei Wind und Wetter, stieg und kletterte er in dem schwierigen Gelände von Kar zu Kar, von Gipfel zu Gipfel, baute seine Signale, beobachtete, prüfte, maß und photographierte. Hunderte von Bildern und Tausende von Zahlen brachte er mit nach Hause, wo er nun in langwierigen Berechnungen Lage und Höhe zahlreicher Punkte des Geländes auf das genaueste bestimmte und die Karte zu entwerfen begann. Nachdem er sich mehrere Jahre angestrengt mit dieser Arbeit beschäftigt hatte, zwangen ihn berufliche Rücksichten, sie zu unterbrechen. Nur den Teil, der den Zahmen Kaiser behandelte, konnte er im Maßstab 1 : 10 000 und mit Schichtlinienabstand von 20 *m* noch selbst vollenden. Diese Karte ist in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München", Jahrgang 1912, erschienen, ebenso wie eine Abhandlung[1]) über seine Arbeiten und Erfahrungen, betitelt: „Einfache und stereoskopische Bildmessung im reinen Felsgebiet", mit der er sich den Doktortitel erwarb.

Scheck starb, ein Opfer des Weltkrieges, in einem Lazarett Nordfrankreichs am 5. April 1915. Nach seinem Tode wurde der vorhandene Stoff dem Alpenverein übergeben zur Herstellung einer Karte im Maßstab 1 : 25 000 durch den bewährten Alpenvereinskartographen Ingenieur L. Aegerter.

Die letzte zusammenfassende Arbeit über das Kaisergebirge — wenn man von den „Führern" absieht —[2]) ist die von Joseph Enzensperger in der „Zeitschrift" 1897. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und in dieser Zeit haben sich die Verhältnisse im Kaisergebirge von Grund aus geändert.

Zwar die Berge selbst sind sich gleichgeblieben. Noch hat kein übereifriger Verein die Felsriesen in Ketten geschlagen, nur der höchste und die zwei leichtesten Gipfel

[1]) Die Arbeit erschien auch im Sonderabdruck als Heft 14 der landeskundlichen Forschungen, herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft in München.

[2]) Der „Führer durch das Kaisergebirge" von Heinrich Schwaiger in München erschien 1898. Die zweite Auflage, von dem Verfasser dieser Abhandlung vollständig neu bearbeitet, 1904, die dritte 1911, ein Nachtrag dazu 1914.

tragen ihre Drahtseile. Mit Wegbauten in der Mittelregion wurde kein sonderlicher Luxus getrieben, die meisten Wege bestanden schon seit alter Zeit und wurden lediglich ausgebaut oder ergänzt. Auch die fünf neu entstandenen Schutzhütten verändern das Landschaftsbild wenig. Was dem Kaisergebirge von heute ein so ganz anderes Gepräge gibt, das ist der Massenbesuch, der hier eingesetzt hat, noch mehr, wenn dies Wort gestattet ist, die Massenkletterei. Es ist die Tatsache, daß es den Nimbus der Unnahbarkeit so ganz und gar verloren hat.

Früher begnügte man sich hier wie überall damit, die höchsten und leichtesten Berge zu besteigen. Von den 41 Erhebungen des Wilden Kaisers, die man heute als „Gipfel" anerkennt, waren im Jahre 1880 erst 14 von Touristen betreten worden; zehn Jahre später 27, der dritte Teil aller Gipfel war noch jungfräulich. Einzelne Teile des Gebirges, wie das Schneeloch, fast der ganze Ostkaiser, waren um das Jahr 1890 noch unbekannt. Die Anstiege bewegten sich meist auf „Gehterrain", steilen, grasdurchsetzten Schrofen, die vor allem sicheren Fuß und nur hin und wieder ein Zugreifen mit den Händen oder kurze Kletterstückchen erforderten, und die längst schon von Jägern und Wildschützen begangen worden waren. Ausgesprochene Felskletereien waren wenig darunter. Als erste Kletterturen in diesem Sinne kann man wohl die Ersteigungen der Ellmauer Halt 1869 (damals unvergleichlich schwieriger als heute), der Kleinen Halt 1880, des Totenkirchls 1881 betrachten.

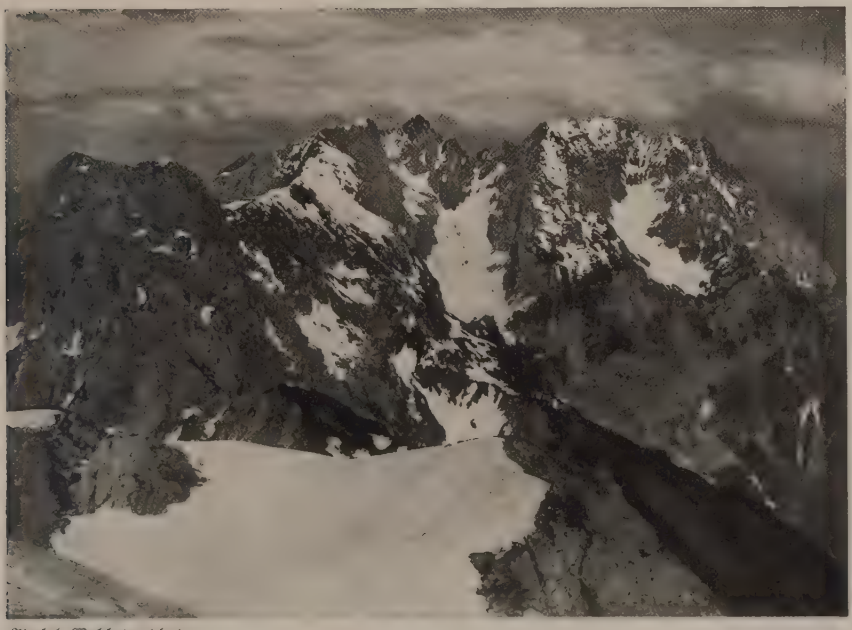
Heute sind nicht nur sämtliche Gipfel, sondern — mit verschwindenden Ausnahmen — auch die namenlosen Türme und Gratzacken erklettert, es gibt kaum noch eine Wand, eine Schneide, eine Schlucht, die nicht ihren Bezwinger gefunden hätte. Die Zahl und die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Bergsteiger war in den letzten Jahren vor dem Kriege in nie geahntem Maße gewachsen, ein großer Teil von ihnen huldigte der schärfsten Felskletterei. Unter den Bergturen, die im Kaiser „eröffnet" wurden, sind viele, die ob ihrer Eigenart, Schönheit, Schwierigkeit oder der Abwechslung, die sie bieten, sich der größten Beliebtheit erfreuten und häufig wiederholt wurden.

Im Jahre 1880 kannte man im ganzen Wilden Kaiser etwa zwanzig verschiedene Gipfelanstiege, 1890 waren es fünfzig, zehn Jahre später bereits mehr als hundert, 1910 einhundertsiebzig, und bei Kriegsausbruch annähernd zweihundert, ungerechnet zahllose Varianten. Das Totenkirchl wurde 1881 von Merzbacher und Steinackerer „auf dem wohl einzig möglichen Wege" zum ersten Male bestiegen. Es sah in den ersten zehn Jahren nur neun Partien auf seinem Scheitel; bis Ende 1895 waren es schon 76, und im folgenden Jahre wurde die hundertste Besteigung erreicht. Heute gibt es am Totenkirchl nicht weniger als zehn selbständige Anstiege und an die dreißig größere Varianten, und sein Gipfel ist ein beliebtes Wallfahrtsziel geworden; in dem so ungünstigen Jahre 1910 z. B. wurde er von 619, 1911 bis Anfang Oktober von 683 Personen erklommen. Aber auch der Besuch so ausgesprochener Kletterberge wie des Predigtstuhles, der Fleischbank, der Kleinen Halt und der Totensesselspitze dürfte alljährlich in die Hunderte gehen, von Ellmauer Halt und Scheffauer ganz zu schweigen.

Die Ausdehnung, Verallgemeinerung des Bergsteigens, im besonderen des Kletersportes, ist ja nicht auf das Kaisergebirge beschränkt, aber hier ist diese Entwicklung doch mit besonders weiten Schritten vorgeeilt. Soll man sie verwünschen oder begrüßen? Wer in den Bergen Ruhe sucht, wer die Natur in ihrer Ursprünglichkeit genießen will, wird das Getriebe schmerzlich empfinden. Wer sich über den egoistischen Standpunkt erhebt und auf den Vorteil sieht, den der Bergsport denen, die ihn ausüben, bringt, wird sich trotz manchen mit dem Massenbesuch verbundenen Auswüchsen ihrer freuen. Tausende bereichern sich an den Eindrücken, welche die Bergwelt vermittelt, finden körperliche Stählung und schöpfen (um einen Ausdruck

Dr. Franz Scheck phot.

Abb. 1. Zahmer Kaiser von Norden

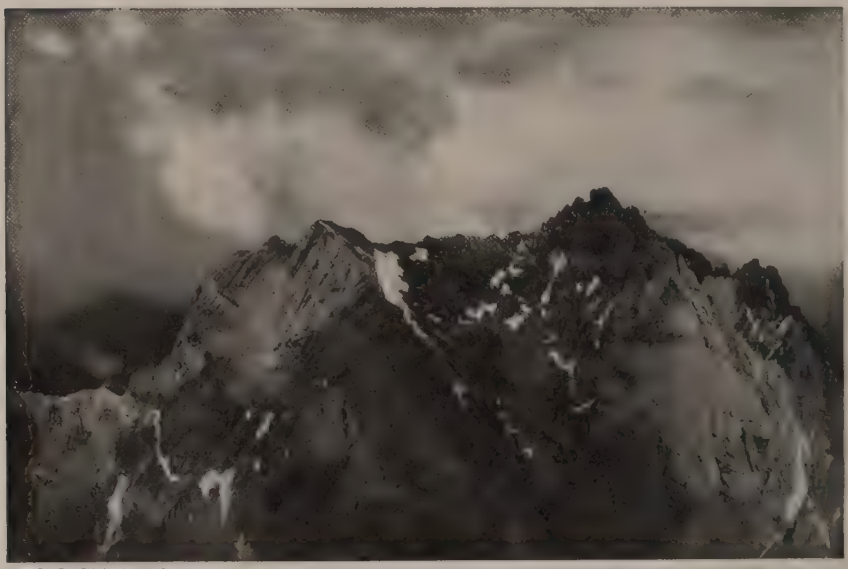


Adolph Wolchowe phot.

Abb. 2. Hackenköpfe, Sonneck, Ellmauer Halt, Treffauer vom Scheffauer

Dr. Franz Scheck phot.

Abb. 3. Ellmauer Halt und Vordere Karlspitze von Süden



Dr. L. L. Kleintjes phot.

Abb. 4. Gamshalt und Ellmauer Halt von Westen

Whympers zu gebrauchen) aus der Erinnerung an Siege neue Kraft und Daseinsfreude.

Ich setze die mustergültige Arbeit Enzenspergers als bekannt voraus und betrachte es lediglich als meine Aufgabe, sie zu ergänzen und die Fortschritte der letzten zwei Jahrzehnte zu schildern.

Bau des Gebirges

Das 20 *km* lange und 14 *km* breite Kaisergebirge besteht aus zwei parallelen, westöstlich streichenden Kämmen. Der nördliche Kamm, Zahmer Kaiser, trägt in seinem westlichen Drittel ein gras- und latschenbewachsenes Plateau mit vielen Hunderten von Dolinen. Gegen Osten zu verliert sich der Plateaucharakter mehr und mehr, der Hauptkamm, zunächst noch ein breiter Rücken, wirft den Gipfel der Pyramidenspitze auf und schnürt sich bald darnach zu einem scharfen Grat zusammen, der am Roßkaiser nach Nordosten umbiegt und so mit dem an der Pyramidenspitze entspringenden Ast der Jovenspitzen ein großes Hufeisen bildet. Dieses Hufeisen umschließt das Hauptschaustück des Zahmen Kaisers, das Winkelkar, in das der Grat mit 400 bis 500 *m* hohen Steilwänden abstürzt. Der Hauptkamm entsendet weiter westlich noch vier Ausläufer nach Norden, welche die Schluchten Egersg'rinn, Hoher Lahner und das Kar Jovens'rinn (oder Scheiblingsteinkar) einfassen. Ebenso lösen sich im Süden vier Grate ab: Steingrubenschneid, Ochselweidschneid, Vordere und Hintere Kesselschneid, welche vier kleinere Kare begrenzen, von denen drei benannt sind: Steingrube, Ochselweid, Großer Kessel. Der Name Vordere und Hintere Kesselschneid wurde später auf die höchsten Punkte dieser Seitenäste übertragen; bei der Vorderen Kesselschneid liegt dieser Punkt an der Ursprungsstelle des Astes im Hauptkamm. Bis vor kurzem galt als höchster Gipfel die Pyramidenspitze mit 1999 *m*. Erst Scheck stellte fest, daß sie von der Vorderen Kesselschneid noch um 3 *m* überragt wird.

Ungleich bedeutender ist der südliche Zug, der Wilde Kaiser. Sein Hauptkamm ist ein mehrfach gewundener Zackengrat, der nur an einer kleinen Stelle, am Wiesberg, plateauartig verbreitert und nur einmal, durch die breite Einschartung des Ellmauer Tores, unterbrochen ist. Im Norden lösen sich rasch nacheinander, kulissenartig, mächtige Felsstöcke von ihm ab, die nach den drei freien Seiten mit gewaltigen, wenig gegliederten Wänden abstürzen und tiefe Kare zwischen sich lassen. Hier kommt die Großartigkeit des Gebirges zur vollen Entfaltung, hier stehen die trotzigsten Gipfel und dankbarsten Kletterberge (Kleine Halt, Totenkirchl, Fleischbank, Predigtstuhl, Mitterkaiser, Gamsfluchten, Lärcheck).

Der Wilde Kaiser ist ein Gebirge von ganz besonderem Charakter. Dieser ist in erster Linie bedingt durch die Steilstellung und durch die Regelmäßigkeit der Schichten. An der Kleinen Halt, Gamshalt und Vorderen Karlspitze[1]) sind sie 50°, an den Gamsfluchten und am Lärcheck 70°, am Mitterkaiser 80° gegen die Horizontale geneigt, am Totenkirchl, Fleischbank, Predigtstuhl, Hinterer Goinger Halt stehen sie senkrecht. Die Schichten sind gut ausgebildet und nicht wie z. B. im Wetterstein vielfach geknickt, verschoben, zerbrochen, sondern sehr gleichmäßig in ihrer Fallrichtung. Dies gibt den Felsen, ähnlich wie am Watzmann, den Charakter des Massigen, Klotzigen.

Damit in Zusammhang steht die recht beträchtliche Wand- oder Grathöhe, mit der die Berge nach Norden in das Kaisertal und Kaiserbachtal abstürzen. Sie beträgt, gemessen vom Gipfel bis zum Fuß der Felsen, bei den Hackenköpfen 600 bis 800 *m*, dem Sonneck 950 *m*, der Kleinen Halt 800—900 *m* (Ellmauer Halt über die

[1]) Der Name kommt von „Kufsteiner Karl", einem schwach ausgeprägten Kar in der Westflanke des Berges.

Kleine Halt 1150 *m*), Totenkirchl 500—700 *m*, Fleischbank 800 *m*, Karlspitzen (über die Fleischbank) 900 *m*, Predigtstuhl 800 *m*, Goinger Halten (über den Predigtstuhl) 1000 *m*, Mitterkaiser 1000 *m*, Lärcheck 900—1000 *m*, Maukspitze 600—900 *m*. Etwas geringer, 350—700 *m*, ist die Höhe der Seiten-(Ost- und West-)wände, jedoch sind diese noch beträchtlich schroffer als die Nordabstürze. Aus der neuen Karte läßt sich die durchschnittliche Neigung dieser Wände genau berechnen, sie schwankt fast durchweg zwischen 60 und 70°. Weniger steil sind die Flanken der weiter südlich gelegenen Gipfel, die bereits dem Hauptkamm angehören.

Eine dritte Besonderheit, die der Kaiser mit manch anderer Berggruppe, namentlich den Dolomiten, gemein hat, ist die Mannigfaltigkeit in Form und Aufbau der Gipfel. Ein Teil derselben, so der Felskoloß der Kleinen Halt mit seinem kirchdachartigen Plattenschuß, der gedrückte Turm des Totenkirchls mit den drei Terrassen und der mauerglatten Westwand, die Schichtensäule des Predigtstuhles, die Kulissenmauer der Gamsfluchten, sind Gebilde von so ausgesprochener Eigenart, daß man sie in anderen Gebirgsgruppen nicht wiederfinden dürfte. Wenn auch manche Gipfel nicht viel Charakteristisches an sich tragen, so sind sie doch fast sämtlich so verschieden voneinander, daß man kaum irgendwo den Eindruck des Einförmigen erhält.

Eine ähnliche Mannigfaltigkeit herrscht bei den Karen; der blockerfüllte Friedhof, das niedliche Gamskar, die gestuften Scharlinger Böden, der weitgeöffnete Hohe Winkel, das düstere Schneeloch, die plattengepanzerte Steinerne Rinne, das hufeisenförmige Griesnerkar und die doppelzüngige Kreidegrube, jedes unterscheidet sich in Form, Größe, Steilheit, Beschaffenheit des Bodens, Umfassung usw. beträchtlich von dem andern.

Diese Eigenschaften machen im Verein mit dem meist vorzüglichen, festen Gestein den Wilden Kaiser zu einem Dorado für Kletterer. Sie treten hauptsächlich auf der ja ungleich mächtiger entwickelten Nordseite zutage. Die Südseite ist zahmer und hat ihre eigenen Vorzüge.

Zwar setzt auch hier ein Teil der Gipfel mit hohen Steilwänden nieder (Sonneck 350—450 *m*, Treffauer 600 *m*, Ellmauer Halt 300—500 *m*, Karlspitze 400—500 *m*, Ackerlspitze 600 *m*, Maukspitze 500—700 *m*), jedoch zeigen die Wände mehr Gras und mehr Gliederung, Bänder, Terrassen, Schluchten, Rinnen. Die Ausläufer, die der Hauptkamm nach Süden entsendet, sind verhältnismäßig schwache Grate, die Kare an seinem Fuße sind unbedeutend oder wenig ausgesprochen. Nur der Treffauer schickt in westlicher und in südlicher Richtung zwei stärkere Äste vor. Der westliche umschließt mit der Sonneck-Südwand und dem Kleinkaiserl das langgezogene Schneekar, der südliche, der das Tuxeck trägt, bildet mit dem Hauptkamm vom Treffauer bis zu den nach Süden ausladenden Törlspitzen um das Grutten- und Kübelkar einen mächtigen Halbkreis. Hier kommt das, was den Südhängen des Gebirges so viel Reiz verleiht, zum stärksten Ausdruck, der Gegensatz der weißgrauen Kalkmauern zu den grünen Almen und dunklen Wäldern und der Blick auf die freundlichen Dörfer und saftigen Wiesen des Söllands und Pinzgaues, auf das Hügelmeer der schwarzen Kitzbühler, überragt von der blendendweißen Firnenkette der Tauern, der Zillertaler und Ötztaler Berge. Dadurch nämlich, daß der Kaiser ganz allein steht und durch tiefe und weite Täler von den benachbarten Gebirgen getrennt ist, bietet er auf seiner Südseite schon von verhältnismäßig tief gelegenen Punkten aus eine glanzvolle Aussicht.

Im Norden des Wilden Kaisers herrscht das Großartige, Aufregende, Gewaltige, im Süden das Heitere, Friedliche, Schöne. Wer jemals in der göttlichen Ruhe eines sonnigen Herbsttages am Baumgartenköpfl stand, und die Glocken von Ellmau tief unten im Tale drangen leise klingend an sein Ohr, der weiß, was ich meine.

Hütten Zur Zeit Enzenspergers gab es nur eine Schutzhütte, Hinterbärenbad im Kaisertal, 831 *m*. Sie diente, von Kufstein in 2½ Stunden erreichbar, als Ausgangspunkt für alle Turen an der Nordseite des Wilden Kaisers. Freilich war der Anmarsch zu den jenseits des Stripsenjoches liegenden Bergen recht weit: 3—5 Stunden bis zum Felseneinstieg. Hinterbärenbad brannte im Februar 1899 ab und wurde von der Sektion Kufstein in bedeutend vergrößertem Maßstab wieder aufgebaut. Zu Ehren des langjährigen, verdienstvollen Vorstandes der Sektion Kufstein wurde es Anton-Karg-Haus benannt. Es ist auch jetzt noch der turistische Mittelpunkt des Kaisergebirges.

Zu seiner Entlastung baute die gleiche Sektion im Jahre 1902 am Nordfuß des Totenkirchls auf dem das Kaiserbachtal vom Kaisertal scheidenden Stripsenjoch, 1580 *m*, die Stripsenjochhütte, die bereits wiederholt vergrößert werden mußte. Sie erleichterte zunächst außerordentlich die Besteigung des Totenkirchls. Während man ehemals in Hinterbärenbad früh am Morgen aufbrechen und durch den steilen Neustadlergraben sich zum Einstieg emporschinden mußte, nimmt jetzt, wer Zeit hat, auf dem Stripsenjoch Wohnung, oder er steigt doch wenigstens am Abend vorher auf bequemem Saumweg in 2 Stunden zur Hütte empor; er kann dann ausschlafen und nach dem Frühstück in aller Gemütsruhe und mit frischen Kräften die Erkletterung des vielbegehrten Modegipfels beginnen. Ferner verkürzte die Hütte den Anmarsch zum Ostkaiser und in Verbindung mit dem Felssteig durch die Steinerne Rinne den Weg zum Predigtstuhl um ein beträchtliches Stück.

Für Turen im Ostkaiser benützte man früher häufig die Griesneralm, 1006 *m*, im Kaiserbachtal, die von ihrem Besitzer zum Übernachten eingerichtet ist und von Kufstein über das Stripsenjoch in 5, von St. Johann in Tirol in 3½ Stunden erreicht wird. Diese einfache Gaststätte hat durch die Stripsenjochhütte an Bedeutung verloren, da man in das Griesnerkar ebenso schnell vom Stripsenjoch aus gelangt. Nur für die von St. Johann kommenden Bergsteiger (ein recht seltener Fall!) und für die Kufstein—Stripsenjoch—St. Johann-Wanderer kommt sie noch in Betracht.

Im August 1908 verunglückte auf dem Mönch im Berner Oberland ein begeisterter und überaus eifriger Bergsteiger, Dr. Fritz Pflaum aus München. Einem Wunsche des Verstorbenen entsprechend, stiftete seine Familie der Sektion Bayerland den Betrag von 8000 Mark für einen Hüttenbau. Die Sektion wählte den Sattel zwischen Klein- und Mitterkaiser (Mitterkaisersattel) inmitten des Griesnerkars und errichtete dort in 1874 *m* Höhe in den Jahren 1911/1912 die Fritz-Pflaum-Hütte. Sie soll unbewirtschaftet bleiben und in erster Linie den Hochturisten dienen. Vom Stripsenjoch ist sie in 2¼, von Hinterbärenbad in 4¼ Stunden zu erreichen. In den ersten Jahren war sie der Sektion ein rechtes Sorgenkind. Im Griesnerkar gibt es nämlich weit und breit nur eine Wasserstelle, und zwar südlich des Kleinkaisers, eines 100—200 *m* hoch dem Kar entragenden Felsriffes. Das Wasser, tief im Geröll verborgen, stammt von einem ständigen Firnfeld, das in der Nähe lagert, und wurde dadurch, daß die tieferen Schichten des Gerölles durch Eis verkittet waren und so eine undurchlässige Unterlage bildeten, am Versickern verhindert. Sobald es jedoch freigelegt war, schmolz das darunter befindliche Eis und das Wasser sank immer weiter in die Tiefe. Erst durch Anlegen eines regelrechten Stollens konnte man des flüchtigen Elementes auf die Dauer habhaft werden. Von der Quelle mußte es dann in einer 680 *m* langen Rohrleitung mit 100 *m* Gefälle und 80 *m* Steigung um den Kleinkaiser herum zur Hütte geführt werden.

Bei Bergfahrten auf dem Südhange des Wilden Kaisers hatte man in Talgasthäusern oder Almen zu übernachten, bis im Jahre 1899 zwei Hütten nahe beieinander entstanden: die Gruttenhütte des Turner-Alpenkränzchens München

(jetzt Sektion unseres Vereins) und die Gaudeamushütte der Akademischen Sektion Berlin am Eingang des Kübelkars. Letztere liegt leider zu tief, auf 1270 *m*, noch im Waldgebiet, nur $1^3/_4$ Stunden oberhalb Ellmau mit seinen trefflichen Gasthäusern. Immerhin ist sie für Turen im östlichen Teil (Kleines Törl bis Ackerlspitze) günstiger als die Gruttenhütte, da man, wenn man von dieser ausgeht, erst zur Gaudeamushütte absteigen muß. Wegen der Romantik der unbewirtschafteten Hütte wurde sie von vielen der Gruttenhütte vorgezogen, und mancher wird mit dem Wort Gaudeamushütte nicht nur die Erinnerung an Abenteuer mit frechen Mäusen, sondern auch an trauliches Hüttenleben verbinden. Leider hat auch hier die gute alte Zeit dem Neuen weichen müssen: seit 1911 ist die Hütte bewirtschaftet.

Die schmucke Gruttenhütte, 1620 *m*, steht 350 *m* höher auf einem einzig schönen Aussichtspunkt. Von Kufstein erreicht man sie in 6½, von St. Johann in 4 Stunden. Durch die Erbauung einer für Kraftwagen fahrbaren Straße in das Weißachtal ist jetzt der Weg zur Grutten- und Gaudeamushütte bedeutend gekürzt; die Motorpost fährt von Kufstein in einer guten Stunde nach Ellmau, von wo man in 2½, bezw. 1¾ Stunden zu den Hütten aufsteigt. Die Gruttenhütte dient in erster Linie der Ersteigung der Ellmauer Halt von Süden über die Gamsänger; ein von der Sektion angelegter Steig führt, allerdings mit 150 *m* Höhenverlust, durch die Abstürze der „Köpfeln" ins Kübelkar und zum Ellmauer Tor (Karlspitzen, Goinger Halt, Predigtstuhl, Abstieg durch die Steinerne Rinne zum Stripsenjoch), ein anderer zum Kopftörl (Karlspitzen, Kopftörlgrat der Ellmauer Halt, Abstieg zum Hohen Winkel).

Am westlichen Zipfel des Wilden Kaisers, auf der Steinbergalm, hat sich der rührige Führer Michael Kaindl niedergelassen und 1903 ein Unterkunftshaus, Kaindlhütte (oder Steinberghütte) erbaut, das gut geführt ist und großen Zuspruch findet, besonders seit der Eröffnung des Scheffauersteiges. Im Winter ist die Umgebung der Hütte Tummelplatz zahlreicher Schneeschuhläufer, zumal man von Kufstein in 3 Stunden heraufsteigt und der weite Almboden im ganzen Wilden Kaiser das einzige Gelände ist, das sich zum Schilaufen eignet.

Auch der Zahme Kaiser hat ein Unterkunftshaus, die aus einer Alm hervorgegangene Vorderkaiserfeldenhütte. Sie steht am Südabhang in 1389 *m* Höhe und gehört der Sektion Oberland in München, die sie im Jahre 1900 von Privatleuten gekauft, umgebaut und wiederholt beträchtlich vergrößert hat. Die vielbesuchte Hütte, der Hauptanziehungspunkt im Zahmen Kaiser, bietet hübsche Aussicht auf den Wilden Kaiser, Tiefblick in das Inntal, Rodelbahn, Harfenspiel und manches andere, was das Herz erfreut. Sämtliche Gipfel des Zahmen Kaisers können von hier aus bestiegen werden, wenn sich auch die meisten Besucher (1909 hatten sich 4452 Personen eingeschrieben gegen 1232 im Jahre 1900) mit der Hütte, allenfalls noch dem „Hüttengipfel", der 250 *m* höheren Naunspitze, begnügen dürften.

Wege An dem höchsten und daher am stärksten besuchten Gipfel, der Ellmauer Halt, gab es schon vor 20 Jahren Drahtseile in der Nähe der Roterinnscharte, eine eiserne Leiter in dem kaminartigen Spalt der Achselrinne, die das letzte Bollwerk unter dem Gipfel durchbricht, und ein Unterstandshüttchen auf dem Gipfel. Dürftige Steige leiteten in die Scharlinger Böden und in das Griesnerkar. Neben einigen Drahtseilen an der Kopfkraxen (Sonneck), am Kleinen Törl und an der Ackerlspitze waren das wohl die einzigen Anlagen im Wilden Kaiser, die zur Erleichterung der Bergfahrten geschaffen waren.

In der Zwischenzeit haben sich die Sektionen die Herstellung guter Wege zu den Hütten und von da in die wichtigeren Kare angelegen sein lassen. Im eigentlichen

Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes — Mezzotinto Bruckmann

Totenkirchl aus dem Kaisertal

Felsgebiet wurden nur drei Berge mit Wegbauten versehen. Um beim Südanstieg zur Ellmauer Halt die steingefährliche Rote Rinne entbehrlich zu machen, wurde der Gamsängersteig gebaut, der indes nicht bis zum Gipfel durchgeführt ist. Dafür sind zahlreiche Drahtseile und eine rote Bezeichnung angebracht. Die Achselrinne, früher die interessanteste Stelle der Besteigung, wird jetzt mit Hilfe von Eisenklammern umgangen.

Trotz diesen Anlagen sind gerade auf den gewöhnlichen Wegen zur Ellmauer Halt viele Unfälle vorgekommen: außer zahllosen leichteren Verletzungen neun tödliche. Durch die häufigen Besteigungen ist das brüchige Gestein zwar entfernt, aber viele von denen, die da hinauf pilgern, verstehen es meisterlich, noch wacklige Steine aufzuspüren und in die Tiefe zu befördern, auf die Köpfe der Nachkommenden. Wie es hier zugeht, dafür möge die Angabe genügen, daß ich im Juli 1909 bei einem fünftägigen Aufenthalt auf der Gruttenhütte nicht weniger als drei blutige Verletzungen durch Steinschlag beobachtet habe. Selbst auf dem Gamsängersteig, kurz vor der „Jägerwand", hat man Steinfall vom Gipfel herab zu gewärtigen. Ein Turist wurde hier 1909 zu Tode getroffen.

Die zweite große Gefahr bildet der Schnee, der im Frühjahr und Frühsommer große Strecken des Weges bedeckt und Ungeübte oder schlecht Ausgerüstete leicht ausgleiten läßt, namentlich, wenn sie versuchen, abzufahren, und wenn der Schnee verfirnt oder vereist ist. Von zwei tödlichen Unfällen steht fest, daß sie auf diese Weise sich ereignet haben.

Die Hauptgefahr aber (hier wie bei allen derartigen Felssteigen, besonders in der Nähe von Großstädten) ist die, daß gänzlich Ungeübte durch die Weganlagen verleitet werden, die Tur zu unternehmen, und dabei auf die eine oder andere Weise, durch Versteigen, In-die-Nacht-Kommen, Übermüdung, Fehltritte usw. ihrer Unerfahrenheit zum Opfer fallen.

Der zweite Berg, der einen Weg erhalten hat (durch die Sektion Turner-Alpenkränzchen München), ist die Hintere Goinger Halt, 2195 *m*. Es ist ein guter Steig, der am Ellmauer Tor beginnt und über die mäßig steilen Hänge in einer halben Stunde zum Gipfel führt. Hier ist dem Kletterer nichts genommen, der Aufstieg bietet kaum eine Gefahr (außer bei Schneebedeckung!) und kann allen empfohlen werden, die leicht und ohne viel Mühe eine herrliche Gipfelaussicht genießen und einen Blick werfen wollen auf die prallen Mauern der Fleischbank, den Zackenwald des Ostkaisers und hinunter auf die weiten Schuttströme des Griesnerkars.

Der dritte ist der Scheffauer. Erst in den letzten Jahren vor dem Kriege wurde hier von der Sektion Kufstein und von Führer Kaindl auf dem alten Nordanstieg (Widauerweg) ein Steig mit Drahtseilversicherung gebaut. Ebenso wurde auf der Südseite das Steiglein, das im Laufe der Zeit durch die vielen Besteigungen entstanden war, verstärkt, so daß nun auch Mindergeübten der Übergang über den Scheffauer von der Steinbergalm nach Bärnstatt und zum Hintersteiner See und umgekehrt ermöglicht ist. Jedoch ist Schwindelfreiheit und sicherer Tritt notwendig. Auch hier gilt das von der Ellmauer Halt Gesagte.

Ein weiterer Felsensteig führt durch die Steinerne Rinne, das schmale Kar, das am Ellmauer Tor entspringt und, mehr und mehr eingeengt von den furchtbaren Mauern der Fleischbank und des Predigtstuhles, mit 400 *m* hohem und nur 80—100 *m* breitem Plattenschuß in das Kaiserbachtal abstürzt. Der Plattenschuß bot früher eine hübsche Kletterei, etwa von der Schwierigkeit des Führerweges am Totenkirchl, sofern man den richtigen Durchstieg fand. Dieser war aber leicht zu verfehlen, und dann konnte man recht unangenehm ins Gedränge kommen. Jetzt führt über den untersten Ausläufer des Fleischbank-Nordgrates hinweg ein Steig in die Platten und über sie empor in den oberen, geröllerfüllten Teil des

Kares. Der Steig wurde 1903/04 von der Sektion Kufstein gebaut, deren zweiter Vorstand, Bürgermeister Joseph Egger, die Mittel dazu gespendet hatte. Ihm zu Ehren wurde der Weg Eggersteig benannt. Er kürzt den Anmarsch vom Stripsenjoch zum Predigtstuhl und Ellmauer Tor beträchtlich; für die große Menge möchte ich ihn trotz den großartigen Bildern, die er bietet, nicht empfehlen. Streckenweise ist er sehr luftig und schmal, ein Fehltritt könnte leicht zu tödlichem Absturz führen. Auch hier liegt an manchen Stellen noch im Juli Schnee, und die Steingefahr ist groß. Vor einigen Jahren war ich Zeuge, wie sich am Einstieg zur Predigtstuhl-Nordkante ganz von selbst ein Felsblock loslöste und die Rinne hinunterſprang, bis er, in tausend Stücke zerschellend und Geröll mitreißend, als Steinlawine zu Tal fegte. Wieviel öfter mag es zu solchen Steinfällen kommen, wenn Touristen in größerer Zahl da hinauf- oder herunterpilgern!

Außer an den eingangs genannnten Stellen finden sich Versicherungen nur noch am Kopftörl, zu dem von Süden ein kurzer, aber interessanter Felssteig hinaufleitet.

Auch im Zahmen Kaiser, wo die Sektion Oberland herrscht, wurde 1912 ein Felsenweg gebaut, aus dem Winkelkar auf die Pyramidenspitze. Viel begangen wird er wohl zunächst nicht werden, da die Ausgangsorte Durchholzen und Walchsee zu abgelegen sind und der aussichtsreiche Gipfel auf wesentlich bequemeren Wegen von der Vorderkaiserfeldenhütte aus erreicht werden kann. Auf der Pyramidenspitze selbst hat die Sektion 1913 ein Unterstandshüttchen erbaut.

Zwei Höhenwege möchte ich noch erwähnen und angelegentlichst empfehlen: der eine führt von der Kaiserhochalm in etwa 1400 *m* Höhe, zuletzt bis zu 1600 *m* steigend, am Südhang des Wilden Kaisers unter den Steilwänden des Sonnecks, Treffauers und Tuxecks in 2 Stunden zur Gruttenhütte; der andere beginnt an der Vorderkaiserfeldenhütte, leitet am Südhang des Zahmen Kaisers zur Feldalm und biegt hier rechts ab zum Stripsenjoch, das man in 3 Stunden erreicht. Auch er hält sich meist in etwa 1400 *m* Höhe und bietet ständig Ausblick auf den Wilden Kaiser. Man wird es nicht bereuen, wenn man noch weitergeht zum Stripsenkopf, 1809 *m*, und Feldberg, 1813 *m*, und, nun allerdings auf schlechtem, oft undeutlichem Wege[1]) über den Scheibenbichlberg und die Scheibenbichlalmen zur Griesenau absteigt. In raschem Wechsel ziehen hier die Schaustücke des Kaisergebirges, die furchtbaren Nordabstürze vom Totenkirchl bis zum Lärcheck, dazwischen die engen Kare, am Auge des Wanderers vorüber.

Die Sektionen haben fleißig gearbeitet. In der Mittelregion ist nur noch wenig zu tun, und was das Felsgebiet anlangt, so gibt es unter den Kaiserfreunden wohl nur eine Meinung, nämlich die, daß hier genug geschehen ist, und daß es sehr bedauerlich wäre, wenn noch weitere Gipfel mit Wegen und Sicherungen versehen werden würden. Weitaus die meisten Gipfel des Kaisergebirges sind keine Aussichtsberge, sondern Kletterberge. Wer schöne Fernsicht genießen will, findet am Südgehänge des Wilden Kaisers oder im Zahmen Kaiser eine Fülle dankbarer Plätze, oder er kann die bereits mit Weg und Drahtseil ausgestatteten Gipfel besuchen. Die anderen Gipfel des Hauptkammes haben fast die gleiche Fernsicht wie diese. Von der Großartigkeit des Gebirges selbst bekommt man in den Karen einen ebenso guten Eindruck wie auf den Gipfeln. Und so wäre es schade, wenn man den Bergen gerade das nehmen wollte, weshalb sie bestiegen werden, den Reiz des Wegesuchens und der Kletterarbeit.

Schriften

Was schon Enzensperger betont, das trifft auch heute noch zu: in auffallendem Gegensatz zur Stärke des Besuches steht die geringe Zahl von Turenschilderungen. Von Enzensperger selbst besitzen wir eine

[1]) Wegbau wäre erwünscht.

Reihe gehaltvoller Aufsätze. Zum Teil sind sie seiner Zeitschriftabhandlung angefügt; vollständig sind sie niedergelegt in dem vom Akademischen Alpenverein München herausgegebenen Gedächtniswerk: „Josef Enzensperger, Ein Bergsteigerleben." Sie behandeln Besteigungen der Hinteren Gamsflucht, des Predigtstuhls, der Karlspitze aus dem Schneeloch, der Ellmauer Halt, der Fleischbank über den Nordgrat, des Totenkirchls aus dem Schneeloch, der Kleinen Halt über die Nordwestwand, sowie eine Überschreitung des Totenkirchls.

Franz Nieberl ist nach Enzensperger der einzige, der über eine größere Zahl seiner Bergfahrten in flottgeschriebenen Aufsätzen berichtet hat. (Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1907: Predigtstuhl, Nordostwand. 1908: Straßwalchschlucht. Österr. A.-Z. 1905: Predigtstuhl, Ostlerweg. 1906: Kleine Halt, Ostwand, Nordost- und Nordwestwand, Ackerlspitze, Südwand u. a.).

Von den sonstigen Verfassern seien hervorgehoben: Zott (Winkler am Totenkirchl)[1]), Dr. R. Schmidt (Predigtstuhl)[2]), Treptow (Totenkirchl, Südostgrat)[3]), Lantschner (Totenkirchl aus dem Schneeloch)[4]), E. Mönnich[5]), A. Defsauer[6]), Josef Nieberl (Winklerschlucht und Südostgrat des Totenkirchls)[7]), Dülfer (Predigtstuhl, Westschlucht, Nordkante, Westwand)[8]), Schmidtkunz (Scheffauer, Nordwand)[9]).

Um so zahlreicher sind die — rein objektiv gehaltenen — Wegbeschreibungen von neuen Anstiegen und Varianten, die zum größten Teil nur in den Jahresberichten der Münchener hochturistischen Vereine und Sektionen veröffentlicht sind. Es wäre sehr zu wünschen, daß mit diesem Vereins-Partikularismus gebrochen würde. Denn es kann demjenigen, der sich über die Fortschritte im Bergsport auf dem laufenden halten will, nicht zugemutet werden, alljährlich all diese Jahresberichte zu sammeln und durchzulesen.

Seit alters herrscht im Kaisergebirge die Gepflogenheit, Bergfahrten, denen man eine Bedeutung beimißt, in Hinterbärenbad in das „Turenbuch" einzutragen, und so sind fast alle wichtigeren Bergfahrten, die seit dem Jahre 1883 ausgeführt wurden, hier verzeichnet. Die Lektüre dieser Bücher, aus denen der Geist eines Georg Winkler, Albrecht v. Krafft, Josef Enzensperger spricht, und von denen, wie Nieberl treffend sagt, ein geheimnisvoller Zauber auszugehen scheint, gibt das anschaulichste Bild von der Entwicklung des Kletterspor tes im Kaisergebirge, und so mancher ist stunden- und tagelang darüber gesessen. Vor mehreren Jahren hat die Sektion Kufstein die älteren Turenbücher, um sie vor Verlust und Verderb zu bewahren, der Alpenvereinsbücherei einverleibt. Ihren Zweck, gelesen zu werden, erfüllen sie dort nur in geringem Maße. Indes hat die Sektion einen gewissen Ersatz gegeben, indem sie einen Auszug aus den Büchern drucken und unter dem Titel: „Die Erschließung des Kaisergebirges" erscheinen ließ[10]). Die Auswahl des Stoffes und Bearbeitung des Buches wurde von Franz Nieberl besorgt.

Nieberl ist auch der Verfasser eines Schriftchens über das Totenkirchl, das als „Kletterführer der Deutschen Alpenzeitung" in deren Verlag erschienen ist.

Ersteigungsgeschichte Zehn Jahre lang, etwa bis zum Jahre 1903, wurde die Ersteigungsgeschichte, ja die ganze Hochturistik im Kaisergebirge beherrscht vom Akademischen Alpenverein München. Im Herbst des Jahres 1892 hatten sich einige bergbegeisterte Studenten in München zu einem Verein zusammengeschlossen. Trotzdem sie keineswegs die ausschließliche Pflege des Bergsteigens, sondern jede Art alpiner Betätigung auf ihre Fahne geschrieben hatten,

[1]) König, Empor. [2]) Ö. A.-Z. 1897. [3]) Ö. A.-Z. 1897. [4]) Ö. A.-Z. 1899. [5]) D. A.-Z. 1901 2 und 1902/3. [6]) Desgl. [7]) D. A.-Z. 1911/12. [8]) D. A.-Z. 1912. [9]) D. A.-Z. 1912/13. [10]) 1908, Verlag Lippott in Kufstein. Ein Nachtrag erschien 1912.

gewann doch sehr rasch die bergsportliche Richtung die Oberhand. Blieb die Zahl der Genossen auch klein, so war ihr Eifer um so größer. Im Kaiser, aber auch in manch anderer Gruppe, vor allem im Allgäu und Wetterstein, marschierten sie lange Zeit an der Spitze der Bergsteiger. Sie waren es damals fast ausschließlich, die auch die schwierigeren und weniger bekannten Anstiege wiederholten, sie waren es, die unermüdlich die Berge nach Neuland durchstreiften, dankbare Aufgaben in reicher Fülle fanden und lösten. Im Wilden Kaiser, ihrem Leibgebiet, haben sie von 1893 bis 1902 über 1800 Gipfelbesteigungen ausgeführt, eine für die damalige Zeit recht ansehnliche Ziffer, und von etwa 70 neuen Anstiegen, die in den 10 Jahren gefunden wurden, gehen vier Fünftel auf ihre Rechnung. An dieser „Erschließungsarbeit" waren vor allem beteiligt: Albrecht v. Krafft, Josef Enzensperger, Karl Botzong, Wilhelm Wunder, Hans Pfann, Ludwig Distel, Karl Herr, Hans Leberle, Hermann Hartmann, Fritz Schön, Franz Scheck, Adolf Schulze, Leo Heis, Felix v. Cube, Kurt Leuchs, Ernst Euringer. Auch seinen eigenen Namen muß der Verfasser hier anreihen.

Es würde zu weit führen, alle Neuturen der letzten zwei Jahrzehnte ausführlicher zu behandeln; ich muß mich auf die wichtigsten beschränken, die anderen, soweit ihnen einige Selbständigkeit zugesprochen werden kann, sollen nur kurze Erwähnung finden. Von den Turen der Akademiker sind der Treffauer-Ostgrat (1893 v. Krafft, Rosenpländer), die erste Ersteigung der Hinteren Gamsflucht und die Kleine Halt-Nordwestwand (1895 Enzensperger, v. Reuß), die erste Ersteigung der Vorderen Gamsflucht (1895 Botzong, Wunder), der Predigtstuhl-Botzongkamin (1895 Botzong) bereits in der Enzenspergerschen Abhandlung erwähnt. Nachzutragen wäre die jetzt allgemein gebräuchliche Variante zum Tavonaro-Weg auf den Predigtstuhl, die 1895 von Max und Ernst Angermann gefunden wurde (Angermannweg).

1897 führte Enzensperger einige kleinere Neuanstiege aus: mit Dr. Wilhelm Gemünd den Kaiserkopf über den Nordgrat, mit Heinrich Hahn die erste Ersteigung des Turecks, eines Vorgipfels des Treffauers, und mit Karl Mayr und H. Renner-Innsbruck das Totenkirchl aus dem Schneeloch; die letztgenannte Tur stellt indes keine schöne Lösung der Aufgabe dar, sie ist eigentlich ein Aufstieg über den Südostgrat mit tiefer Umgehung des untersten Gratturmes.

Am 9. Juni 1898 erstiegen Herr, Pfann und Wunder die Fleischbank über den gut 1 *km* langen Nordgrat, der sich in mäßiger Steilheit, aber durch mehrere Steilstufen unterbrochen, zum Gipfel aufschwingt, und entdeckten damit eine recht genußvolle Klettertur, die bald durch Auffindung eines besseren Durchstieges durch die erste, 60—80 *m* hohe Stufe wesentlich erleichtert wurde. Einen vollständig neuen Anstieg (jetzt Wunderweg genannt) aus dem Unteren Scharlinger Boden auf das Sonneck beging W. Wunder mit seinem Bruder L. Wunder und H. Bauer am 10. Juli 1898. Sie benützten ein eigenartiges, langes Band, das in nördlicher Richtung emporzieht, gewannen oberhalb des Roßkopfes die Nordostflanke des Berges und über sie das oberste Gamskarköpfl, einen Vorgipfel des Sonnecks. Wilhelm Wunder wiederholte die Tur am 21. August allein und setzte den Anstieg bis zum Sonneck fort. Hervorheben möchte ich, daß dieser Weg einen ausgezeichneten Einblick in die gegenüber befindliche Nordwestwand der Kleinen Halt bietet.

Von ähnlichem Charakter (steiles Geschröfe), jedoch nicht so abwechslungsreich, ist die Südostwand des Treffauers, die am 1. Juni 1899 von Distel, Herr und Pfann durchstiegen wurde. Eine Klettertur ersten Ranges gelang Distel und Herr am 21. Juli 1899: die Nordostwand des Predigtstuhles. Der 7—800 *m* hohen Wand baut sich in der unteren Hälfte ein Felskegel vor, der teilweise mit Latschen bewachsen ist. Von der Spitze des Kegels aus querten die beiden

Naturaufnahme von Albert Stotz

Bruckmann aut. et impr.

Westwand des Totenkirchls

an der luftigen Wand in ansteigender Richtung nach Süden bis zu einer Steilrinne, die das Massiv des Nordgipfels von dem des Hauptgipfels scheidet. Durch die Rinne, zuletzt über eine 20 *m* hohe, senkrechte Wandstufe, gewannen sie den Nordgipfel. „Unter den bisher im Kaisergebirge ausgeführten Bergfahrten dürfte die Tur die höchsten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit stellen", urteilten damals mit Recht die Erstersteiger. Nicht oft wurde sie wiederholt, zum erstenmal 1901 vom Verfasser, zum zweitenmal 1903 von Franz Nieberl und Josef Ostler. Distel und Herr erklommen ferner am 3. Juni 1899 die noch jungfräuliche Törlwand.

Ich selbst erstieg am 15. Juli 1899 mit Emil Bartsch die Gamshalt über die Ostwand, am 21. Oktober allein die Kleine Halt über die Ostwand, am 28. Oktober mit Bartsch und Konrad Schraube das Sonneck über die Südwand und am 5. November mit Schön die Hintere Goinger Halt über den Nordgrat. Die Gamshalt-Ostwand ist beträchtlich steiler, wie die benachbarte Ostwand der Ellmauer Halt, und wir hatten es nur einem ansteigenden Bande zu danken, daß uns der Durchstieg glückte. Dieses Band hatte ich im Jahre vorher bei einer Besteigung der Ellmauer Halt vom Hohen Winkel erkundet. Am 8. September wiederholte ich diesen Weg bis in die Höhe der Scharte zwischen Kleiner Halt und Gamshalt, querte zu dieser Scharte und zur Kleinen Halt hinüber und erwies so die Möglichkeit, die Kleine Halt direkt vom Hohen Winkel zu ersteigen. Die schmale Sonneck-Südwand ist entschieden die schroffste und glatteste Wand der Südflanke. Trotzdem gelang uns der Durchstieg nahe der westlichen Kante verhältnismäßig leicht in und entlang einer steilen Rinne. Ganz Eigenartiges bot die Kleine Halt-Ostwand. Zum Anstieg diente mir ein mächtiges Band, das dadurch gebildet wird, daß eine Schichte auf 400 *m* Länge 10—20 *m* weit vorspringt. Es beginnt in der Totenfesselschlucht, steigt der Schichtrichtung entsprechend unter einem Winkel von 50° an und durchsetzt so die ganze Ostwand, bis es, schon in der Nähe der Scharte Kleine Halt—Gamshalt, abbricht. Von unten sieht es schauerlich aus, da es einmal unterbrochen und streckenweise nach außen abschüssig ist, aber ich hatte bei einer fast noch winterlichen Totenkirchlbesteigung beobachtet, daß der Schnee auf ihm liegen blieb, und daran klammerte ich meine Hoffnung. In der Tat erwies sich auch hier, wie so oft in den Bergen, daß die Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht wird. Das Band bestand fast nur aus gerippten Platten, und ich konnte mit einigem Suchen und Versuchen überall durchkommen. In 2½ Stunden hatte ich es bewältigt und damit 300 *m* Höhe gewonnen. Eigentlich wider Erwarten gelang auch der weitere, noch 100 *m* hohe Aufstieg zum Südgrat und Gipfel. Diese Tur ist auch heute noch die größte Plattenkletterei im Kaisergebirge, und ich wüßte weder hier noch in den Dolomiten oder sonstwo etwas, was sich mit ihr vergleichen ließe. Erst 1903 wurde sie von Dr. v. Cube und Ernst Euringer, 1904 von Krebs von der Akademischen Sektion Berlin wiederholt. Der Nordgrat der Hinteren Goinger Halt bricht zur Predigtstuhlscharte 50 *m* hoch ab. Vom Predigtstuhl kommend, kletterten wir in der Ostflanke direkt neben dem Abbruch zum Grat und über ihn zum Gipfel empor.

Das schönste „Problem" der damaligen Zeit war unstreitig der Kopftörlgrat (Ostgrat) der Ellmauer Halt. Er beginnt mit einem wagrecht verlaufenden Zackengrat und schwingt sich dann in sechs wilden Türmen von zunehmender Höhe zum Gipfel auf. Daß der Grat solange nicht versucht, ja daß er von Kapazitäten auf dem Gebiet des Kletterspores für unmöglich gehalten wurde, lag wohl daran, daß das Gestein am Kopftörl, wo der Grat beginnt, außerordentlich brüchig ist und man diese Eigenschaft auf den Grat übertrug. Auch mochte der fünfte Turm, der nach drei Seiten überhängt und so die Form einer aufgestülpten Kapuze hat, abschrecken. Nachdem ich mehrmals wegen schlechten Wetters schon am Kopftörl

oder im Hohen Winkel gescheitert war, kam ich am 24. Juni 1900 bis zum vierten Turm, mußte aber mangels eines zweiten Seiles, das ich zum Abseilen benötigte, umkehren. Am folgenden Tag gelang mir endlich die Überkletterung des ganzen Grates, wozu ich vom Kopftörl an 4½ Stunden benötigte (Aufenthalt durch Gewitter ungerechnet). Damit hatte ich eine prachtvolle und sehr unterhaltende Kletterei gefunden. Das Gestein war fast durchweg fest. Platten, Bänder, Rinnen, Risse, Gesimse, Kamine, Verschneidungen und was sonst des Kletterers Herz erfreut, folgten sich turmauf, turmab in buntem Wechsel. Dementsprechend fand die Tur bald Anklang, ja sie hat sich, wie der Totenkirchl-Südostgrat, Botzongkamin u. a., zur Modetur ausgewachsen. Zum zweitenmal wurde der Grat überklettert 1901 von Joseph Ittlinger vom „Alpenkränzchen Berggeist", zum drittenmal 1901 wieder von mir, und zwar im Abstieg, wobei ich am vierten Turm eine Variante fand, die das 20 *m* hohe Abseilen unnötig machte. Der Kopftörlgrat ist ein sprechendes Beispiel dafür, daß die meisten Kletterturen durch häufige Wiederholung leichter werden. Als ich vor einigen Jahren, in Gesellschaft meiner Frau, die Kletterei wieder einmal unternahm, da staunte ich trotz aller Erwartung doch, wie sie sich verändert hatte. Überall sah man am Fels auf den ersten Blick an der schmutzig-speckigen Farbe des Gesteins, wo die Griffe und Tritte lagen, jeder lose Stein war entfernt, der einst ganz mit wackeligen Blöcken erfüllte Schlußkamin war gesäubert, und wo man über steiles Gras zu gehen hatte, da waren Stufen, ja ein förmlicher Steig ausgetreten. (Daß — nebenbei erwähnt — auch das Gegenteil vorkommt, dafür liefern der Zottweg von der ersten zur zweiten Terrasse und die Schmidtrinne am Totenkirchl den Beweis. Ersterer ist durch das Abtreten der Grasschöpfe, letztere durch die Glättung des Gesteines schwieriger geworden.)

Die Südwand der Ackerlspitze, die ich am 13. Juli durchkletterte, zeigte nicht die Einfachheit und Geschlossenheit der meisten anderen Kaiserwände. Eine schräg verlaufende Rinne schneidet tief in die Wand ein und trennt sie in eine obere und untere Hälfte. Letztere ist von zahlreichen Türmen gekrönt, welche die Rinne verdecken, so daß diese von unten nicht sichtbar ist. Der Einstieg gelang erst nach fast zweistündigen Versuchen und nur auf Umwegen; auch der Weiterweg war stellenweise sehr schwierig, und es kostete manch vergebliche Arbeit, bis der Durchstieg gefunden war. Erst um 7 Uhr abends erreichte ich den Gipfel, obwohl ich mein Nachtlager, eine Heuhütte bei Ellmau, schon um 5 Uhr morgens verlassen hatte. Die nächsten, die mir auf diesem Wege folgten, waren Josef Klammer und Franz Nieberl 1905 und Hans Stadelbauer mit Führer Kaindl 1906.

Noch verwickelter sind die Nordabstürze des Lärcheck, die am 10. Oktober 1900 von Leberle und Pfann durchklettert wurden. Die beiden nannten ihre Tur „Erste Ersteigung über den Nordgrat", aber tatsächlich hat der Berg nur in seinem obersten Teil einen ausgesprochenen Nordgrat. Weiter unten verbreitert sich die Bergflanke und löst sich in eine Reihe tiefer Schluchten und turmbewehrter Rippen auf; der Anstieg erfolgte zum guten Teil (240 *m* zu 630 *m* Gesamthöhe) durch die östlichste dieser Schluchten neben der Nordostecke des Berges, und daher ist es vielleicht passender, den Weg als Anstieg durch die Nordostschlucht zu bezeichnen. Die ersten Nachfolger waren Franz Scheck und Adolf Schulze am 2. Juli 1901. Doch nahmen die beiden nicht den Weg durch die Schlucht, sondern stiegen in der Absicht, die Ostflanke zu durchklettern, in dieser an. Nach 400 *m* schwerer und äußerst luftiger Kletterei sahen sie sich auf einem Vorbau, der — ähnlich wie bei der Ackerlspitze-Südwand — durch eine tiefe Rinne und eine Einsattlung von der dahinter und darüber aufragenden Gipfelwand, der eigentlichen Ostwand, getrennt ist. Überzeugt von der Unmöglichkeit dieser furchtbaren Mauer querten sie zum Nordanstieg hinüber, den sie oberhalb der Schlucht gewannen, und vollendeten auf ihm die Ersteigung.

Am 22. Juni 1907, um dies gleich vorweg zu nehmen, erkletterte Christoph Ermann den Vorbau gleichfalls über seine Ostflanke, stieg dann aber von der Einsattelung hinter dem Vorbau am Rande der Gipfelwand gerade hinan zum Nordgrat. Leonhard Leonpacher und Max Zeller gewannen am 16. September 1907 die Einsattelung durch die obenerwähnte Rinne und vollendeten auf dem Ermannschen Weg die Ersteigung.

Im Jahre 1900 erstiegen ferner Enzensperger und Georg Heilmann die Regalpwand auf neuem Wege von Norden und führten erstmalig den Gratübergang zur Regalpspitze und den Abstieg nach Osten zur Regalpscharte aus. Wilhelm Dörpinghaus, Georg Ihßen, Günther von Saar, Hermann Scherer bestiegen das Tureck von Südwesten, Dr. Felix v. Cube und Julius Hilgard die Kleine Halt vom Unteren Scharlinger Boden, indem sie den Abbruch der großen, zum gewöhnlichen Anstieg dienenden Rinne zwischen Gamshalt und Kleiner Halt direkt erkletterten.

Das Jahr 1901 brachte eine große Zahl von neuen Turen. Erwähnt seien zunächst: Neuer Anstieg durch die Sonneck-Südwand (Leuchs); Totenkirchl, Kamin südlich der Nordostkante (Emanuel Christa, Leuchs); Gamshalt-Nordgrat (Joseph Ittlinger, Leuchs); Sonneck-Ostgrat (Leuchs)[1]); Bauernpredigtstuhl-Südwestschlucht und -Nordostseite (Leuchs, Pfann, Schulze); Fleischbank direkt vom Ellmauer Tor (Herr); Totenkirchl-Pfannkamin (Pfann, Dr. Fritz Pflaum).

Einen Versuch, die Nordwestwand der Kleinen Halt vollständig zu durchklettern, stellt die Tur von Pfann und Schulze am 13. Juli dar. Bis dahin hatte man die Nordwestwand nur in ihren oberen zwei Fünfteln bezwungen. Man stieg zuerst zum Totensessel an und querte von da in die Wand hinüber. Der von mächtigen Überhängen durchsetzte untere Teil war noch nicht bewältigt worden. Pfann und Schulze stiegen unweit des nordöstlichen Randes über steile Platten, dann durch eine Schlucht empor, wurden aber für das mittlere Fünftel in die hier gut gangbare Nordflanke hinausgedrängt und vollendeten auf dem alten Wege die Ersteigung. Der vollständige Durchstieg blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

Ähnlich erging es Friedrich Schön und mir bei dem Versuch, vom Totensessel aus die Kleine Halt über die Nordwand zu ersteigen. Sie ist 150 *m* über der Totensesselscharte in ihrer ganzen Breite durch einen mächtigen, schwarzen Überhang gesperrt. Wir versuchten am 24. Juni links um den Überhang herum in den oberen Teil der Nordwand hineinzukommen, wurden aber immer wieder nach links gedrängt und mußten schließlich nach 8stündiger Arbeit und einem etwas peinlichen Abseil-Abenteuer 160 *m* unter dem Gipfel auf einem luftigen Plätzchen ein Freilager beziehen, das durch strömenden Regen recht ungemütlich wurde. Am nächsten Tag stiegen wir über die wassertriefenden Felsen wieder ab, wozu wir bis zum Ausstieg 10 Stunden benötigten. Weitere Erkundungen machten es aber wahrscheinlich, daß von der Biwakstelle der Gipfel ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen sei, und so machte ich am 4. August allein einen neuen Versuch, der die Vermutung bestätigte und den Erfolg hatte, daß ich in gut 3½ Stunden von der Totensesselscharte an den Gipfel gewann. Dieser Anstieg, „Kleine Halt von Nordosten", wie ich ihn nannte, läuft ungefähr dem Ostwandband parallel; die Kletterei ist jedoch ganz anders; hier bilden mehrere lange Quergänge die Hauptschwierigkeit. 1904 wurde die Tur wiederholt von Ostler, 1905 von Ittlinger.

Am 12. Juli fanden Pfann, Schön und Schulze, Georg und Kurt Leuchs auf der Suche nach dem „Heroldweg" am Totenkirchl in der Nähe der Nordostkante einen Durchstieg, für den sich der Name Fünferweg einbürgerte. Erst nach vielen Jahren erwies sich, daß dieser Weg in seinen wesentlichen Teilen dem Heroldweg entspricht (s. u!). Die Fünferpartie stieg über den Südostgrat zur Winkler-

[1]) E. Schmidt (i. Zeitschrift 1897) hat den Ostgrat des Sonnecks umgangen.

scharte ab und kehrte über den Grat, indem sie den letzten Turm in der Ostflanke umging, zum Gipfel zurück. Sie glaubte damit, sich den ersten Aufstieg über den Südostgrat zuschreiben zu dürfen, doch stellte sich bei genauerem Studium eines Aufsatzes von Dr. Fritz Lantschner über eine Ersteigung des Totenkirchls aus dem Schneeloch, die er mit Dr. Carl Mayr im Jahre 1898 ausgeführt hatte, heraus, daß diese sich so weit links in der Nähe der Winklerscharte gehalten hatten, daß ihr Weg einem Aufstieg über den Südostgrat gleichgeachtet werden mußte.

Eine gründliche Bearbeitung erfuhr im Jahre 1901 der Ostkaiser, die großartige Umrandung des Griesnerkars. Scheck und Schön überkletterten am 28. Mai den aus zwei mächtigen Türmen bestehenden Grat von der Vorderen zur Hinteren Gamsflucht; Scheck und Schulze erstiegen am 30. Juni die Vordere Gamsflucht aus der Kreidegrube über die 600 *m* hohe Ostwand. Ich selbst hatte am 29. Juni eine vollständige Gipfelrundtur um die Scharlinger Böden, am 21. Juli um den Hohen Winkel ausgeführt und beabsichtigte das gleiche mit dem Griesnerkar. Dazu waren indes viele Vorarbeiten nötig. Im Verlauf derselben erstieg ich die Törlwand über den Nordwestgrat und einen noch jungfräulichen, 30—80 *m* hohen, im Hauptkamm stehenden Turm, der von Enzensperger den Namen Regalpturm erhalten hatte. Ferner überkletterte ich fast sämtliche Törlspitzen, auch Einundzwanziger genannt, eine Kette von Zacken im Hauptkamm zwischen Kleinem Törl und Goinger Scharte, teilte sie ein und gab den sechs überragenden Felsbauten Namen; neu war dabei der Anstieg auf die Törltürme von Norden, der Gratübergang Törltürme—Östliches—Westliches Törleck und der Abstieg über den Nordwestgrat der Nördlichen Törlspitze. Außerdem erstieg ich in Gesellschaft des Führeraspiranten Michael Gschwendtner erstmalig den Nordgipfel des Mitterkaisers, und zwar über die Nordwand, welcher Tur wir den Gratübergang zum Hauptgipfel anschlossen. Mit Leo Heis erkletterte ich den Predigtstuhl-Hauptgipfel über die Ostwand und allein die Hintere Gamsflucht vom Griesschartl. Am 23. und 24. September — ich stand kurz vor dem Staatsexamen — unternahm ich dann die Gipfelrundtur um das Griesnerkar. Ich begann am Lärcheck, kam am ersten Tage bis zum Kleinen Törl und bezog unterhalb desselben im Kar ein Freilager. Leider verlor ich am folgenden Tage mit einem Versuche und aus anderen Ursachen Zeit, so daß ich erst in der Predigtstuhlscharte stand, als zum zweitenmal die Nacht hereinbrach. Um ein zweites Freilager zu vermeiden, gab ich den letzten Gipfel, den Predigtstuhl, auf, kletterte im Dunkeln hinab zur Steinernen Rinne und landete um ½11 Uhr nachts in der Gruttenhütte.

Eine großartige, neue Kletterei brachte das Jahr 1902, die Ostwand des Totenkirchls. Die 400 *m* hohe, etwa 70° geneigte Wand wird in ihrer oberen Hälfte verteidigt durch eine 50 *m* hohe Mauer, die sich quer durch die Wand zieht und teilweise stark vorwölbt. Ein Spalt, der sie schräg durchsetzt, konnte allein den Durchstieg vermitteln. Vom Schneeloch sah er ganz unmöglich aus, aber von der Fleischbank, durch ein gutes Fernglas betrachtet, bekam er ein anderes Gesicht. Am 23. Juli machten Schulze und ich uns an die Arbeit, erzwangen nach mehreren vergeblichen Versuchen den Einstieg und kamen in schwerer, luftiger Kletterei zu dem Spalt, der sich zu unserer Überraschung so tief in den Berg einschnitt, daß er zuerst eine Rinne, dann ein überdachtes Band bildete und schließlich in einen schiefen Kamin überging und ohne sonderliche Schwierigkeiten zu durchklettern war. Eine Steilschlucht leitete dann weiter in die Scharte zwischen Vor- und Hauptgipfel, die wir in 6 Stunden vom Einstieg ab erreichten. Bereits 7 Tage später wurde die Tur wiederholt von Leo Heis, der oberhalb des Spaltes rechts aufwärts kletterte zum Vorgipfel, und 1903 von Rieberl und Ostler.

Naturaufnahme von Dr. L. L. Kleintjes Bruckmann aut. et impr.

Ostwand des Totenkirchls

Die weiteren Neutouren von 1902 sind: Ellmauer Halt direkt vom Oberen Scharlinger Boden (Ludwig Kraus, Leuchs); Fleischbank, neuer Anstieg aus dem Schneeloch über die Westflanke (Leuchs, Schulze); Ackerlspitze aus der Kreidegrube (Leuchs).

Im Jahre 1903 folgten nach: Scheffauer-Nordwand (Leuchs); Kaiserkopf-Südgrat (Heis); Predigtstuhl, Abstieg Südgrat (v. Cube). Im Jahre 1904: Turecks-Südostgrat (Ernst Euringer, Kurt Leuchs); Ellmauer Halt, direkter Südwandanstieg (Ernst Euringer, Georg und Kurt Leuchs); ferner ein von mir allein ausgeführter, schwieriger Anstieg über die Nordwand der Maukspitze.

Dies ist der Anteil des Akademischen Alpenvereins München an der Ersteigungsgeschichte des Kaisergebirges in den Jahren 1893—1904. Von denen, die nicht diesem Verein angehörten, sei vor allem Georg Herold genannt, ein alter Freund des Kaisergebirges, der hier manche Probe seines Könnens abgelegt hat. Ihm verdanken wir einen neuen Anstieg auf die Hintere Gamsflucht (durch deren Westwand, 29. Juni 1895) und den geradesten Weg auf das Totenkirchl (Heroldweg, 6. Juni 1895). Mit dem Mitglied des Akademischen Alpenvereins Hartmann erstieg er 1898 den Roßkaiser über die Nordwand, die noch unbetretenen Hauptgipfel der Törlspitzen (später Nördliche Törlspitze, Goinger Turm und Westliches Törleck benannt), sowie die Hackenköpfe über die Nordwand, die er auf wesentlich verschiedenem Wege schon 1895 allein im Abstieg durchklettert hatte; ferner mit Purtscheller 1898 die Grübler Lucke von Norden.

Auch einige Wiener beteiligten sich in diesem Zeitraum an der Erschließung. Thomas Maischberger erreichte 1897 die Ellmauer Halt über die Südwand, allerdings nicht in idealer Weise; der Anstieg hält sich zu weit links, zu nahe an den leichteren Felsen des gewöhnlichen Weges und meidet die schroffe Mauer, die man in erster Linie als Südwand ansprechen muß. Ein direkter Südwandanstieg wurde erst 1904 ausgeführt (s. o.!). Um so schöner ist der Anstieg über die Südwand der Karlspitze, den Maischberger bald darauf mit seinem alten Turengenossen Dr. Haus Pfannl durchführte, und der einige recht reizvolle Kletterstellen bietet. G. und A. v. Radio-Radiis erstiegen 1896 die Maukspitze über den Ostgrat.

Schließlich sind noch zwei Führerturisten zu nennen: Philipp Scheiner-Würzburg, der mit Führer Tavonaro am 30. Juni 1895 die erste Ersteigung des Predigtstuhles und am 14. Juli 1895 einen Abstieg über die Ostwand der Goinger Halten ausführte, und Emil Mönnich, Sektion Bayerland, der mit Führer Kaindl am 30. September 1900 den Bauernpredigtstuhl erstmalig erkletterte.

Mit dem Jahre 1903 beginnt die Vorherrschaft des Akademischen Alpenvereins im Kaisergebirge abzuflauen. Dies hatte verschiedene Ursachen: Zunächst hatte der Besuch des Gebirges gerade am Anfang des Jahrhunderts eine weitere beträchtliche Steigerung erfahren, die durchschnittliche Leistungsfähigkeit der Kletterer war bedeutend gewachsen und ihre Zahl hatte derart zugenommen, daß von einem Überwiegen des kleinen und stets wechselnden Häufleins der Akademiker nicht mehr die Rede sein konnte. Die schweren Turen verloren mehr und mehr an Nimbus und wurden häufiger wiederholt; Klettereien, an die sich noch vor zehn oder fünf Jahren nur ganz Auserwählte hatten wagen dürfen, wurden zu Modeturen. Unvergeßlich ist mir der Anblick, der sich an einem schönen Frühsommertage (ich glaube, es war 1901) vom Gipfel der Kleinen Halt aus bot: drüben am Südostgrat des Totenkirchls bewegte sich eine Karawane von schwarzen Gestalten; es mochten 4 oder 5 Partien gewesen sein, die hintereinander den Grat herunterturnten, jeder Mann vom anderen durch ein langes Seil getrennt, so daß der erste schon über der Winklerscharte stand, als der letzte sich anschickte, den Gipfel zu verlassen. Am „Südostgrat", den Enzensperger als abenteuerliche Abseiltur, v. Krafft als weitaus schwierigste

Tur des Kaisergebirges bezeichnet hatte, und der von 1890—1900 nur von 13 Partien überklettert worden war! Sic transit gloria mundi!

Da war es denn vorbei mit der Ruhe und dem schönen Bergfrieden, wenigstens an Sonn- und Feiertagen und in dem Teil des Gebirges, der an einem Samstagabend leicht erreicht werden konnte. Manche Tur wurde recht ungemütlich oder durfte wegen Steinfallgefahr überhaupt nicht unternommen werden, wenn stärkerer Besuch des betreffenden Berges drohte. Am Zottkamin mußte man sich wie vor einem Fleischerladen im Weltkrieg anstellen und warten, bis man an die Reihe kam.

Auch konnte es nicht ausbleiben, daß manche Unberufene mit eindrangen, die unberührt blieben vom Zauber der Bergwelt und durch Gekröhle und sonstigen Unfug die Weihe dieser erhabenen Natur störten. Mit Grausen denke ich daran, daß ich im Juni 1901, gottlob aus einiger Entfernung, Zeuge sein mußte, wie man unter Trompetengeschmetter der Ellmauer Halt zu Leibe rückte.

Der Massenbetrieb also mit seinen unerfreulichen Begleiterscheinungen war es weiterhin, der viele abschreckte, der manchen alten Kaiserfreund vertrieb in andere, weniger von der Kultur beleckte Gefilde. Dazu kam, daß im Kaiser die Hauptarbeit getan war; die schönsten Aufgaben waren gelöst, und dem Bergsteiger, der neue Pfade wandeln wollte, blieb nur Nachlese oder Kleinarbeit übrig; wenigstens schien es so.

Das waren die Gründe, weshalb um die Mitte des ersten Jahrzehnts die eifrigsten Kletterer, die der Akademische Alpenverein damals hatte, dem Kaisergebirge den Rücken wandten und sich mehr in anderen Gebieten betätigten. Daß es von den Akademikern trotzdem nicht ganz vernachlässigt wurde, zeigt die Tatsache, daß sie hier für die Jahre 1903—1912 fast 2800 Gipfel buchen konnten. Doch erst als der Kaiser durch das Auftauchen neuer, großer Probleme wieder in den Vordergrund des Interesses rückte, kehrte auch in diesem Kreise die alte Begeisterung für das herrliche Klettergebiet zurück.

Einen beträchtlichen Anteil an der Mehrung des Kletterspors im Kaisergebirge darf sich die 1895 gegründete Alpenvereinssektion Bayerland zuschreiben, die, namentlich seit ihrer Erneuerung im Jahre 1902, unter Führung von Eugen Oertel streng hochturistische Ziele verfolgte und eine große Zahl ausgezeichneter Bergsteiger hervorbrachte, oder doch wenigstens um ihr Banner scharte. In der richtigen Erkenntnis, daß auch das Bergsteigen gelernt sein muß, führte die Sektion 1903 die „Übungsturen" ein, die ihren Mitgliedern Gelegenheit geben sollten, mit bergerfahrenen Sektionsgenossen zu gehen und von ihnen zu lernen, wie man klettert, sich auf Gras und Schnee bewegt, das Seil handhabt, den Gefährten sichert usw. Diese Übungsturen, so sehr manchen alten Bergsteiger das Schulmäßige dabei abstieß, haben zweifellos viel Nutzen gestiftet und wurden bald von anderen Münchener Vereinigungen übernommen. Wie sich die „Bayerländer" im Kaiser betätigt haben, davon geben die in ihren Jahresberichten veröffentlichten Turenstatistiken einen Begriff. Danach haben sie in den Jahren 1901—1910 im Wilden Kaiser über 5000 Gipfelbesteigungen ausgeführt. An den Erstersteigungen, die im folgenden genannt sind, waren sie in ganz hervorragendem Maße beteiligt.

Auch ein kleinerer hochturistischer Verein, das „Alpenkränzchen Berggeist", darf in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, wenn auch seine Mitglieder zum guten Teil gleichzeitig der Sektion Bayerland angehörten. Es errang sich, anfänglich geleitet von Franz Josef Gaßner und Josef Ittlinger, schon in den ersten Jahren nach seiner Gründung (1900) durch die schneidigen Bergfahrten seiner Mitglieder ein gewisses Ansehen. Später haben auch die anderen Münchener Sektionen und alpinen Vereinigungen, die seit dem Jahre 1902 wie die Pilze aus dem Boden schossen und dem Bergsport steigendes Interesse entgegenbrachten, viele wackere Bergkämpen in die Arena geschickt.

Aus den Kaiserkletterern der zweiten Hälfte des Zeitraums, über den ich berichte, heben sich zunächst einige heraus, die besonders erfolgreich und Träger eines gewissen Fortschritts gewesen sind, die drei „Kufsteiner" Josef Ostler, Franz Nieberl, Josef Klammer. Ostler, ebenso wie Nieberl, bayerischer Zollbeamter, hatte leider nur wenige Jahre Gelegenheit, im Kaiser seine hochturistischen Fähigkeiten zu verwerten. Wir verdanken ihm zwei der schönsten Kletterturen, den „Ostlerweg" über die Nordwand des Scheffauers (allein am 24. Juni 1903) und den „Ostlerweg" über Westwand und Nordgrat des Predigtstuhles (allein am 24. Juli 1904). Ferner überkletterte er mit Josef Marchesani 1901 die Ochselweidschneid an der Pyramidenspitze, erstieg mit Fritz Kurz 1904 den Zettenkaiser von Süden und 1905 den Roßkaiser über die nicht hohe, aber um so schroffere Südwand. Seine kühnste Leistung war wohl die vollständige Überkletterung des Südostgrates des Totenkirchels im Aufstieg, die er mit Kurz am 24. April 1904 ausführte, indem er den letzten, 60 *m* hohen Turm, der im Aufstieg bis dahin umgangen worden war, direkt erkletterte.

Ungleich zahlreicher sind die Bergfahrten Nieberls, der, bis ihn das Vaterland rief, in Kufstein lebte und unermüdlich den Kaiser durchstreifte. Er hat fast alle großen Kletterturen, zum Teil sogar ziemlich oft, wiederholt, er hat auch die weniger bekannten Anstiege begangen, er hat des öfteren über seine Bergfahrten geschrieben (s. o.!) und ist heute einer der besten Kenner des Gebirges.

In ähnlicher Weise wie Nieberl hat Klammer „gewütet", auf zahlreichen Turen sein Begleiter. Von ihren Neuturen bis zum Jahre 1909 seien erwähnt: Roßkaiser-Südwand, neuer Anstieg (1905 Klammer, Kurz, K. Pitzer, J. Pschorr); Totenkirchl-Nieberlkamin (1906 Nieberl); Hintere Goinger Halt, erster Aufstieg von Osten (1907 Klammer, Nieberl); Totenkirchl aus der Winklerschlucht (1908 Klammer, teilweise mit Fritz v. Kreß, teilweise mit Josef Nieberl); Vordere Gamsflucht-Ostwand (teilweise neu, 1908 Klammer, Nieberl); Totenkirchl-Klammerkamin (1908 Franz Josef Gaßner, Alois Hasenknopf, Klammer, Dr. Robert Helm, Pfann).

Ihre großartigste Neutur war die Straßwalchschlucht in der Nordwand der Hackenköpfe, welche sie mit Joseph Dettendorfer und Karl Müller am 13. Oktober 1907 durchkletterten. Die 750 *m* hohe Schlucht ist die größte im Kaisergebirge, selbst die Winklerschlucht kann sich nicht mit ihr vergleichen. Schon bald nach dem Einstieg trafen die Kletterer auf eine ganz eigenartige Stelle. Tief schneidet die Schlucht ein in den Leib des Berges, und die beiderseitigen parallelen und mauerglatten Wände rücken beängstigend nahe aneinander. Der mit Lawinenresten erfüllte Schluchtgrund wird durch weit unterhöhlte Überhänge abgeschlossen. Hier war an ein Fortkommen nicht zu denken. Doch weiter draußen, in Kirchturmhöhe (50 *m*) über der Schluchtsohle, spannte sich eine Brücke von Wand zu Wand und bildete ein riesiges Tor. Diese Brücke galt es zu erreichen, was auch dank der Kletterkunst Klammers unter außerordentlichen Schwierigkeiten gelang. Von der Brücke konnten die vier, immer noch sehr schwierig, über die ungemein luftige westliche Seitenwand weiterklettern und die Sohle der Schlucht oberhalb der Überhänge wieder gewinnen. Auch die Fortsetzung der Schlucht bot eine Fülle interessanter Stellen, doch wurde die Partie, nachdem sie den größten und schwierigsten Teil der Schlucht durchklettert hatte, durch die vorgerückte Zeit gezwungen, auszusteigen und den Weiterweg über die leichten Schrofen westlich der Schlucht zu nehmen. Die ersten, die das gewagte Unternehmen wiederholten, waren Rudolf Haagner und Eduard Strobl 1908, Karl Dörfler, Josef Silbernagel 1909. Letztere durchkletterten die Schlucht vollständig.

Eine recht hübsche und abwechslungsreiche Klettertur eröffneten ferner am 15. August 1905 Josef Vögle und Hans Schmid, indem sie von der Vorderen Karlspitze über den Südostgrat abstiegen. Zum erstenmal im Aufstieg wurde

der Grat 1907 von dem Führer Schlechter begangen. Am 21. Oktober 1906 bestieg ich den Predigtstuhl durch die „Westschlucht", die direkt südlich des Nordgipfels beginnt, aber schon 80 *m* tiefer an glatter Wand endigt, indem ich vom Fuß des Botzongkamins unter recht erheblichen Schwierigkeiten zur Schlucht emporkletterte. Erst nachher erfuhr ich, daß bereits im Jahre vorher die Führer Gschwendtner und Stöger annähernd den gleichen Anstieg ausgeführt, eine Bekanntgabe jedoch absichtlich unterlassen hatten. Hans Matěják erklomm am 28. September 1908 die furchtbare „Nordkante" des Predigtstuhles, d. h. die 150 *m* hohe Steilmauer, die den Nordgrat unterbricht, setzte dann auf dem Ostlerschen Weg über den Nordgrat den Anstieg zum Gipfel fort und schuf damit eine ideale Klettertur, die sich schon viele Verehrer erobert hat. Die etwas brüchige Westwand der Vorderen Gamsflucht durchstiegen am 21. August 1909 Ernst Steck und August Zeller in hübscher, luftiger Kletterei. Die Törlwand bricht nach Süden mit einer nicht sehr hohen (140 *m*), aber glatten und fast senkrechten, nur von einer Grasterrasse unterbrochenen Mauer ab, die dem Gipfel den Namen gibt. Sie wurde am 25. Juli 1909 von Friedrich Arndt, Gustav Fester, Bergführer Otto Oppel im Abstieg, und im gleichen Jahre von Bruno König und N. Werr im Aufstieg durchklettert, eine recht schwierige, aber sehr reizvolle Tur.

Die sonstigen Neuanstiege in der Zeit von 1903—1909 sind folgende: Roßkaiser-Nordostgrat (1903 J. Kleiber, Dr. K. Lehmann, C. Schneider, M. Zetkin); Bauernpredigtstuhl-Nordgrat (1904 Josef Bögle, Josef Hartmann); Nördliche Törlspitze-Westwand (1904 Josef Bögle, Simon Häberlein); Kleinkaiser von Westen und Mitterkaiser-Hauptgipfel von Osten (1904 Ferdinand Keyfel); Vordere Karlspitze-Südwand (teilweise neu, 1904 Krebs); Sonneck durch die Mulde westlich der Südwand (1905 Kurt Leuchs); Regalpspitze-Südkamin (1906 Josef Badberger, Georg Gillitzer); Törltürme von Süden (1906 Badberger, Gillitzer, Eduard Sindel); Östliches Törleck von Süden (1906 Alfons Buchner, Bruno König, Robert Mühlauer); Tureck-Südwand (1907 Nelly Friedrich mit Führer Joseph Schlechter); Kleine-Halt-Westgrat (1907 Rudolf Schietzold); Goinger Halt-Ostwand, neuer Anstieg (1909 Joseph Haimerl, Karl Holzhammer, Karl Jöscher, August Schuster); Jovenspitzen-Nordwestwand (1908 Otto Friedrich, Scheck); Ackerlspitze, Schlucht östlich der Südwand (1909 Franz Baumann, Josef Bögle, Hermann Popp); Ackerlspitze-Südwestrinne (1909 J. Burkhard, Lisa Fries, K. Wagner); Maukspitze-Südgrat (1909 Dr. Georg Leuchs, Erich Wagner); Kleine Halt von Südosten (teilweise neuer Weg, 1909 Dr. Hans Aickelin, Friedrich Arndt, Gustav Fester).

Eine besondere Rolle spielt der Heroldweg in der Ersteigungsgeschichte des Kaisergebirges. Er ist der Vater einer ganzen Reihe von Kaminen und Varianten am Totenkirchl und an anderen Bergen. Vermutlich wäre die „Kaminfegerei" auch ohne ihn gekommen, aber er gab doch den Anstoß dazu. Im Jahre 1895 fand Herold einen neuen Weg auf das Totenkirchl (s. o.!). Als einziger Anstieg, der nicht über die erste und zweite Terrasse ging, mußte er besonderes Interesse erwecken. Aber als man versuchte, den Weg zu wiederholen, gelang es nicht, ihn zu finden. An Herolds Ehrlichkeit war ein Zweifel unmöglich, man forschte weiter, und die Aufgabe, den Weg wieder zu entdecken, gewann mehr und mehr an Reiz. Ich selbst habe mit Freunden mindestens fünfmal danach gesucht. Der Erfolg war, daß in der Gegend, in der man den Weg vermutete, drei Durchstiege erzwungen wurden, der Kamin südlich der Nordostkante, der Fünferweg und der Pfannkamin (s. o.!). Auf keinen dieser Wege wollte die Heroldsche Beschreibung passen, in der namentlich von einem weiten Schritt und drei schwierigen Kaminen die Rede war. Nieberl hat später Klarheit geschaffen; er lud im Jahre 1910 Herold ein, seine Tur zu wiederholen. Herold kam, sah und spazierte auf dem

Dr. F. von Cube phot.

Abb. 5. Kleine Halt aus dem Kaisertal

Adolph Wolchowe phot.

Abb. 6. Nordgrat der Fleischbank und Predigtstuhl

Adolph Wolchowe phot.

Abb. 7. Ostwand der Fleischbank

Adolph Wolchowe phot.

Abb. 8. Hintere Goinger Halt aus dem Griesner Kar

Fünferweg zum Gipfel. Damit war bewiesen, daß Fünfer- und Heroldweg dasselbe sind.

Der Stein, der ins Rollen gebracht war, war nicht mehr zu halten. Die Nordflanke des Totenkirchls wird in ihrer Mitte in schräger Richtung von West nach Ost aufwärts durch eine senkrechte, 80—130 *m* hohe Mauer gesperrt, in die sich an den Fugen der hier aufrecht stehenden Schichten eine Reihe von Rinnen, Schluchten, Kaminen, Rissen einschneidet. Der Fünferweg quert die Mauer auf einer Rampe da, wo sie am niedrigsten ist, ihrer schrägen Richtung entgegen. Der Pfannkamin verläuft in einer Steilschlucht. Diese Wege hatten Anklang gefunden und reizten zur Nachahmung, und so wurde aus der Aufgabe, den Heroldweg zu finden, allmählich das Problem, einen neuen Durchstieg durch die Mauer zu erzwingen. Es kam die Kaindlrinne (1904 Kurt v. Niesewand mit Führer Kaindl), der Stöger-Gschwendtner-Kamin (1904 die Führeraspiranten Michael Gschwendtner und Franz Stöger), Nieberlkamin (1906 Nieberl), Piazkamin (1908 die Führer Battista Piaz und Franz Schroffenegger), Klammerkamin (1908 s. o.!), Dülferkamin (1911 Hans Dülfer, Ludwig Hanstein), Schaarschmidtkamin (1912 Dülfer, Schaarschmidt), zwei noch unbenannte Anstiege zwischen Piaz- und Pfannkamin (1911 Wilhelm Bauer, M. Michelsohn mit Führer Piaz, 1913 Dülfer, Schaarschmidt, J. Schneider) und ein Kamin am Heroldweg (1913 Dülfer, Schaarschmidt). Die älteren dieser Riesenkamine, „der Pfann, Nieberl, Klammer", wie es im Stripfenjochhüttenjargon heißt, sind trotz den hohen Anforderungen, die sie an die Klettertüchtigkeit stellen, bereits recht beliebte Turen geworden. Von den neueren Durchstiegen bieten Piaz-, Dülfer-, Schaarschmidtkamin so außerordentliche Schwierigkeiten, daß man ihre Wiederholung kaum empfehlen kann.

Als sich die Möglichkeiten zu erschöpfen begannen, suchte man auch an den anderen Flanken des Totenkirchls und an anderen Bergen nach Kaminen. So wurde die Steilmauer zwischen „Latschenband" und erster Terrasse an drei weiteren Stellen durchklettert (darunter Schroffeneggerkamin 1912), mehrere äußerst schwierige Kamine wurden in der Westwand bezwungen (darunter Fiechtlkamin zur ersten Terrasse, 1913). In der Scheffauer-Nordwand haben wir den 150 *m* hohen Kaupert-Cämmerer-Kamin (1911) und den Klammerriß, am Zettenkaiser den Ostlerschacht; andere Kamine gibt es an der Karlspitze, Hochgrubachspitze usw.

Dieses Kaminklettern hat von seiten der älteren Bergsteiger manchen Widerspruch erfahren. Sie befürchteten, daß die Ziele, die sich die Kletterer stellten, immer unbedeutender würden, daß der Kletterkünstler immer mehr die Oberhand gewänne über den Bergsteiger, daß unsere Felsberge „zum Turngerüst herabsänken". Ich sehe die Sache anders an. Diese Kleinarbeit ist eine weitere Entwicklungsstufe des Bergsports und läßt sich nicht verhindern oder aufhalten. Ursprünglich erstieg man nur die höchsten und leichtesten Berge einer Gruppe, der bequemste Weg war dazu recht. Erst später machte man sich auch an die anderen Gipfel. Als die noch jungfräulichen Gipfel anfingen, selten zu werden, da hatte man, wollte man neue Aufgaben lösen, keine andere Wahl, als Zacken und Türme zu erklettern, die man zu dem Rang von Gipfeln erhob, oder die Berge von anderen Seiten zu packen. Nun, da fast alle Wände und Grate gemeistert sind, sind die Jungen, die den Ehrgeiz haben, sich mit dem Lorbeer des Erstersteigers oder Pfadfinders zu schmücken, darauf angewiesen, neue Anstiege über eine schon bezwungene Wand und allerlei Varianten zu den alten Wegen zu suchen.

Eine Entartung des Bergsportes wird dies ebensowenig zur Folge haben, wie dies bei den früheren Entwicklungsstadien der Fall war. Was minderwertig, gekünstelt, kleinlich, sinnlos ist, wird sich auf die Dauer nicht halten können, nur die schönsten, aus irgend einem Grunde bedeutenden Anstiege, nur diejenigen, welche

die Lösung einer Aufgabe in idealster Weise verkörpern, die abwechslungsreichste Kletterei oder besonders merkwürdige Stellen bieten, welche die großartigsten Landschaftsbilder und die mächtigsten Eindrücke vermitteln, werden den Beifall der Nachfolger finden und Geltung behalten. Schon jetzt gibt es „Gipfel", die man nicht mehr ersteigt (höchstens noch zur Streckung des Turenberichtes), und viele Varianten, die niemand wiederholt; manche Wege, früher öfters begangen, sind vergessen, weil sie mit neueren, nach irgend einer Richtung besseren, nicht wetteifern konnten. Dieser Ausscheidungsvorgang wird weitere Fortschritte machen, und davon wird das Schicksal der Kamine am Totenkirchl und aller Anstiege und Varianten, die gefunden wurden oder die noch ihres Bezwingers harren, abhängen; danach werden sich schließlich auch die zukünftigen Bergsteiger bei ihren neuen Unternehmungen richten.

Im September 1907 erschien ein Aufsehen erregender Bericht von Rudolf Schietzold über die „Erste Durchkletterung der Westwand des Totenkirchls". Bericht sowohl wie Tur fanden Widerspruch. Die Durchkletterung der furchtbaren Wand erfolgte im Abstieg und mindestens zu einem Drittel durch Abseilen. Das war kein kühnes, sondern ein tollkühnes Unternehmen; Schietzold schrieb selbst, daß schon nach der ersten Abseilstelle von 40 *m* jegliches Zurück ausgeschlossen gewesen sei. Der Einstieg in die Wand war nicht in der Nähe des Gipfels, sondern unterhalb der zweiten Terrasse erfolgt, von 600 *m* Wandhöhe waren somit nur etwa 350 *m* bezwungen. Dem Mut und der Todesverachtung Schietzolds alle Ehre, aber als Lösung des Westwandproblems konnte man diesen Abstieg nicht betrachten. Schietzold erschien das Unternehmen selbst so grausig, daß er dringend vor einer Wiederholung warnte und die Wand im Aufstieg für durchaus unmöglich erklärte.

Trotzdem wurde ein Jahr später, am 13. Oktober 1908, der Aufstieg erzwungen. Teilnehmer dieser Partie waren die bekannten Dolomitenführer Battista Piaz aus Perra und Franz Schroffenegger aus Tiers, sowie Klammer und — Schietzold. Führender war Piaz. Man hielt sich an den Schietzoldschen Weg, nur in der Mitte umging man einen 90 *m* hohen Riß in weitem Bogen nach rechts (1912 wurde auch der Riß „Schrammkamin" im Aufstieg erklettert). Es wurden viele Mauerhaken eingeschlagen, die jedoch meist nur zur Sicherung dienten. Piaz erklärte, „daß diese Tur wohl die Grenze des Möglichen bilden wird, wobei selbst das höchste alpine Können nicht immer genügenden Schutz biete". Er warnte ebenfalls nachdrücklich vor Wiederholung. Der Erfolg? Bis Herbst 1913 hatten bereits mehr als 30 Partien den Aufstieg durchgeführt.

Der einzige tödliche Unfall, der hier vorkam, war durch Leichtsinn und Mangel an Erfahrung verschuldet. In dem Riß, den Piaz umging (dem späteren Schrammkamin), hatte Schietzold bei seinem Abstieg ein Seil hängen lassen. Wenige Tage nach dem Aufstieg von Piaz wollte ein Turist an diesem Seil emporklimmen. Wie nicht anders zu erwarten war, verließen ihn dabei die Kräfte, und er stürzte ab.

Dieser Durchstieg durch die Westwand des Totenkirchls zur zweiten Terrasse bildet gewissermaßen die Einleitung zum jüngsten Abschnitt der Ersteigungsgeschichte, zu den Taten unserer alpinen Jungmannschaft. Neue Kletterer tauchen auf, junge, manchmal kaum dem Knabenalter entwachsene Leute, die zunächst wohl wenig Bergerfahrung mitbringen, dafür aber um so größere Kletterfertigkeit entwickeln, die sie sich durch Übung in „Klettergärten", durch häufiges Wiederholen der schwierigsten Kletterstücke dort und im Gebirge angeeignet haben. Auch machen sie von „künstlichen Hilfsmitteln" einen viel ausgedehnteren Gebrauch. Ich z. B. bediente mich bei meinen sämtlichen Bergfahrten im Kaisergebirge nur fünf- oder sechsmal eines Mauerhakens, und da nur zur Sicherung. Jetzt gehört ein größerer Vorrat von Haken und ein Hammer zum Rüstzeug jedes schärferen Kletterers. Auch die Seil-

technik ist besser ausgebildet, allerlei Sicherungskunststücke werden gemacht, und das Abseilen hat durch die neuen Methoden viel von seiner Gefährlichkeit verloren. Inwieweit die künstlichen Hilfsmittel vom sportlichen Standpunkt aus berechtigt sind, bleibe hier unerörtert.

Anfangs schien es, als würde die neue Generation, der auch einige auswärtige Führer zuzurechnen sind, in dem Nachtreten der alten Wege und der Auffindung von Kaminen und Varianten ihr Genüge finden. Aber bald zeigte sich, daß sie ihre Blicke auf höhere Ziele richtete, daß sie sich Probleme stellte, deren Lösbarkeit wohl keiner der älteren Bergsteiger sich hätte träumen lassen. Und nachdem anfänglich mancher Versuch gescheitert war, war plötzlich der Bann gebrochen, und nun fielen die furchtbaren, noch unbezwungenen Wände Schlag auf Schlag.

Die bedeutendste Neutur des Jahres 1910 war die Ersteigung des Predigtstuhl-Hauptgipfels über die Westwand (südlich des Botzongkamines) durch Karl Hailer mit den Führern Hans Fiechtl und Wolfgang Gründler. Kurze, aber recht stramme Kletterei boten der Aufstieg auf den Predigtstuhl über den Südgrat und auf den Regalpturm über die Nordostkante von Adolf Deye und Ernst Widmann. Im Zahmen Kaiser erstieg Nieberl die Pyramidenspitze über den Karkopfgrat (mit Josef Schwaiger) und aus dem Joveng'rinn, G. Leuchs die Jovenspitzen aus dem Joveng'rinn.

Das Jahr 1911 brachte einen neuen Aufstieg auf den Goinger Turm (von Westen aus dem Kübelkar) durch Bruno Bühler, Ludwig Dreiser, Emil Gerber und Otto Rath, die Ersteigung der Hinteren Gamsflucht über den Nordgrat durch Adolf Deye und Viktor v. Friedrichs, die Durchkletterung der Südwand der Regalpspitze durch Erich Wagner und Hans Weis und einen neuen Anstieg über die Ostwand der Hinteren Goinger Halt durch Wilhelm Miller und Josef Schlögl.

Zum erstenmal blitzte im Herbst dieses Jahres der neue Stern auf, der am alpinen Himmel erschienen war: Hans Dülfer. In Dortmund zu Hause, hatte er seine ersten Hochturen im Jahre 1910 mit seinem Vater unternommen. Im Frühjahr 1911 kam er als Student nach München und widmete sich mit größter Leidenschaft dem Bergsport. Kaiser und Dolomiten waren vornehmlich das Feld seiner Betätigung. Sobald der Schnee anfing zu schmelzen, verlegte er zusammen mit Werner Schaarschmidt sein Standquartier auf das Stripsenjoch und bereitete sich auf den Sommerfeldzug vor, indem er Tag für Tag an den großen Kaminen und den vielen anderen Klettergelegenheiten, die Totenkirchl, Predigtstuhl usw. boten, die Kräfte übte und seine Kletterkunst vervollkommnete. Auch sei bemerkt, daß er dem Alkohol gegenüber größte Zurückhaltung bewahrte.

Bereits im Oktober 1911 war ihm die Durchkletterung eines neuen Kamines am Totenkirchl gelungen (s. o.!). Der erste große Erfolg, den er gemeinsam mit Schaarschmidt erzielte, war die Ostwand der Fleischbank. Mit einer 300 bis 400 *m* hohen Mauer, die senkrecht, ja stellenweise ausgebaucht erscheint, bricht die Fleischbank und ihr langer Nordgrat zur Steinernen Rinne ab. Sie hat Ähnlichkeit mit der Südwand der Marmolata, übertrifft sie jedoch an Glätte. Wie dort sieht es aus, als ob der Berg mitten durchgeschnitten wäre. Für eine Durchkletterung konnte nur eine schwach ausgeprägte Einbuchtung in der Gegend des Gipfels in Frage kommen; nach der Karte beträgt die Neigung der Wand an dieser Stelle etwa 70°. Verschiedene Kletterer mühten sich ab, an der Mauer emporzuklimmen; bereits im Jahre 1911 konnte man vom Predigtstuhl aus mit dem Glas ein rotes Tuch und ein hängendes Seil im unteren Teil der Wand beobachten. Doch erst am 15. Juni 1912 glückte es Dülfer und Schaarschmidt, die Wand fast in der Fallinie des Gipfels zu durchklettern, nachdem sie tagszuvor durch Abstürzen des Rucksackes in der

Mitte der Mauer zur Umkehr gezwungen worden waren. Dies war unstreitig eine bewundernswerte Leistung; wer die Wand gesehen hat, wird diesem Urteil beistimmen. Sie wurde schon wenige Tage später, am 23. Juni, wiederholt von Adolf Deye, Heinrich Hämmel, Georg Sixt und Fritz Zeitler, am 11. Juli von Walter Dittes und Hans Pfann. Bis Ende September 1913 hatten sie bereits 16 Partien (darunter Dülfer fünfmal, Sixt dreimal) gemacht.

Am 11. Oktober erzwang Dülfer in Gesellschaft von Frl. Hanne Franz und Führer Hans Fiechtl einen direkteren Anstieg über die Westwand des Predigtstuhl-Hauptgipfels. Am Tage darauf folgte eine zweite Glanzleistung: die Erkletterung des Lärchecks über die Ostwand. Wie bereits erwähnt, besteht die Ostwand aus zwei Teilen, einem 400 *m* hohen Vorbau und, durch eine lange, die Bergflanke quer durchschneidende Rinne davon getrennt, der wohl ebenso hohen Gipfelwand, die an Glätte und Steilheit der Fleischbank-Ostwand nichts nachgeben dürfte. Der Vorbau war schon früher durchstiegen worden (s. o.!), die Gipfelwand bezwangen Walter und Willy v. Bernuth, Dülfer und Fiechtl am 12. Oktober 1912.

Auch die Kleine Halt mußte sich wieder einmal einen neuen Weg abtrotzen lassen. Heinrich Hämmel und Otto Herzog erstiegen sie am 14. Juli von der Stelle aus, wo man sonst die Nordwestwand betritt, über die Nordwestkante, welche Nord- und Nordwestwand scheidet. Ferner sind aus dem Jahre 1912 zu erwähnen eine Ersteigung der Törltürme direkt vom Kleinen Törl durch Dr. Ferdinand Keyfel und Hans Pfann (möglicherweise gleichbedeutend mit einem Anstieg von Oskar Schuster und Führer J. Punz 1892), des Kleinkaisers von Nordosten durch Adolf und Walter Deye, des Goinger Turmes über den Nordostgrat durch Fritz Berger und Walter Schmidkunz und ein Abstieg vom Westlichen Törleck über den Nordwestgrat. Diesen Abstieg führte Adolf Deye aus gelegentlich einer vollständigen Gipfel-Umwanderung des Griesnerkars vom Lärcheck bis zum Predigtstuhl an einem Tage (17. Juli).

An großen Erfolgen nicht weniger reich war das Jahr 1913. Dülfer und Schaarschmidt erklommen am 4. Juni auf größtenteils neuem Wege das Totenkirchl über die Ostwand. Freilich hat dieser Weg vor dem alten nichts voraus, trotzdem er beträchtlich schwieriger ist; im Gegenteil, während der alte Weg sich in der Mitte der Wand hält und in nächster Nähe des Gipfels herauskommt, also einen idealen Verlauf nimmt, geht der neue ein gut Stück weiter nördlich und mündet auf die dritte Terrasse. Am 3. September erzwang sich Dülfer allein einen neuen Durchstieg durch die Fleischbank-Ostwand, und zwar in der Einbuchtung unter der Fleischbankscharte (der Scharte südlich des Gipfelturmes). Das Mittelstück dieser Einbuchtung hängt durchweg über und konnte nur mittels eines feinen Risses bewältigt werden, der es durchzieht. Dülfer bezeichnete diese Tur als seine schwierigste. Sie sei Dülferriß genannt. Wenige Tage danach, am 7. September, löste er in Gesellschaft von Klammer, Nieberl und Adolf Wolchowe ein altes Problem, die Nordwand der Kleinen Halt, und am 22. September folgte die Krone all dieser Kletterfahrten, die Westwand des Totenkirchls, diesmal aber in wirklich schöner, idealer Form, in der Fallinie des Gipfels direkt zur Gipfelplatte. Diese großartige Leistung, die man selbst nach den letzten Erfolgen der Jungen noch für vollständig unmöglich gehalten hätte, vollbrachten Dülfer und Willi v. Redwitz. Am 9. Juni durchkletterte Dr. Paul Preuß die mächtige Nordwandschlucht des Mitterkaisers, am 28. September Hans Matêják, Ernst Widmann, Fritz Zeitler die Südwand der Regalpwand, am 30. September Emanuel Christa, Hans v. Wolf, Hans Graf v. Lambsdorff die Ostwand des Kaiserkopfes.

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges, im Juni 1914, brachten Dülfer und Schaarschmidt den Kaiserfreunden eine neue Überraschung. Sie vollführten die vollständige

Naturaufnahme von Ing. Bruno Heß Bruckmann aut. et impr.

Predigtstuhl aus der Steinernen Rinne

Durchkletterung der Nordwestwand der Kleinen Halt, indem sie sich vom Unteren Scharlinger Boden aus durch die mächtigen Überhänge, mit denen die Wand niedersetzt, einen Weg bahnten. Dies war die letzte große Neutur Dülfers im Kaisergebirge. Er starb, wie so mancher der in diesem Bericht Genannten, den Tod fürs Vaterland. Am 15. Juni 1915, dem dritten Jahrestag seiner Fleischbank-Ostwand-Ersteigung, wurde der erfolgreichste Kletterer der letzten Jahre im Schützengraben bei Arras von einem Granatsplitter getroffen, der ihn sofort tötete.

Damit schließt die Ersteigungsgeschichte. Es ist mir nicht leicht gefallen, jetzt in dem furchtbaren Völkerringen und selbst an der Front stehend, sie zu schreiben. Die Leistungen der Bergsteiger, so viel Kühnheit und Umsicht sie darstellen, was sind sie gegen die Heldentaten von Millionen unseres Volkes! Das Bergsteigen in seiner strengeren Form war schließlich doch nur Sport und Spiel, heute geht es um das Schicksal ganz Europas. Und doch wäre es unrecht, geringschätzig über den Bergsport zu urteilen. Sicher hat er, um von dem direkten Nutzen in den Gebirgskämpfen ganz zu schweigen, im Verein mit den anderen Arten der sportlichen Betätigung und Leibesübung dazu beigetragen, die Kraft unseres Volkes zu erhalten und zu mehren. Diese Bedeutung wird ihm auch nach dem Kriege zukommen, und es wird gewiß kein Fehler sein, ihm noch weitere Ausbreitung im deutschen Volke zu verschaffen.

Unfälle Zum Schluß noch ein Wort über die Kehrseite des Bergsportes, die Unfälle. Oft kann man die Meinung hören, das Kaisergebirge sei furchtbar gefährlich und habe schon viele Hunderte von Opfern gefordert. Das ist arge Übertreibung. Nach meinen — wohl ziemlich vollständigen — Aufzeichnungen sind von 1890 bis zum Jahre 1905 16 Touristen im Kaisergebirge tödlich verunglückt, also durchschnittlich einer im Jahr. Wenn man die Nähe der Großstadt berücksichtigt und die Unmenge von Kletterfahrten aller Schwierigkeitsgrade, die im Kaiser ausgeführt wurden, so kann man die Zahl nicht als hoch bezeichnen. Seit 1906 haben sich die tödlichen Unfälle allerdings in beängstigender Weise gehäuft, ihre Gesamtzahl belief sich bei Ausbruch des Krieges bereits auf 60. Die meisten Opfer hat die Ellmauer Halt aufzuweisen (13), dann folgen Totenkirchl (9), Totenfessel und Predigtstuhl (je 4). 8 treffen auf den Zahmen Kaiser.

Wer waren die Verunglückten? Zum größten Teil alpine Unbekannte, Leute, die noch fremd waren in dem Gebirge, vielleicht zum erstenmal den Fuß auf einen Berg gesetzt hatten, Anfänger und Gelegenheitstouristen. Nur wenige sind dabei, von denen man weiß, daß sie schon dies und das gemacht und sich einige Übung im Bergsteigen erworben hatten, kaum einer, der als wirklich hervorragender Bergsteiger bekannt gewesen wäre. Erst in den letzten Jahren vor dem Kriege ist es wiederholt vorgekommen, daß gute Kletterer den Tod fanden. Dies ist vielleicht ein Zeichen, daß ein Teil der jüngeren Bergsteiger doch nicht ganz mit der Überlegung und Vorsicht zu Werke ging, die man sich früher zur Richtschnur nahm.

Im großen und ganzen aber sehen wir im Kaiser die alte Erfahrung bestätigt, daß am meisten gefährdet sind nicht die erfahrenen Bergsteiger, selbst wenn sie das Schwierigste wagen, sondern die Anfänger und Unerfahrenen. Dem entspricht auch, daß gut die Hälfte aller Unfälle auf den leichteren und gewöhnlichen Anstiegen erfolgt ist. Bei Neuanstiegen oder bei Versuchen, einen neuen Weg zu finden, ist niemand umgekommen, sofern man nicht den oben erwähnten Unfall in der Westwand des Totenkirchls dahin rechnen wollte. Die 15 Verunglückten, bei denen ein Abweichen vom richtigen Weg festgestellt werden konnte, hatten sicher nicht die Absicht gehabt, etwas Neues zu machen, sondern sie hatten sich verstiegen oder wollten schwierigen Stellen (z. B. dem „Überhang" am Totenfessel, den Klemmblöcken in der Schmidtrinne) ausweichen und kamen dabei erst recht ins Gedränge. Unsere Vor-

sorge muß also in erster Linie dem Neuling im Bergsteigen gelten, wir müssen ihn warnen, seine ersten Turen ohne Führer oder erprobten Gefährten zu unternehmen, wir müssen ihn belehren und anleiten, wir müssen trachten, ihn sicher über das gefahrvolle Anfängerstadium hinwegzubringen. Ein gutes Mittel dazu scheinen mir die Übungsturen zu sein, von denen oben die Rede war.

Bei den meisten Unfällen wurde naturgemäß der genaue Hergang nicht beobachtet, von einem Teil aber wissen wir, wie sie sich zugetragen haben. Dies gibt uns einen Fingerzeig über die Gefahren, die im Kaisergebirge in besonderem Maße dem Bergsteiger drohen. Nicht weniger als 3 Personen büßten beim Frei-Abseilen das Leben ein, indem sie glaubten, ohne Kletterschluß am Seil herabgleiten zu können (Turner!), oder indem sie den Kletterschluß verloren. Jedesmal war es die gleiche Stelle, der 16 *m* hohe Abbruch des Südostgrates des Totenkirchls zur Winklerscharte. Mancher andere ist hier mit dem Schrecken und zerschundenen Händen davongekommen. Wer eine Tur mit solchen Abseilstellen unternimmt, der sollte zuvor im Tal, gesichert durch einen Gefährten, das Abseilen üben und die neuen Abseilverfahren erlernen.

Mindestens fünf Unfälle hatten Ausgleiten auf Schnee zur Ursache. Die steilen Geröllhalden zur Roterinn-Scharte, zum Kopftörl, am Ellmauer Tor, die Rinnen in der Treffauer Nordwand, an der Ellmauer und Kleinen Halt, streckenweise, wie oben erwähnt, auch die Felssteige usw. sind im Frühsommer noch mit Schnee bedeckt, der bald beinhart gefroren, bald nur an der Oberfläche erweicht, unten hart und glatt, bald von Eis durchsetzt oder unterhöhlt ist — Stolperdraht und Fußangeln für den Unerfahrenen. Nicht genug kann vor dem Abfahren auf steilem, hartem Schnee gewarnt werden.

Durch Steinschlag wurde nachweislich nur eine Person getötet, es ist jedoch bei der Ausdehnung des Bergsteigens und der erhöhten Steinfallgefahr, die es im Gefolge hat, sehr wahrscheinlich, daß noch mancher der Unfälle mit unbekannter Ursache auf Steinschlag zurückzuführen ist. Das Kaisergebirge hat zwar festes Gestein, stellenweise, so namentlich an den Scharten, dem Totensessel, den Törlspitzen, herrscht aber große Brüchigkeit; Geröll und lose Blöcke gibt es natürlich überall. Besonders schlimm ist es an der Ellmauer Halt (vgl. das bei den „Wegen" Gesagte).

Auffallend groß (8) ist die Zahl derer, die an Erschöpfung oder durch Erfrieren (zum Teil im Hochsommer) zugrunde gegangen sind. Jedesmal war Wetterumschlag und In-die-Nacht-Kommen die Ursache. Dies mahnt uns daran, daß der Kaiser trotz seiner geringen Höhe über dem Meere ein Hochgebirge ist mit allen Gefahren und Tücken eines solchen. Bloße Kletterfertigkeit genügt nicht, man muß, um solchen Zufällen gewachsen zu sein, auch Erfahrung und Ausdauer besitzen. Die erwirbt man sich durch Übung, indem man mit den leichtesten Turen anfängt und ganz allmählich zu schwierigeren übergeht. Möge jeder bedenken, daß beim Bergsteigen nicht freches Drauflosstürmen den Erfolg verbürgt, sondern Zähigkeit, gepaart mit Vorsicht und kluger Berechnung!

Die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in Welschtirol. / Von Univ.-Professor Dr. Michael Mayr in Innsbruck.

I.

Die ältere Periode bis zum Eindringen der Italiener um das Jahr 1300.

Das ganze Land Tirol ist vermöge seiner Bodengestaltung ein Durchzugsgebiet von Nord und Süd und gleichzeitig ein wichtiges Bindeglied zwischen den westlichen und östlichen Alpenflügeln. Die Bewohner dieses Landes sind die geborenen Hüter aller dieser Verbindungen und Pässe. Nur wer den Süden und Norden desselben zu ungeteilter Hand besitzt, vermag sich auch seine geographischen und strategischen Vorteile genügend zu sichern. So oft dieses Gebiet inmitten der zentralen, südlichen und nördlichen Alpenketten zweigeteilt war und verschiedenen Herrschaftsgebieten im Norden oder Süden angehörte, gab es darum Streit und Kampf. Dies können wir seit dem Beginne der geschichtlichen Zeit, wo uns die ersten verläßlichen Urkunden vorliegen, bis auf unsere Tage neuer großer, weltgeschichtlicher Entscheidungen feststellen.

Was vom Lande gilt, gewann nicht mindere Bedeutung für dessen Bewohner. Wer die Vorteile des Landes nützen wollte, fand dafür eine dauerhafte Stütze nur in der Treue der Einwohner. Die Frage ihrer nationalen Zugehörigkeit und staatlichen Verläßlichkeit spielte deshalb zu allen Zeiten eine schwerwiegende Rolle.

In der ältesten geschichtlichen Periode begegnen wir in Tirol zuerst den Ligurern, Protoitalikern. Auf diese folgten Etrusker und illyrische Veneter. Erstere wohnten vornehmlich im Süden, letztere in der Mitte und im Norden des Landes. Doch haben diese Völkerschaften nur wenige Spuren ihrer Seßhaftigkeit hinterlassen. Seit dem Beginne der großen Keltenwanderungen gegen Ende des fünften und zu Beginn des vierten vorchristlichen Jahrhunderts siedelten sich im südlichen Landesteile auch Gallier an.

Als die Römer bei ihrem Vordringen in die Alpen und über sie hinaus auf die Nachkommen dieser Völker stießen, nannten sie dieses Mischvolk mit einem Sammelnamen die Räter.

Ungefähr 100 Jahre vor Christi Geburt wurde das untere Etschtal zum Römischen Reiche geschlagen. Tridentum bildete nach der römischen politischen Einteilung ein Stadtgebiet, das sich im Süden ungefähr bis zur heutigen Landesgrenze, im Norden bis gegen Meran und Klausen erstreckte und auch den Nonsberg umfaßte. Die Gegend am Nordrande des Gartsees, das Ledertal und Judikarien gehörten schon zum Stadtgebiete von Brixia (Brescia), das Tal der Brenten zu Feltria (Felters). Im Jahre 15 v. Chr. war auch das heutige nördliche Tirol dem römischen Weltreiche einverleibt und damit das große politische Ziel der Eröffnung der Straße vom Po über die Alpen zur Donau erreicht worden. Erst der Besitz des Gebietes von Tridentum hatte den Römern den Übergang über den Brenner und wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch über das Reschenscheideck ermöglicht. Wie damals Trient die

Basis für die römischen Unternehmungen nach Norden bildete, so war es später die Grundlage und der Ausgangspunkt für die Herrschaft des Deutschen Reiches, noch später Österreichs im Süden der Alpen. Stadt und Gebiet von Trient wurde deshalb in späterer Zeit nicht mit Unrecht als „Porta Italiae" und „Porta Austriaca" bezeichnet.

Während der ungefähr 500 Jahre dauernden, ziemlich einheitlichen Römerherrschaft wurde die einheimische rätische Bevölkerung im ganzen Lande Tirol stark mit der lateinischen Kultur durchtränkt oder romanisiert. Die zahlreichen, über das ganze Land zerstreuten, romanisch klingenden Orts- und Flurnamen sind heute noch lebendige Zeugen dieser und wohl auch einer früheren Kulturperiode. Auch die bis zum Jahre 1818 unversehrt gebliebenen Diözesangrenzen von Trient, Brixen und Chur dürften auf die spätere Römerzeit in der diokletianisch-konstantinischen Epoche zurückreichen.

Zur Römerzeit nahm das ganze Alpengebiet des heutigen Tirols eine Weltstellung ein, in der aber der Süden, nicht der Norden die Herrschaft inne hatte.

Mit der allmählichen Auflösung des Römerreiches und dem Vordringen starker germanischer Volksstämme in unsere Alpentäler brach im Laufe des sechsten Jahrhunderts eine neue Epoche an, die auch wichtige ethnographische Verschiebungen zur Folge hatte. Die rätoromanische Bevölkerung konnte sich infolge dieser germanischen Besiedlung nur noch in den abgelegeneren Seitentälern, wie Gröden, Enneberg, Buchenstein, Haiden, Evas (Fascha), Fleims, im Vinschgau, Nons- und Sulzberg und außerdem in den angrenzenden Hochtälern der Schweiz und in Friaul durch lange Zeit ungemischt und bis zur Gegenwart erhalten. Besonders in den gegen Süden und Südosten mündenden Tälern und Pässen, an der unteren Etsch, im Suganertale und im ganzen Gebirge zwischen Etsch und Brenten bis Bern (Verona) und Visentein (Vicenza) stauten sich germanische Völkermassen und ließen sich da dauernd nieder. Vom Norden und Westen drängten Bajuwaren und Alemannen in das Land im Gebirge.

Bleibende Spuren hinterließen zuerst in Rätien die Ostgoten, deren großer König Theodorich von Verona, der sagenberühmte Dietrich von Bern, diese Provinz wegen ihrer strategischen Wichtigkeit als natürliche Bergfestung durch militärische Statthalter in Trient verwalten ließ. Die unter ihm erbauten Mauern von Trient sind teilweise noch erhalten. Bald nach dem Untergange der Ostgoten in dem bekannten Riesenkampfe des Jahres 553 ergoß sich die langobardische Einwanderung in die Gebiete der unteren Etsch. Auf den Trümmern des einst römischen Trient entstand ein eigenes politisches Gebilde von größerer Bedeutung, das Teilherzogtum Trient, welches das nördliche Grenzgebiet des oberitalischen Langobardenreiches umfaßte. Es dürfte sich bis zur Mündung des Nevis (Avisio) und des Ulzbaches (Noce) in die Etsch erstreckt haben. Nördlich davon, von Lavis und Metz an aufwärts, saß der bayerische Grenzgraf von Bozen.

Bayern und Langobarden maßen ihre Kräfte in zahlreichen Kämpfen miteinander; auch die Franken machten seit dem 6. Jahrhundert wiederholte Einfälle nach Südtirol und ließen da wahrscheinlich gleichfalls Spuren ihrer Anwesenheit zurück. Das kampfumtobte Südtiroler Gebiet war damals auch ein fruchtbarer Boden für die deutsche Heldensage. Im Mittelpunkte dieser deutschen Dichtung steht das märchenhafte Schloß „Garten" (Garda). Dort hatte Kaiser Ortnit 72 Mannen, von denen jeder ihm 100 Ritter stellte. Dort war auch sein Schatz:

„Es steht ein Turm auf Garten, darinnen liegt mein Hort,
Er ist gefüllt mit Schätzen, vom Boden bis zum Bord."

Der Langobardenkönig Autharis feierte seine Hochzeit mit der schönen Theodelinde auf den sardischen Gefilden im Lagertale. Das langobardische Fürstengrab von Civezzano bei Trient (jetzt im Landesmuseum zu Innsbruck) ist eines der wertvollsten Kulturdenkmäler des langobardischen Volksstammes.

Aus den erwähnten Tatsachen läßt sich der berechtigte Schluß ziehen, daß die Bevölkerung des unteren Etschgebietes wie des Sarchtales und seiner Nebentäler jedenfalls sehr stark mit langobardischem Blute gemischt sein mußte und daß das Deutschtum auf diese klassischen Gegenden seiner Geschichte viel mehr Anspruch erheben kann als der Italiener[1]). Noch dichter saß das deutsche Volkstum im ganzen Gebiete links der Etsch.

Durch diese erste starke Germanisierung des Südens, die nach allen Zeugnissen der Geschichte so rasch und dicht vor sich gegangen war, daß aller Wahrscheinlichkeit nach später, im 12. und 13. Jahrhundert, im nördlichen Tirol mehr Romanenreste bestanden als an der unteren Etsch und auf den Gebirgen zu beiden Seiten, war die ältere romanische Bevölkerung von ihren jüngeren Sprachverwandten in Italien völlig abgetrennt worden. Dadurch verringerte sich auch ihr kultureller Einfluß auf die germanischen Einwanderer immer mehr. Trotz einer länger als 200 Jahre währenden politischen Trennung Tirols in einen vorwiegend langobardischen und zu Italien gehörigen und in einen hauptsächlich bayerischen Landesteil hatte schon jetzt *in der neuen Weltstellung des ganzen germanisch gewordenen Alpengebietes nicht mehr der Süden, sondern der Norden die Vorherrschaft.*

Als der Frankenkönig Karl der Große im Jahre 774 das Langobardenreich vernichtet hatte und selbst Langobardenkönig geworden war, trat diese Umwälzung auch staatsrechtlich deutlich in Erscheinung. 14 Jahre später hob Karl der Große auch die Selbständigkeit des Herzogtums Bayern auf. Nunmehr waren alle Teile Tirols wieder unmittelbar unter *einem* Herrscher vereinigt. Wenn auch eine gewisse äußerliche Selbständigkeit des Langobardenreiches bestehen blieb, so wurde nun doch überall, mithin auch im südlichen Tirol die fränkische Gau- und Grafschaftsverfassung eingeführt. Die fränkische Markgrafschaft Trient bildete den südlichsten der sieben Gaue, in die das heutige Tirol zerfiel. Infolge der Reichsteilungen unter den unmittelbaren Nachfolgern Karls des Großen wurde diese Markgrafschaft freilich bald wieder durch eine Reichsgrenze, die jetzt in der Nähe von Meran und nördlich von Bozen lief, vom Norden des Landes getrennt.

Der Beginn der Frankenherrschaft im Lande brachte nicht nur keine Schmälerung, sondern eine Stärkung des überall im Süden längst herrschenden deutschen Wesens. Der augenfälligste Beweis dafür ist wohl die bisher wenig beachtete Tatsache, daß seither nicht bloß der Bischofstuhl von Brixen-Säben, sondern seit dem Jahre 802 auch der Bischofstuhl von Trient fast nur echt deutsche Bischofsnamen aufweist. Wohl zu den frühesten deutschen Einwanderern, die wir kennen, gehörte der hl. Romedius, ein edler Bayer (Vir nobilis ex Bavaria ortus), der im 8. Jahrhundert aus Thaur im Inntale nach dem Nonsberg gezogen war. Die fränkische Gau- und Grafschaftsverfassung festigte nicht minder die Fortschritte des Deutschtums.

Im 10. Jahrhundert veranlaßten die zerrütteten politischen Verhältnisse des einst langobardischen, dann karolingischen Oberitalien dessen Eroberung durch die deutschen Könige. Otto der Große, von der Königin Adelheid zu Hilfe gerufen, zog im Jahre 951 zum erstenmal über den Brenner, eroberte Trient, Verona, Pavia und Mailand und nannte sich „König der Franken und Langobarden", womit zweifellos die Fortdauer der alten deutschen Herrschaft in diesem Gebiete angedeutet war. Ein

[1]) Erst im 15. Jahrhundert begegnet uns in Südtirol der erste *italienische* Dichter Christoff Busetti vom Nonsberg.

Jahr darauf, 952, löste Otto auf dem wichtigen Reichstage von Augsburg die Grafschaft Trient, die einen Teil der Mark Verona bildete, vom italienischen Königreiche los und vereinigte sie mit dem Herzogtum Bayern, zu dem auch die übrigen Grafschaften in Tirol gehörten. Zu gleicher Zeit wurde auch die Grafschaft Friaul mit Agley (Aquileja), gleichfalls eine Grafschaft der Mark Verona, dem Deutschen Reiche einverleibt. Damit war zum erstenmal jene wichtige Südgrenze des Deutschen Reiches am Südrande der Alpen bis zu den Flüssen Po und Mincio und bis zum Adriameere erreicht, die bis zur endgültigen Auflösung des alten Deutschen Reiches im Jahre 1866 mit klarer Einsicht und größter Folgerichtigkeit immer wieder festgehalten worden war und für Mitteleuropas dauerndes Wohlergehen auch heute noch eine unerläßliche politische Forderung bedeutet. Sehr einfache militärisch-politische Erwägungen hatten im Jahre 952 zu dieser Maßregel genötigt; denn seit der Eroberung Italiens und der Gründung des römisch-deutschen Kaisertums 10 Jahre darnach war die Straße durch das Gebirge über den Brenner der kürzeste und bequemste Verbindungsweg von Deutschland nach Italien geworden. Dessen Besitz war für Deutschland eine Vorbedingung seiner Macht in Italien.

Von dieser Zeit an hörte der gewaltige Kampf zwischen dem damals siegreichen Germanentum und dem Romanentum um die Vormachtstellung am Südrande der ganzen Alpenkette bis zur nördlichen Adria mit Südtirol als wichtigste vorspringende Bastion nie mehr auf. Er wurde mit wechselndem Glücke bis zur heutigen Zeit geführt, in der abermals eine wichtige Entscheidung gefällt werden dürfte. Allmählich war jedoch das Germanentum durch die sich seit dem 14. Jahrhundert bildende italienische Nationalität in eine Abwehrstellung gedrängt worden. Der gegenwärtige Ansturm Italiens auf den österreichischen Besitz in den südlichen Alpen und an der Adria im falschen Gewande nationaler Begehrlichkeit oder in dem Streben nach den angeblichen natürlichen Grenzen auf den Kämmen der Zentralalpen bedeutet nur einen neuen Abschnitt in diesem vielhundertjährigen weltgeschichtlichen Ringen germanischer Abwehr gegen italienische Angriffslust.

Durch alle Jahrhunderte bis herab auf die neuere Zeit erkannte man als das wichtigste Bollwerk zur Festhaltung der Reichs- und Landesgrenzen am Südrande der Alpen und an der Adria einen überwiegenden Einfluß eines starken und bodenständigen Deutschtums inmitten der uralten, aus so vielen Völkerschaften bestehenden Bewohner dieser Grenzgebiete. Diesem Zwecke dienten die wichtigsten politischen und militärischen Maßnahmen in der langen Reihe der Jahrhunderte.

Als die deutschen Könige um die Zeit des Abschlusses des ersten Jahrtausends durch die unruhigen weltlichen Fürsten die Macht des Reiches bedroht sahen, suchten sie an den Bischöfen eine Stütze und verliehen ihnen ganze Grafschaften. Auf diese Weise wollten sie besonders auch die südlichen Grenzgebiete sichern. So erhielten die Bischöfe von Trient im Jahre 1004 und 1027 die ganze Grafschaft Trient mit Ausnahme des Suganertales, das mit Zustimmung des Bischofs von Trient dem Hochstifte Felters überlassen wurde. Gegen Ende des Jahrhunderts, 1077, schenkte König Heinrich IV. dem Patriarchen von Agley die Grafschaften Friaul und Istrien und die Mark Krain. Diese deutschen Bischöfe waren für längere Zeit die sichersten Stützen und Grenzhüter für den Süden des Deutschen Reiches. Trient war also seit 1027 ein deutsches, unmittelbar dem Reiche unterstehendes Fürstentum geworden. Die Bischöfe von Trient erschienen von nun an auf den deutschen Reichstagen. Bekannt ist jene Erklärung der zu Koblenz versammelten deutschen Fürsten im Jahre 1492, daß der Bischof von Trient in allen Lasten des Römischen Reiches Deutscher Schicksal teile, weshalb er zum Heiligen Römischen Reiche und zur Deutschen Nation gehöre. Auch die Päpste anerkannten stets diese Stellung des Bischofs von Trient.

Er wird z. B. in einem Schreiben des Papstes Gregor IX. von 1231 unter den deutschen Bischöfen aufgezählt, nicht unter den italischen.

Um dieselbe Zeit, als das Bistum Trient ein deutsches Reichsfürstentum wurde, und schon früher nahm auch die innere Kolonisation dieser Grenzgebiete durch weitere deutsche Besiedlung, besonders aus dem Norden, einen großen Umfang an. Sicherlich aber war ein Hauptteil der ganzen Bevölkerung im großen Gebiete zwischen der unteren Etsch, dem Brentenflusse bis Verona, Vicenza und Felters schon seit Jahrhunderten, vielleicht seit den Zeiten der Völkerwanderung, deutsch. In einer Urkunde aus dem Jahre 917, in der König Rudolf II. von Burgund dem Bischof Sibico von Padua den Besitz verschiedener Lehengüter im Tale von Felters und im Gebiete nördlich von Vicenza, darunter Teile der Sieben Gemeinden, bestätigt, werden zugleich gewisse Hoheitsrechte über die Deutschen (Germani) und andere Einwohner im Tale der Brenten angeführt. Verschiedene andere Urkunden gestatten den Schluß, daß der Hauptteil der Bevölkerung dieses ganzen Gebietes nicht vom Norden gekommen, sondern seit den Tagen der Völkerwanderung dort seßhaft war. Die heutigen deutschen Sprachinseln am Südrande der Alpen stellen eben nur Reste der einstmals weit verbreiteten deutschen Bevölkerung Oberitaliens dar. Vom Monte Rosa bis zum Langensee (Lago Maggiore), von da weiter östlich über Südtirol bis gegen Verona, Vicenza und Padua, von den Karnischen Alpen bis gegen Weiden (Udine) in Friaul, von den Karawanken bis Görz und Triest usw. bestand im frühen Mittelalter ein starkes, eingesessenes Deutschtum. Seit der Vereinigung der Mark Verona und ihrer Teile mit dem Herzogtum Bayern im Jahre 952 dürfte eine mächtige deutsche Zuwanderung aus dem Norden dieses bodenständige Deutschtum bedeutsam beeinflußt haben. Beweis dessen sind heute noch die sprachlichen Überreste der wenigen vorhandenen deutschen Sprachinseln.

Schon im 9. Jahrhundert stammte ein Teil des Adels aus Bayern. Seit dem 9. und 10. Jahrhundert rückten in die Gebiete von Verona, Vicenza, Felters und wahrscheinlich im Suganertale und in der Grafschaft Trient viele deutsche Kolonisten nach. Im 11. und 12. Jahrhundert machten sich neuerdings im Etschtal und in den Seitentälern, namentlich links der Etsch von Bozen abwärts bis zur heutigen Landesgrenze überall deutsche Ansiedler seßhaft. Auch der aufblühende Bergbau im Fleimstal, bei Lavis, Persen, in Trient, auf der Hochebene von Vielgreit und im Nonsberg und Judikarien war ganz in deutschen Händen. Das Gebiet links der Etsch von Bozen und Fleims abwärts mit dem Laimtal (Terragnol) und Brandtal war vollständig germanisiert. Als ein Mittelpunkt deutschen Lebens und deutscher Kultur erstand im Jahre 1145 das Kloster St. Michael an der Etsch, das seine Besitzungen in Fennberg und in Jaufen (Giovo) durch deutsche Bauern bearbeiten ließ. Die deutschen Grafen von Eppan erwarben auch zahlreichen zerstreuten Besitz, wie Arz und wahrscheinlich Altspaur im Nonsberg, Preore in Judikarien, Tenn bei Arch, Königsberg im Etschtale und Kastell (Castello) im Fleimstale. Dieses Erbe nach den Eppanern erweiterten ihre Nachfolger, die Grafen von Tirol.

Als im Jahre 1124 Bischof Altmann von Trient den Einwohnern von Reif (Riva) die Erlaubnis erteilte, ein Schloß zu bauen, wurden in der betreffenden Urkunde 17 Zeugen mit deutschen, 3 mit romanischen Namen genannt.

Wie ausgebreitet und festgewurzelt im 12. Jahrhundert das Deutschtum in der Gegend von Persen war, bezeugt jener berühmte Vertrag, den die Ältesten des Fleckens und des ganzen Bezirkes von Persen am 13. Mai 1166 im deutschen Kloster Wald bei Persen namens der Bewohner von Persen und einer großen Zahl umliegender Gemeinden mit der Stadt Vicenza, damals gleichfalls ein Mittelpunkt des Deutschtums, für die sieben vicentinischen deutschen Gemeinden gegen den Schloßherrn von Persen namens Gundobald schlossen. Sie stellten ihren ganzen Bezirk

unter der Bedingung unter den Schutz Vicenzas, daß ihnen nicht verwehrt werde, nach ihren Gesetzen und alten Gewohnheiten zu leben, wie sie es seit Menschengedenken, seit 100, 200 oder 300 Jahren nach langobardischem oder salischem Rechte (hierin liegt wohl ein Beweis späterer deutscher Volksnachschübe) gewohnt waren. Eine andere, bezeichnende Bedingung dieser Unterwerfung war, daß sie nicht an einem Kriege gegen das Deutsche Reich oder gegen die deutschen Fürstentümer Trient und Feltre teilzunehmen gezwungen werden konnten. Neben einzelnen romanischen Mitgliedern dieses Bundes im Kloster Wald, dessen damaliger Abt Teutwig hieß, erscheinen vorwiegend deutsche Vertreter der Gesamtgemeinde Personen. Manche der zugehörigen Teilgemeinden führen nur deutsche Namensformen, wie: Sivernach (Zivignago), Vierach (Viarago), Sertz (Serso), Artzenach, Madran, Nogareit (Nogarè), Kantzolin, Burz (Bus), Viculsan (Vigalzano), Carilin (Casalino), Runcon (Roncogno), Vollkesten (Falesina oder Falisen) usw.

Die Bischöfe selbst übergaben die Verwaltung ihrer Grafschaften vielfach deutschem Lehensadel. Die drei großen Grafengeschlechter Südtirols im untersten Etschtale an der Berner Klause, am Gartsee und am Idrosee, die Grafen von Castelbark, von Arch und von Lodron, ebenso die Grafen von Flavon im Nonsberg werden durchaus als deutsche Geschlechter betrachtet. Auch die Stadt Trient wurde von Kaiser Friedrich I. im Jahre 1182 zur bischöflichen Stadt erklärt, die keine Konsuln haben dürfe, sondern wie andere Städte des Deutschen Reiches regiert werden solle. Das Schloß Lodron im Chiestale gaben die Bischöfe nur mehr unter der Bedingung aus der Hand, daß es nie an einen Brescianer oder an andere Fremde veräußert werden dürfe. Unter den Bedingungen der Belehnung mit Schloß Castelbark und Predalia von 1198 wird die Fernhaltung aller Veroneser und Lombarden gefordert.

Dieselbe Bestimmung finden wir auch in der Belehnung des Bischofs von Trient mit der am östlichen Ufer des Gartsees gelegenen kleinen Grafschaft Garda im Jahre 1167 als deutsches Reichslehen. Der Bischof erwies sich freilich bald zu schwach, um diesen damals wichtigen Durchzugspunkt zu halten. Schon im Jahre 1303 ging Schloß und Grafschaft Garda an die Scala von Verona dauernd verloren.

Auch die Berufung zahlreicher deutscher Ansiedler nach der Hochebene von Vielgreit, wofür eine Urkunde vom 16. Februar 1216 den Nachweis gibt, und zur Hebung der Bergwerke nördlich und nordöstlich von Trient durch die Bischöfe des 12. Jahrhunderts, besonders aber durch Bischof Friedrich von Wangen (1207—1218) mochte zugleich neben wirtschaftlichen Gründen die Sicherstellung der Grafschaft Trient bezwecken.

Das geistliche Fürstentum Trient vermochte aber auch die südlichsten Teile seines Besitzes nicht lange ungeschmälert festzuhalten. Die Entwicklung des Deutschtums wurde noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gerade durch das deutsche Reichsoberhaupt am schwersten bedroht. Kaiser Friedrich II., seiner Denkweise nach mehr Romane als Deutscher und ein entschiedener Gegner der geistlichen Herrschaft, machte nach seinem im Jahre 1237 erfochtenen glänzenden Sieg über die Lombarden mit dem Fürstentume Trient, das gerade in diesen Kämpfen für ihn wegen seiner örtlichen Lage den größten strategischen Wert hatte, kurzen Prozeß. Er entzog dem Bischofe die ganze Verwaltung des Stiftsgebietes. Da infolgedessen auch alle Vogteirechte ruhten, wurde auch der sonst so treue Anhänger des Kaisers, der Graf von Tirol, hart in Mitleidenschaft gezogen. Entsprechend den politischen Einrichtungen des Kaisers in Italien, wohin er ohne Rücksicht auf Deutschland den Schwerpunkt seiner Macht verlegt hatte, wurde über das Fürstentum Trient ein kaiserlicher Podestà (Statthalter) gesetzt und dasselbe gleichzeitig vom Deutschen Reiche getrennt und der Mark Treviso untergeordnet. Von 1239—1255 regierte als kaiserlicher

Statthalter in Trient ein Apulier, Sodeger de Tito, ein Verbündeter des berüchtigten kaiserlichen Schwiegersohnes und Markgrafen von Verona, Ezzelin da Romano, welch letzterer einem ursprünglich deutschen Geschlechte angehörte.

Auch noch während der kaiserlosen Zeit des 13. Jahrhunderts dauerten die Wirren im Stifte Trient fort. Der rebellisch gewordene Adel des Südens und die Stadt Trient verbanden sich trotz aller Treuegelöbnisse für den Bischof mit den südlichen Feinden. Der Schutzvogt des Stiftes, Graf Albert II. von Tirol, und seine Nachfolger im 13. Jahrhundert suchten zu retten und zu halten, was möglich war. Als die tirolisch-görzischen Landesfürsten im Jahre 1271 ihre Herrschaftsgebiete teilten, behielten sie in Tirol, das nun zum erstenmal in einer öffentlichen Urkunde, soweit dies bekannt ist, „Comitatus et dominium Tyrolis" heißt, wichtige Rechte gemeinsam. Neben der Münze in Meran und gewissen Zöllen verblieben beispielsweise gerade die tirolischen Grenzgebiete im Süden, wie die Herrschaften Persen und Castelpfund im Nonsberg, im Besitze beider Fürsten.

Während dieser Kämpfe und Wirren des 13. Jahrhunderts hatte das geistliche Fürstentum Trient seine weltliche Macht größtenteils eingebüßt und damit auch die weitere Befähigung zur Erfüllung seiner Hauptaufgabe verloren. Die Bewachung der südlichen Alpenpässe übernahm nunmehr die in diesen Stürmen entstandene neue Grafschaft Tirol. Deren Hauptbegründer, Meinhard II., war es während seiner langen Regierungszeit (1258—1295) gelungen, im stets unruhigen und durch oberitalische Bandenführer stark gefährdeten Fürstentum Trient festen Fuß zu fassen und einige der schönsten und strategisch wichtigsten Herrschaften durch Kauf zu erwerben. Als Schirmvogt der Kirche von Trient oblag ihm ja auch die Pflicht, derselben seinen Schutz zu gewähren und sie vor dem Untergange zu retten, der ihr gleich den benachbarten geistlichen Fürstentümern in Oberitalien drohte. Für Meinhard war es auch eine Sache der Klugheit, die für sich allein haltlose Macht von Trient zu seinen Gunsten zu benützen, damit dieses geistliche Fürstentum nicht eine vollkommene Beute der Anarchie würde und dadurch auch der aus den Trümmern geistlicher Fürstentümer gezimmerten jungen Grafschaft Tirol schwere Gefahr erwachse. Mit den im Stifte Trient erworbenen Gütern belehnte Meinhard zahlreiche Adelige und knüpfte dadurch deren Interessen noch fester an die tirolischen. Auf diese Weise herrschte er allein oder gemeinsam mit dem Bischofe im unmittelbaren Stiftsgebiete von Trient. Diese Tatsache bedeutete gleichzeitig eine Förderung des Deutschtums daselbst.

Als mit der Wiederkehr geordneter Verhältnisse im Deutschen Reiche durch König Rudolf von Habsburg dessen Vertrauensmann Bischof Heinrich II. aus Basel (1274 bis 1289) den bischöflichen Stuhl von Trient erlangte, versuchte dieser bald den an den Grafen von Tirol verlorenen Stiftsbesitz zurückzugewinnen. Da Graf Meinhard dagegen den erbittertsten Widerstand leistete, entwickelte sich darüber ein langer Streit, der auch unter Meinhards Söhnen noch fortdauerte und erst durch den Vertrag vom Jahre 1305 beendet wurde. Der Bischof erhielt den größten Teil seines Fürstentums zurück, doch blieben die meisten einstigen Lehen der Grafen von Eppan und Flavon: die Grafschaft Königsberg (Lavis), das Gericht Zimmers (Cembra), die Grafschaft Kastell (Castello) mit Capriana und Stramentizzo im Fleimstale, im Nonsberg Flavon, Tavon, St. Romed, Kastelpfund usw. mit ihrer Jurisdiktion im unmittelbaren tirolischen Besitze. Nur in Bozen waren auch weiterhin die bischöflichen und tirolischen Rechte, wie schon seit langem, geteilt. Dagegen behauptete der Graf von Tirol die wichtige Herrschaft Persen, den Schlüssel zum Suganertale, als festen tirolischen Besitz.

Mit diesem Vertrage des Jahres 1305 war die lange Periode der unglücklichen Wirren und Kämpfe des 13. Jahrhunderts, wodurch der früher so ruhigen und kräf-

tigen Entwicklung des Deutschtums in diesen südlichen Grenzlanden sicherlich großer Schaden zugefügt worden war, endlich abgeschlossen. Es darf gewiß als ein Zeichen der Zeit gewertet werden, daß gerade damals, um die Wende des Jahrhunderts, die lange Reihe der Trienter Bischöfe aus deutschem Stamme plötzlich durch zwei Italiener: Philipp Bonacolsi aus Mantua (1289—1303) und Bartholomäus Quirini aus Venedig (1304—1307) unterbrochen wurde. Dieser letztgenannte deutsche Reichsfürst dürfte sogar der deutschen Sprache unkundig gewesen sein; denn eine Abordnung seiner Untertanen aus dem Suganertale mußte sich im Jahre 1304 im Verkehr mit ihrem Landesfürsten eines Dolmetsches bedienen. In ähnlicher Weise konnte Jakob von Rottenburg, da er das lateinische (romanische) Idiom nicht verstand, mit dem Bischofe in Gegenwart seiner Kanoniker und mehrerer Klostervorstände nur durch den Dolmetsch Odorich von Coret reden.

Wir stehen nunmehr in der Zeitperiode, wo sich die italienische Schriftsprache und damit die italienische Nationalität zu bilden begonnen hatte. Erst seither kann man in Südtirol dem schon durch Jahrhunderte dort bodenständigen Deutschtum und dem noch vorhandenen uralten Romanentum mit Recht eine italienische Nation gegenüberstellen. Sie erstritt sich als die letzte im Lande allmählich Geltung. Vorher gab es daselbst keine Italiener und keine italienische Sprache. Im größten Teile des heutigen Welschtirols wurde damals noch deutsch gesprochen, so viel wir den urkundlichen Nachrichten zu entnehmen vermögen. Wo dies nicht der Fall war, herrschte die rätoromanische Sprache, die mit dem erst geschaffenen Italienischen nichts und auch mit dem Lateinischen wenig gemein hatte. Der klassische Zeuge für diese Tatsache ist der eigentliche Schöpfer der neuen italienischen Sprache, der große Dichter Dante Alleghieri, der auch um die Wende des Jahrhunderts öfters als Gast des deutschen Adeligen Wilhelm von Castelbark in dessen Schlosse Lizzana bei Rovereit geweilt haben soll. In seiner Schrift „De vulgari eloquio" rechnet Dante nicht einmal den Dialekt des, wie er sagte, Italien benachbarten Trient zu den Mundarten Italiens. Er findet darin nichts von jenem edlen lateinischen Elemente, wovon in jeder anderen italischen Mundart wenigstens etwas enthalten sei. Er nennt den Trienter romanischen Dialekt vielmehr eine abscheuliche Mundart[1]).

Wie Dante an dieser Stelle Trient nicht zu Italien zählt, so rechnet er auch ganz richtig den weiteren Süden bis zum Gartsee in seinem großen Gedichte zu Deutschland. Er wußte eben sehr genau, daß das Fürstentum Trient deutsches Reichsgebiet war. Dagegen vermögen alle die erzwungenen Erklärungsversuche der neuitalienischen Geschichtsschreibung, die das Gegenteil beweisen möchte, nicht aufzukommen.

II.

Das Deutschtum in Südtirol von ungefähr 1300 bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Die erwähnten politischen Verhältnisse des 13. Jahrhunderts und schließlich jene geistige, auf die Schaffung einer besonderen italienischen Volkssprache gerichtete Bewegung, deren Mittelpunkt kein Geringerer als Dante war, hatten von Italien aus auf

[1]) Dasselbe behauptet Dante auch von den Mundarten in Turin und Alessandria. Die Stelle lautet wörtlich: dicimus, Tridentum atque Taurinum nec non Alexandriam civitates metis Italiae tantum sedere propinquas, quod puras nequeunt habere loquelas, ita quod sicut turpissimum habent vulgare, haberent pulcerrimum, propter aliorum commistionem esse vere latinum negaremus; quare si Latinum illustre venamur, quod venamur, in illis inveniri non potest. (I. Cap. 15.)

den südlichen Teil des geistlichen Fürstentums Trient stärkeren Einfluß gewonnen. Geistlichkeit und Adel dieses südlichsten Stückes des Deutschen Reiches wandten sich bald mit Vorliebe der neuen italienischen Bildung zu. So wurde das alte Deutschtum inmitten des alten Romanentums geschädigt und im Süden teilweise mehr und mehr isoliert. Beamte und Gewerbetreibende aus Italien wanderten mit Vorliebe in die größeren Städte Trient, Rovereit und Reif ein und drängten nicht bloß die deutsche, sondern auch die rätoromanische Volkssprache zurück, die keineswegs etwa eine italienische Mundart, sondern eine selbständige, im ganzen südlichen Alpengebiete bodenständige Sprache ist, wie anderwärts das Französische, Spanische oder Rumänische. Dagegen behaupteten die Deutschen namentlich in den Gebirgen auch hinfür ihre reine nationale Selbständigkeit und Muttersprache mit großer Zähigkeit. Aber auch die neue italienische Volkssprache vermochte in der gemischten Bevölkerung bis heute nicht vollkommen durchzudringen. Der Sprachforscher Christian Schneller allein hat mehr als tausend Idiotismen in der italienischen Volkssprache Welschtirols nachgewiesen, die heute noch deutschen Ursprung und Einfluß bezeugen oder rätoromanische Eigenheiten verraten. Die Behauptung, daß in den südlichsten Grenzlanden Tirols mindestens drei Vierteile der heutigen Italiener der deutschen Rasse zugehören, ist nicht unberechtigt. Dafür sprechen auch die zahlreichen, oft mehr oder minder verballhornten deutschen Schreibnamen, deren Träger sich heute nicht selten nach dem welschtirolischen Sprichworte: „Un todesch italianà — E'l diavol scatenà" (ein verwelschter Deutscher ist ein losgelassener Teufel) als die heftigsten Irredentisten gebärden.

In anderer Art hatten sich die nationalen Verhältnisse weiter nördlich im unmittelbaren Gebiete der Grafen von Tirol entwickelt. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts haben die Tiroler Grafen von Bozen abwärts bis zur Mündung des Nevisbaches (Avisio) und des Ulzbaches (Noce), wo mit Ausnahme des deutschen Klosters St. Michael und seines allerdings ausgedehnten Seelsorgesprengels und mit Ausnahme der Bergbaubezirke noch die rätoromanische Volkssprache vorherrschte, eifrig germanisiert. Aber erst im 14. und 15. Jahrhundert können wir ein rasches Vorrücken der deutschen Sprache im Bozener Unterlande, in den Gerichten Königsberg, Metz und im Nonsberg feststellen. Dadurch war allerdings auch das alte Deutschtum im Suganertale mit seinen Nebentälern wesentlich gestärkt worden; denn es bildete sich damit ein großes, zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet, eine förmliche sprachliche Brücke von Bozen etschabwärts und über das Fleims- und Zimmerstal zum Suganertal und weiter südlich auf die Höhe von Lafraun und Vielgreit und die vicentinischen deutschen Sieben und veronesischen Dreizehn Gemeinden. Vom Herzen des deutschen Südtirols, von Bozen aus, konnte man tatsächlich seit dem Mittelalter bis in das 18. Jahrhundert herauf durch lauter deutsche Täler und Orte längs der Etsch und der Brenten (Brenta) bis an die Tore von Verona, Vicenza und Padua gelangen. Noch im Jahre 1836 konnte ein welschtirolischer Gelehrter aus Kaldinetsch (Caldonazzo) in seiner Doktorarbeit in Padua die unbestrittene Behauptung aufstellen, daß die Einwohner Südtirols vor nicht vielen Jahrhunderten a l l e die deutsche Sprache redeten (F. Moroni, Cenni topografici di Caldonazzo, Padova 1836). Auch die anthropologischen Untersuchungen der Welschtiroler ergeben, daß sie und die Südtiroler überhaupt mehr germanisch-deutsches Blut in den Adern haben müssen als selbst die Nordtiroler.

Im besonderen ergibt eine Übersicht der nationalen Verhältnisse in den einzelnen Talgebieten Südtirols das folgende Bild: E i n S t ü c k d e r s ü d l i c h e n D o l o m i t e n, das F a s s a t a l, in älterer Zeit nur E v a s oder E v e s genannt, gehörte in politischer und kirchlicher Beziehung bis zum Jahre 1803 stets zum geistlichen Fürstentum Brixen und war stets deutsch verwaltet. Die Rechtssatzungen

vom Jahre 1451 und 1550 sind deutsch abgefaßt; erst vom Jahre 1693 stammt eine italienische Übersetzung. Von den vier Gerichtsbeisitzern mußten jederzeit zwei der deutschen Sprache kundig sein. Wir kennen eine Reihe durchaus deutscher Geschworener. Die Orte Campitello, Canazei und Vigo wurden deutsch Campidell, Cannaz und Vigen genannt. Das südlich anschließende Fleimstal am Nevisbache (Avisio) war kirchlich und politisch dem geistlichen Fürstentum Trient untertan. Wenigstens um die Mitte des 16. Jahrhunderts war daselbst die deutsche Sprache, besonders in Cavales, unter der durchaus rätoromanischen Bevölkerung stärker verbreitet. Im Jahre 1431 war der Priester Rudolf aus Sachsen Pfarrer im Fleimsertale. Die romanische Talsprache und die älteren Gerichtsstatuten des Tales weisen auf ältere germanische Einflüsse hin. Seit 1314 waren die Herrschaft Kastell mit Truden und Altrei und einer Reihe im Tale zerstreuter Besitzungen, die sog. tirolischen Grafschaftshäuser oder Case Romane (ehemals freie langobardische Arimannen) tirolisch-landesfürstlich. Ebenso gehörten große Teile der berühmten Waldungen und Bergwerke dieses Tales der tirolischen Herrschaft. Wo der Tiroler Landesfürst gebot, herrschte deutscher Einfluß. Zu Cavrian (Capriana), Welschflorian (Val Floriana) und Stramentitz (Stramentizzo) galt wie in den deutschen Gemeinden Truden und Altrei bis zum Jahre 1777 die deutsche Bauernerbfolge. Von mehreren anderen Orten wurden in deutscher Rede und in deutschen Schriftstücken meist die deutschen Namensformen gebraucht, wie Cableß (Cavalese), St. Lugan (San Lugano), Töfers (Tesero), Pardatsch (Predazzo) usw.

Südlich des Fleimstales erstreckten sich zwischen der Etsch und dem Nevisbach die alten Gerichte Neumarkt-Salurn und Königsberg (Lavis) mit Zimmers (Cembra) und Segunzan (Segonzano), dieses östlich des Nevis bis zu seiner Mündung in die Etsch bei Lavis. Dieses Gebiet, ebenso wie das Gericht Deutschmetz oder Kronmetz (Mezocorona) an der Mündung des Ulzbaches (Noce) behielten die Tiroler Landesfürsten von den ältesten Zeiten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts als wichtigstes Grenzgebiet gegen das geistliche Fürstentum Trient stets fest in ihrer Hand und unter dem deutschen Einflusse von Bozen. Das Gericht Königsberg mit Grumeis und Segunzan bildete auch das Hauptglied der deutschen Verbindungsbrücke zum gleichfalls unmittelbar landesfürstlichen Besitze im Suganertale. Lavis oder Nevis war der südlichste Ort des zusammenhängenden deutschen Gebietes an der Etsch, wo das deutsche Recht der Tiroler Landesordnung noch ausschließlich Geltung hatte. Hier hatten die Grafen von Eppan schon im Jahre 1145 an den Mündungen des Nevis- und Ulzbaches zur Erhaltung und Beförderung des Deutschtums das Kloster St. Michael a. d. Etsch (San Michele) gegründet. Wie das Gericht Königsberg am linken, so war das Gericht Metz am rechten Etschufer, das in älterer Zeit noch zum Nonsberg gerechnet wurde, der letzte vorgeschobene Posten des geschlossenen deutschen Sprachgebietes von Bozen südwärts an der Etsch. Seit dem Jahre 1339 wurde freilich der am rechten Ufer des Ulzbaches gelegene Teil des Gerichtes, Altmetz oder Welschmetz, zum Stadtgebiete von Trient geschlagen.

Im 15. und 16. Jahrhundert finden wir in Zimmers Deutsche als Pfarrer, und das landesfürstliche Schloß Segunzan, zu dem mehrere gefreite Schildhöfe, ähnlich denen im Tale Passeier, gehörten, war ein Bestandteil der deutschen tirolisch-landesfürstlichen Lehensherrschaft Belasi im unteren Nonsberg. In Deutschmetz wurden die Gerichts- und Gemeindeakten seit ungefähr 1400 nachweislich deutsch geführt. Das ganze Gericht büßte erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Zuwanderung italienischer Kolonen, die durch italienische Grundherren veranlaßt wurde, allmählich den deutschen Charakter ein. Den stärksten Stoß erlitt das Deutschtum am ganzen Unterlaufe des Ulz- und Nevisbaches durch die französisch-italienische

Karte von Südtirol
mit den ehemaligen deutschen Namen
der Berge, Täler, Flüße, Bäche, Orte u. Schlösser.
Maßstab 1:700.000
0 5 10 15 20 25 Km
Bozen
Trient
Meran
Brixen
Bruneck
Sterzing
Klausen
Neumarkt
Cles
Riva
Rovereto
Ortler Gruppe
Adamello Gruppe
Dolomiten
Etsch
Eisack
Rienz
Brenta
Noce
Avisio
Fersina
Fleimstal
Eggental
Sarntal
Ultental
Nonsberg
Judicarien
Gardasee
Bassano
Asiago
Arsa
Slait
Predats
Gröden
Enneberg
Abteital
Pustertal
Ahrntal
Zillertal
Tauferer Tal
Ortler Sp.
Königs Sp.
Cevedale
Malait
Klösse
Joch Grimm
Weissenstein
Deutschnofen
Karersee
Latemar
Rosengarten
Schlern
Seiser Alm
Langkofel
Sella
Marmolata
Civetta
Pelmo
Antelao
Cristallo
Sorapis
Tofana
Monte Piana
Paternkofel
Drei Zinnen
Hochgall
Rieserferner
Venediger
Großglockner
Ortler
Königspitze
Zufrid Ferner
Presanell Gr.
Presanell Ferner
Adamell Ferner
Lareis Fr.
Vermoi
Mittags Sp.
Felizzen
Tonal P.
Spinell Bg.
Brentascharte
Brenta Gr.
Banzoll
Bosnach
Randorf
Steineck
Gallithu
Ragnol
Vorder-Bg.
Mandron-Bg.
Brackhaus
Rungtun
Lomer Horn
Laveneg Bg.
Bonadonna
Tenno S.
Condeino
Tiarno
Limone
Mezzan Bg.
Turano
Bellenberg
Gassleid
Salo
Thurn
Garten
St. Vigil
Desenzano
Pescheira
Neuburg
Büssing
Bern
Bearn
Kreuz Sp.
Spitz Bg.
Stöckerle
Levant Sp.
Messian Sp.
Pasuber Sp.
Arsan
Luzan
Bassan
Asiago
Plamen
Kerrental
Ranken Bg.
Ala
Mori
Loppio
Nago
Arco
Torbole
Riva
Malcesine
Garda
Peterlon
Kalvein
Ravein
Madrutz
Bondon B.
Kleinwies
Aldein
Gallian
Bisenell
Berein
Lagerdorf
Folgerait
Lasafra
Hassiach
Sebastian
Lavis
Zambana
Mezzocorona
Mezzolombardo
Roveré della Luna
Faedo
Cavedine
Monte Bondone
Vigolo Vattaro
Folgaria
Lavarone
Luserna
Asiago
Roana
Rotzo
Gallio
Enego
Cismon
Primolano
Feltre
Belluno
Agordo
Cortina d'Ampezzo
Auronzo
Misurina
Toblach
Innichen
Sexten
Sillian
Lienz
Matrei
Kals
Heiligenblut
Zell am See
Saalfelden
Leogang
Kitzbühel
Kufstein
Innsbruck
Brenner
Sterzing
Franzensfeste
Mühlbach
Brixen
Klausen
Waidbruck
Seiseralm
Villnöss
Gröden
Sella
Pordoi
Fedaia
Marmolata
Civetta
Agordo
Belluno
Feltre
Primolano
Cismon
Asiago
Arsa
Slait
Bassano
Brenta
Piave
Tagliamento
Gemona
Tarvis
Pontebba
Villach
Klagenfurt
Spittal
Lienz
Sillian
Toblach
Cortina
Auronzo
Misurina
Tre Croci
Falzarego
Pordoi
Sella
Gröden
Seiser Alm
Schlern
Rosengarten
Latemar
Karersee
Eggental
Fleimstal
Cembratal
Val Sugana
Valsugana
Lagorai
Cima d'Asta
Monte Croce
Tesino
Primiero
Paneveggio
Pale di San Martino
Cimon della Pala
Rosetta
Vezzana
Cimerlo
Sasso Maor
Sasso Lungo
Langkofel
Plattkofel
Fünffingerspitze
Grohmannspitze
Zahnkofel
Dreischusterspitze
Paternkofel
Drei Zinnen
Cristallo
Sorapis
Tofana
Monte Piana
Antelao
Pelmo
Civetta
Marmolata
Rosengarten
Latemar
Schlern
Seiser Alm
Langkofel
Sella
Pordoi
Fedaia
Marmolata
Civetta
Agordo
Belluno
Feltre
Primolano
Cismon
Asiago
Arsa
Slait
Bassano
Brenta
Piave
Tagliamento
Gemona
Tarvis
Pontebba
Villach
Klagenfurt
Spittal
Lienz
Sillian
Toblach
Cortina
Auronzo
Misurina
Tre Croci
Falzarego
Pordoi
Sella
Gröden
Seiser Alm
Schlern
Rosengarten
Latemar
Karersee
Eggental
Fleimstal
Cembratal
Val Sugana
Valsugana
Lagorai
Cima d'Asta
Monte Croce
Tesino
Primiero
Paneveggio
Pale di San Martino
Cimon della Pala
Rosetta
Vezzana
Cimerlo
Sasso Maor
Sasso Lungo
Langkofel
Plattkofel
Fünffingerspitze
Grohmannspitze
Zahnkofel
Dreischusterspitze
Paternkofel
Drei Zinnen
Cristallo
Sorapis
Tofana
Monte Piana
Antelao
Pelmo
Civetta
Marmolata

Zwischenregierung zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Diese löste im Jahre 1810 auch das Kloster St. Michael aus dem Grunde auf, weil seine Insassen fast ganz deutsch waren. Der Marktflecken Lavis war um die Mitte des 16. Jahrhunderts noch von ausschließlich deutschen Bewohnern besiedelt. Erst infolge der großen Verwüstungen des Nevisbaches in der folgenden Zeit wurde das deutsche Element allmählich von zuwandernden Italienern verdrängt. Verschiedene Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts geben übereinstimmend die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Italienisch als bei Lavis gelegen an. Südlich von Lavis bis Verona und Vicenza wurde dagegen nach der zuverlässigen Angabe Massarellis in seinem Tagebuche über das Trienter Konzil zum 11. Oktober 1545 teils deutsch, teils italienisch gesprochen. Selbst noch das amtliche Alphabetisch-topographische Taschenbuch von Tirol und Vorarlberg (von Zoller) aus dem Jahre 1827 hebt hervor, daß die italienische Sprache erst im Unteretschtale, von Lavis abwärts, anfange [1]).

Ein Beweis für die große nationale Bedeutung, die man von seiten des tirolischen Landesfürsten und seiner Regierung diesem südlichsten, vollständig deutschen Gerichte Lavis-Königsberg, das stets mit dem Landesviertel an der Etsch in Bozen vereinigt war, beimaß, ist auch ein interessanter Sprachenstreit zwischen der landesfürstlichen Regierung in Innsbruck und der Lavis benachbarten Stadt Trient, der sich im 16. Jahrhundert durch beinahe 50 Jahre hinzog. Seit ungefähr 1534 litten die Einwohner von Lavis und Pressan schweren Schaden durch die Überschwemmungen des Nevisbaches. Die Trientiner hatten den Fluß derart reguliert, daß das Wasser stark auf das rechte Ufer geworfen wurde und da den fruchtbaren Boden wegschwemmte. Da nun die Laviser und Pressaner der tirolischen Landesordnung und nicht dem Trienter Statut unterworfen, somit unbestritten tirolisch-landesfürstliche Untertanen waren, betraf die Erledigung dieser Streitfrage nicht eine Privatsache, sondern eine tirolisch-trientnerische Grenzangelegenheit, die der tirolische Landesfürst und der Bischof von Trient auszutragen hatten. Kaiser Ferdinand bestand durchaus auf der Verhandlung in deutscher Sprache, während die Trienter nur lateinisch verhandeln und so den Streit durch die lateinische oder welsche Prozeßform hinziehen und verlängern wollten. Ferdinand betonte die Notwendigkeit der deutschen Verhandlungssprache mit aller Schärfe und erreichte vom Bischofe, daß im Jahre 1558 sowohl ein Steuer- und Grenzstreit im Fleimstale zu Bozen, wie auch dieser Neviser Archenbaustreit in deutscher Sprache ausgetragen werden sollte. Die Bewohner von Lavis brachten ihre Klagen nur deutsch vor und beschwerten sich auch darüber, daß die Trienter Beigeordneten, nämlich zwei Bürger aus Trient, Kläger und Richter in eigener Sache sein wollten. Darauf weigerten sich diese, deutsch zu verhandeln, und wollten nur die lateinische oder welsche Sprache gebrauchen. Die Innsbrucker Regierung erklärte aber, Ferdinand dürfe dies nicht zulassen; denn die Trientiner wollen die Neviser wegschwemmen lassen, dazu diene der langwierige lateinische oder welsche Prozeß. Der Landesfürst dürfe aber besonders an der Grenze lateinische oder welsche Prozesse nicht gestatten, weil sich dadurch mit der Zeit die deutsche Sprache hier gar verlieren könnte, was der armen Untertanen wegen auf das ernstlichste verhütet werden müsse. Daraufhin entschied der Kaiser, daß nur deutsch verhandelt werden dürfe, weil die Herrschaft Königsberg (Lavis) deutsch sei und alle früheren Verträge wegen dieser Wasserbauten, zuletzt noch im Jahre 1534, nur in deutscher Sprache aufgerichtet worden seien. Er könne nicht dulden, daß die Gemeinde Lavis mit langen, beschwerlichen welschen oder lateinischen Prozessen beladen werde und unsere deutsche Sprache als die gewöhnliche Mutter-

[1]) Die Gerichte Deutschmetz und Königsberg mit Zimmers und Grumeis hatten noch bis zum Jahr 1848 die deutschen Viertelskonferenzen in Neumarkt besucht.

sprache an diesen Orten, zurückgesetzt werde. Als dieser Streit im Jahre 1579 wieder auflebte, erklärte die tirolische Regierung abermals, daß sie nur deutsch verhandeln lassen könne, wollte aber den Trientinern gestatten, ihre lateinischen Dokumente auch lateinisch vortragen zu dürfen. Diese baten aber den Landesfürsten, Erzherzog Ferdinand II., nochmals, die Verhandlung wenigstens in lateinischer Sprache zu gestatten. Am 31. Mai 1581 lehnte dieser ihre Bitte mit Berufung auf die früheren Entscheidungen rundweg ab. Nur die Verlesung lateinischer Dokumente und Behelfe in lateinischer Sprache wurde ihnen erlaubt [1]).

Unter diesen gegebenen Verhältnissen erscheint es nur natürlich, daß die Namensformen der Ortschaften in den Grenzgerichten Königsberg (Lavis) und Metz im späteren Mittelalter und bis herauf zum 19. Jahrhundert fast durchwegs deutsch lauten. Solche Namen im Gerichte Königsberg sind: Zimmers (Cembra), Vaid (Faedo), Jaufen (Giovo), Graun (Grauno), Grumeis (Grumes), Grym (Grumo), Königsberg (erst in jüngster Zeit Castello Monreale geheißen), Nevis (Lavis), Lisnag (Lisignago), St. Michael (San Michele), Parschan oder Pressan (Pressano), Valternig (Valternigo), Walda (Valda), Alzeit (Masetto); im Gerichte Metz: Aichholz, Schöffbruck (Nave San Rocco), Altmetz oder Welschmetz (Mezolombardo), Neumetz oder Kronmetz (Mezotedesco oder Mezocorona), Rockenpaß oder Puntlpein (Rocheta).

Der größere Teil des Nons- und Sulzberges gehörte in gleicher Weise wie das Fleimstal zum unmittelbaren Gebiete des Fürstentums Trient. Auch dort gab es wie hier, nur noch in größerer Anzahl und über das ganze Tal des Ulzbaches zerstreut, ausgedehnte tirolisch-landesfürstliche Herrschaften mit durchaus deutscher Verwaltung und größtenteils von bodenständiger deutscher Bevölkerung bewohnt. Solche Herrschaften waren im unteren Nonsberg Belfort und Spaur, Pflaum (Flavon) mit den zugehörigen Ortschaften, im oberen Nonsberg Kastelpfund (Fondo) und Arz, im Sulzberg der Burgfrieden Freienthurn zu Terzolas. Diese Gebiete bildeten mit dem unmittelbar tirolischen Besitz im Suganer- und Lagertal die politisch und militärisch wichtigen „Wälschen Konfinen". Zwischen Tirol und Trient geteilt waren die Gebiete von Rabbi, Vigo mit Tuenetto und Fay mit Zambana. Auch da blühte überall reiches deutsches Leben. Alle diese erwähnten landesfürstlichen Besitzungen wirkten wie starke Klammern, die das Tal der Ulz in gleicher Weise wie die landesfürstlichen Gebiete im Fleimstale fest an das deutsche Südtirol banden und von jeder italienisch-nationalen Einflußnahme von Trient her abschlossen. Wahrscheinlich aus diesem Grunde hat sich denn auch die Reinheit der rätoromanischen (ladinischen) Urbevölkerung in diesen großen Tälern so lange, vielfach sogar bis auf unsere Tage zu erhalten vermocht.

Von den einst rein deutschen Gebieten des Nonsberges verblieben nur noch die an deutsche Bezirke des Etschtales grenzenden bekannten deutschen Gemeinden Proveis, St. Felix, Laurein und Frauenwald übrig. Vor dem 18. Jahrhundert erstreckte sich aber das deutsche Wohngebiet über den ganzen Gerichtsbezirk Kastelpfund. Zahlreiche deutsche Orts- und Flußbezeichnungen zeugen noch heute davon. Auf dem Schlosse Kastelpfund walteten lange Zeit nur deutsche Richter. Auch die Mehrzahl der Dynastengeschlechter des Nons- und Sulzberges, wie die Arz, Spaur, Thun, der Adel: wie die Heydorf auf Schloß St. Michelsburg (Ossana), die Greifenberg zu Terzolas und Maleid (Malè) haben ihr Deutschtum nicht verleugnet. Ihr Haus-

[1]) Wenn aus den Bemerkungen einzelner italienischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts über die geographischen Grenzen Italiens in römischer und in späterer Zeit der Schluß gezogen werden wollte, daß man auf italienischer Seite schon damals den Brenner als nationale Grenze beanspruchte, erweist sich dies, wie z. B. bei dem Trientiner Historiker Janus Pyrrhus Pincius, als mißverständliche Auffassung neuerer Historiker.

halt war zweifelsohne ebenso durchaus deutsch wie jener der adeligen Familie Reifer auf Altspaur im 15. Jahrhundert, worüber wir bis in alle Einzelheiten genau unterrichtet sind. Ein Beweis, wie sehr auch die übrige bäuerliche Bevölkerung deutsches Wesen hochschätzte, ist wohl der Umstand, daß sie mit Vorliebe ihre männliche Jugend vom 9. bis zum 15. Lebensjahre als Hirten über den Gampen und die Mendel in das deutsche Etschland sandte. Einstmals fast ausschließlich gebrauchte deutsche Namensformen für die einzelnen Orte sind u. a. folgende: Altenwart oder Hohenwart (Altaguarda), Arz (Arsio), Belasi (Belasio), Pretsch (Brez), Canau (Cagnò), Pfund (Fondo), Kastelpfund (Castelfondo), Gawarein (Cavareno), Glöß oder Gleß (Cles), Cord oder Coret (Corredo), Pflaum (Flavon), St. Pölten (S. Ippolito bei Mechel), Leif (Livo), Gampen in Sulzberg (Madonna di Campiglio), Malgol (Malgolo), Maleid (Malè), Mekl (Mechel), Mollard (Mollaro), Molvein oder Molfein (Molveno), Mostozoll (Mostizollo), St. Michelsburg (Ossana), Pej (Pejo), Riff (Rivo), Römal (Romallo), Romedy (S. Romedio), Ramein (Romeno), Samoklef (Samoclefo), Sarnonig (Sarnonico), St. Sisin (S. Sisinio), Früz oder Sfruz (Sfruzzo), Thaun (Taon), Terß (Terres), Tonal (Tonale), Valör (Valèr), Verfau (Vervò).

Östlich vom Gerichte Königsberg (Lavis) gehörte das einstmals deutsche Pineitertal in älterer Zeit noch zum Gerichte Metz und unmittelbar zu Tirol. Die Herrschaft Persen ist zweifellos der älteste Sitz des Deutschtums in dieser Gegend. Sie war gleichfalls tirolisch-landesfürstlich und wurde erst im Jahre 1531 von König Ferdinand I. gegen die bis dahin bischöfliche Stadt Bozen an den Bischof von Trient vertauscht. Doch behielt sich der Tiroler Landesfürst größere Rechte an dieser Herrschaft, die ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Etsch- und Suganertal bildet, vor. Der reich entwickelte Bergbau in Persen, im Fersen- und Pineitertal hatte die deutsche Zuwanderung stets genährt. Mit dem Rückgang des Bergbaues im 16. Jahrhundert machte sich aber an vielen Orten eine starke italienische Einwanderung geltend. So siedelten sich schon im Jahre 1522 in der großen Gemeinde Vierach (Viarago) auf einmal 35 italienische Familien an. Seit das ganze Gebiet von Persen unmittelbar zu Trient gehörte, nahm die Verwelschung stetig zu. Immerhin wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts in vielen Dörfern noch deutsch gesprochen. Nur im Fersentale vermochten die bekannten wenigen deutschen Sprachinseln auch noch im 19. Jahrhundert ihre deutsche Sprache zu wahren. Wie eng der Zusammenhang dieser Gebiete ehemals auch mit dem deutschen Norden war, beweist die Nachricht, daß von Bozen aus eine jährliche Wallfahrt zum Muttergottesbilde in Sibenzain (Civezzano) stattfand. In allen deutschen Schriftstücken fast durchwegs gebrauchte deutsche Namensformen in diesem Gebiete sind u. a.: Albian (Albiano), Bedol oder Pedull (Bedollo), Kanetsch (Canezza), Kesselin (Casalino), Kanzolin (Canzolino), Vollkesten (Castagnè), Zivezan oder Sibenzain (Civezzano), St. Christöphl (San Cristoforo), Fersen (Fersina), Florutz (Fierozzo), Gabiol (Gabbiolo), Gardol (Gardolo), Koniöl (Cognola), Kalisberg (Monte Calisio), Kühberg (Monte Vacca), Madran (Madrano), Mean (Meano), Paln oder Palay (Palù), Persen (Pergine), Pineit (Pinè), Paum oder Pav (Povo), Sertz (Serso), Drischel (Ischia), Vierach oder Vilrag (Viarago), Vigalzan (Vigalzano), Walzurg (Vignola), Walda bei Persen, Sivernach (Zivignago).

An die Herrschaft Persen schlossen sich weiter östlich im Suganertale das unmittelbar zu Trient gehörige Gericht Levig (Levico) und die mittelbar diesem Fürstentum untertane Herrschaft Kaldinetsch (Caldonazzo) an. Auch diese Gebiete trugen noch im späteren Mittelalter ein vorwiegend deutsches Gepräge, wovon heute noch zahlreiche Orts-, Flur- und Personennamen Zeugnis geben. Auf der zur Herrschaft Kaldinetsch gehörigen Hochebene von Lafraun (Lavarone) an der italienischen Grenze

erhielt sich, zweifellos im engen Zusammenhang mit den benachbarten deutschen Sieben Gemeinden (Sette Comuni), die deutsche Muttersprache in einzelnen Orten noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Heute bildet die Sprachinsel Lusern den noch einzig überlebenden Zeugen der deutschen Vergangenheit dieser Herrschaftsgebiete. Von den vor dem 19. Jahrhundert amtlich stets gebrauchten deutschen Namensformen mögen folgende erwähnt werden: Fluß und Tal Astich (Astico), Fluß Brenten (Brenta), Kaldinetsch (Caldonazzo), Lafraun (Lavarone), Levig (Levico), Zilf (Selva), Vigel (Vigolo Vattaro).

Besondere politische und nationale Bedeutung kommt dem Gebiete des unteren Suganertales oder den Herrschaften Ivan (Ivano), Telfan (Telvana) und Kastlalt (Castellalto), sowie dem Tale Primör (Primiero) zu. Alle diese im Mittelalter viel umstrittenen Herrschaftsgebiete, die kirchlich und politisch zum Bistum Felters (Feltre) gehört hatten, im 14. Jahrhundert von den Tiroler Landesfürsten erobert worden und im Meraner Frieden vom Jahre 1413 endgültig zu Tirol gekommen waren, sind altes deutsches Reichsgebiet. Kaiser Maximilian I. bildete nach den großen Venetianerkriegen zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1508—1516) aus ihnen den oberen Teil der sogen. „Wälschen Konfinen", die niemals zu Trient, sondern stets unmittelbar zu Tirol gehörten und von Innsbruck aus regiert wurden. Den östlichsten militärischen Stützpunkt bildete die wichtige Grenzfestung Kosel bei Primolano. Die Bevölkerung des unteren Suganertales war schon im früheren Mittelalter wohl fast durchaus deutsch. Im Tale Primör brachte der reiche Bergbau, der sich seit der Herrschaft der Habsburger rasch entwickelte, so starke deutsche Zuwanderung, daß das ganze Gericht durch lange Zeit einen vollkommen deutschen Charakter annahm. Deutsche Priester und deutsche Hauptleute daselbst und auf den zahlreichen Schlössern des Suganertales sorgten für die Erhaltung des Deutschtums. Der Hauptort Burgen (Borgo) war ein Mittelpunkt deutscher Kultur und deutschen Lebens. Immer zahlreichere Einwanderungen aus Italien und vor allem die Glaubensspaltung in Deutschland im 16. Jahrhundert beförderten im ganzen Suganertale, wie überhaupt im südlichsten Tirol die allmähliche Italienisierung der deutschen Bevölkerung, weil durch das Erstarken des Protestantismus in Deutschland die übliche Bestellung deutscher katholischer Priester aus den Diözesen nördlich der Alpen und damit die unmittelbar lebendige Verbindung mit Deutschland aufgehört hatte. Nur auf den Berghöhen von Runtschein (Roncegno) und Raut (Ronchi) erhielt sich das Deutschtum kümmerlich bis auf die neueste Zeit. Immerhin amtierte die Innsbrucker Regierung im Suganertale noch im Jahre 1638 nur in deutscher Sprache. In Primör bestand noch im 19. Jahrhundert ein deutsches Berggericht und ein deutsches Waldamt, in Grimm (Grigno) ebenso ein deutsches Waldamt. Reste des Deutschtums in der Bevölkerung haben sich bis in das 19. Jahrhundert erhalten. Von den stets gebrauchten deutschen Ortsnamen mögen nur einige wenige genannt werden: Burgen (Borgo), Plen (Bieno), Carhan (Carzano), Kastlalt (Castellalto), Kastelnöf (Castelnuovo), Köstenwald (Castagnè bei Torcegno), Kosel (Covelo), Grimm (Grigno), Ifan (Ivano), Spitällen (Ospedaletto), Raut (Ronchi), Runtschein (Roncegno), Schurell (Scurélle), Streng (Strigno), Telfan (Telvana), Telfs (Telve), Tesin (Tesino), Plef in Tesin (Pieve di Tesino), Zint (Cinte Tesino), Törhen (Torcegno), Tisöb (Tesobo), Primör (Primiero), Mazan (Mezzano), Imör (Imer), St. Martin in Primör (San Martino di Castrozza).

Wie im östlichen Suganertal und in Primör die oberen Welschen Konfinen politischen und nationalen Zwecken der Tiroler Landesfürsten dienten, ebenso wurden an der unteren Etsch südlich von Trient zu gleicher Zeit die Unteren Welschen Konfinen als starker Stützpunkt der tirolischen Herrschaft und des Deutschtums gebildet. Sie umfaßten das Lagertal mit den östlichen Grenzbergen und den

Gerichten Penede (Nago) mit Turbel (Torbole) und die Grafschaft Arch (Arco) im Sarchtale (Sarcatale). Das Lagertal erstreckte sich von Gallian (Calliano) etsch-abwärts bis zur Reichsgrenze an der Berner Klause und bestand aus den Gerichten Stein am Gallian (Castel Pietra di Calliano), Stadt- und Landgericht Rovereit (Rovereto) mit Sack (Sacco) und Lizzana, Nomi, Vielgreit und Agrest (Gresta). Alle diese Gebiete unterstanden unmittelbar dem Landesfürsten; die übrigen südlichen Teile des Lagertales, die sogen. Vier Vikariate, nämlich Ala, Avio, Mori und Brentonico, waren bloß mittelbar landesfürstlich, da in denselben auch der Fürstbischof von Trient zugleich mit dem Tiroler Landesfürsten gewisse Rechte ausüben durfte. Auch die Gerichte Castelnuovo (Nogaredo) und Castellano im Lagertale westlich der Etsch galten als mittelbar landesfürstliche Bezirke.

Das untere Etschtal war einst fester Besitz des Fürstentums Trient, ging ihm jedoch allmählich an die aufständischen Adeligen verloren. Im ganzen Lagertale breiteten besonders die Herren von Castelbark, die unruhigsten Untertanen des Bischofs, ihre Herrschaft aus. Als Tirol im Jahre 1363 an die Habsburger gefallen war, erreichte es Herzog Rudolf IV., daß auch die Herren von Castelbark, wie die Herren von Lodron im Chiestale und schon früher die Grafen von Arch im Sarchtale, alle ihre Eigengüter und ihre bischöflichen Lehen vom tirolischen Landesfürsten zu Lehen nahmen und ihm zu dienen versprachen.

Damit waren auch die westlich der Etsch gelegenen Teile Südtirols, die Grenzgegenden in den Tälern der Sarch und des Chies in ein engeres Verhältnis zu Tirol getreten und konnten zu tirolischen Grenzbollwerken gegen das stets unruhige Italien umgestaltet werden. Die Herren von Castelbark, Arch und Lodron treten uns bereits seit der Ausbildung der tirolischen Landschaft zu Anfang des 15. Jahrhunderts als deren wichtige unmittelbare Mitglieder entgegen, die wie alle anderen zu steuern und das Land zu verteidigen verpflichtet waren. Bald aber gingen diese südlichen Landstriche für fast 100 Jahre dem Lande Tirol wieder verloren. Azzo von Castelbark hatte im Jahre 1411 seinen reichen Besitz im Lagertale testamentarisch den Venetianern vermacht. Dies bot ihnen die beste Handhabe zur Ausbreitung ihrer Herrschaft im ganzen unteren Etschtale. Im Jahre 1416 fiel ihnen auch Rovereit und seine Umgebung, 1440 Reif (Riva) in die Hände. Ein Feldzug Erzherzog Sigismunds gegen diese Ausbreitung der venetianischen Herrschaft im Jahre 1487 verlief zwar rühmlich, da er mit der Niederlage der Venetianer am Gallian endete, brachte aber noch keine Erlösung. Erst infolge des fast neunjährigen Kampfes Maximilians I. gegen Venedig wurde das Lagertal und das Gebiet von Reif, sowie das übrige südliche Grenzgebiet dauernd zurückgewonnen [1]). Das ganze übrige alte deutsche Reichsgebiet östlich vom Minciofluß und Gartsee mit Aglay (Aquileja) und Friaul bis zur Adria blieb dagegen verloren.

Der neunjährige Venetianerkrieg war eigentlich durch keinen Friedensschluß, sondern nur durch den Waffenstillstand von Brüssel am 3. Dezember 1516, der im Jahre 1518 auf fünf Jahre verlängert wurde, beendet worden. Da auch nach dieser Zeit kein förmlicher Friede zustandekam und keine Grenzen abgesteckt worden waren, ebensowenig auch das Urteil eines im Jahre 1535 zu Trient versammelten Schiedsgerichtes von einer Partei anerkannt wurde, war die Zugehörigkeit mancher Orte im tirolisch-venetianischen Grenzgebiete lange strittig. Der endlose Streit mit Venedig dauerte bis zum Ende der Republik im Jahre 1797, trotzdem um 1750 ein

[1]) Dieser Krieg brachte auch andere wichtige Grenzabrundungen gegen Venedig im Osten: die Feste Kosel im Suganertale, wodurch die Grenzgebiete in diesem Tale und in Primör gesichert wurden, und die Feste Peutelstein mit dem Tale Haiden (Ampezzo). Erst im Jahre 1814 überließ Österreich die tirolische Feste Kosel an Venetien. Trotz ihrer Wichtigkeit für Tirol wurde der Bitte des Tiroler Landtages am 12. Juli 1848 um deren Rückgabe nicht entsprochen.

allgemeiner Grenzausgleich vom Gartsee bis zur Adria erfolgt war, der fast in allen Fragen die Ansprüche Venedigs anerkannt und die wichtigsten Interessen Österreichs preisgegeben hatte. Eine wirkliche Grenzregulierung fand auch nach dem Kriege des Jahres 1866 anläßlich der Abtretung Venetiens an Italien nicht statt.

Die Ausbreitung und die Dauer der venetianischen Herrschaft während des 15. Jahrhunderts hatte dem alten, im ganzen Lagertale bodenständigen Deutschtum die schwersten Schäden gebracht. Besonders gilt dies von dem Hauptorte Rovereit. Erst seit Anfang des 14. Jahrhunderts, seit der Zeit, wo Dante die italienische Volkssprache zur selbständigen Ausbildung brachte, wurde daselbst die alte deutsche Entwicklung zurückgedrängt, um während der folgenden Venetianerherrschaft durch eine starke italienische Einwanderung und durch venetianische Verwaltungseinrichtungen zeitweilig ganz unterdrückt zu werden. Mit der Wiederkehr der tirolischen Herrschaft trat abermals ein Umschwung zugunsten des Deutschtums ein. Die Stadt widerstrebte durch längere Zeit der wieder erfolgten Einverleibung in die Grafschaft Tirol, sie wollte vielmehr als eine deutsche Reichsstadt angesehen werden. Als die Innsbrucker Regierung betonte, daß die Stadt durch die Eroberung nicht dem Deutschen Reiche unmittelbar, sondern der Grafschaft Tirol untertan geworden sei, kehrte Rovereit eine Zeitlang eine scharfe italienisch-nationale Richtung hervor und wollte im Jahre 1564, da die Bewohner Lateiner wären und nicht deutsch verstünden, mit der Innsbrucker Regierung nicht mehr deutsch, sondern nur lateinisch verkehren. Diese gab jedoch keineswegs nach und bestand um so mehr darauf, daß das wichtige Schloß von Rovereit und die landesfürstliche Verwaltung in deutscher Hand blieb. Als im Jahre 1582 der deutsche Schloßhauptmann Balthasar von Trautson in der Person des Franz Ruschka einen welschen Unterhauptmann bestellt hatte, befahl ihm der Landesfürst, diese „wälsche Person" sofort zu entlassen und einen aufrechten, ehrlichen Deutschen vom Tiroler Adel hierzu zu ernennen, weil dem Landesfürsten und dem ganzen Lande an dieser Sache sehr viel gelegen sei und es die Notwendigkeit erfordere. Die Unzufriedenheit der Stadt hatte sich von selbst wieder gelegt. Im 16. und 17. Jahrhundert erfolgten auch wieder größere deutsche Zuwanderungen in die Stadt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1671) stiftete der Rovereiter Bürger Orefici sogar ein deutsches Gymnasium für die Unterklassen. Es gab auch eine deutsche Bruderschaft mit eigenem Vermögen und einen stiftungsgemäßen deutschen Gottesdienst. Sowohl die Stiftung Orefici wie auch die deutsche Gottesdienststiftung bestehen noch gegenwärtig fort. Erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wurde die Stadt durch die Gründung der gelehrten Gesellschaft „Accademia degli Agiati" wieder der Hauptsitz einer italienisch-nationalen Bewegung in Südtirol, die dem Irredentismus des 19. Jahrhunderts die Wege zu bahnen berufen war.

Vor der hundertjährigen venetianischen Herrschaft dürfte das Lagertal mit seinen östlichen Seitentälern und den Höhen auf Vielgreit, sowie im Laimtal und Brandtal fast vollständig deutsch gewesen sein. Die große Pfarre Volano oder Avolan (deutsch Nußdorf), zu der in älterer Zeit auch die Hochebene von Vielgreit gehörte, hatte wie andere Pfarreien des Lagertales noch im 15. Jahrhundert deutsche Priester. In der bekannten Reiserechnung des Patriarchen Wolfger von Aglay vom Jahre 1204 lesen wir, daß er auf seiner Fahrt von Ala nach Trient in Nuozdorf (Volano) das Mittagsmahl einnahm. Der Name war also damals noch rein deutsch. Er kehrt unter dieser Bezeichnung auch in den Jahren 1464 und 1532 wieder. Auch in Pisanell (Besenello) und Gallian (Calliano) finden wir noch im 16. Jahrhundert deutsche Priester. In den deutschen Berggemeinden östlich und südöstlich von Rovereit, die zur Hauptpfarre Lizzana gehörten, erhielt sich das Deutschtum, wohl auch gestützt durch die angrenzenden 13 deutschen Veroneser Gemeinden, ebenso wie in Vielgreit, bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Lizzana selbst wurde

der letzte deutsche Erzpriester Gonobitzer im Jahre 1465 durch den venezianischen Patrizier Leonhard Contarini verdrängt. Schon eine Urkunde aus dem Jahre 1225, durch die der Schloßherr Jakobin von Lizzana den Manfred von Lizzana zum Schaffer oder Mayr (villicus) für die Deutschen und Romanen (teutonici et latini) im Tale und auf den Bergen der Pfarre Lizzana bestellt, bezeugt die Stärke des dortigen Deutschtums. Ähnlich lagen die Verhältnisse in Mori. Wir finden da im Jahre 1185 gleichfalls einen deutschen Pfarrer mit Namen Rambald. Bei einer Gerichtsverhandlung im Jahre 845 zu Trient gegen mehrere Leute aus der Umgebung von Mori erschienen als Richter, Angeklagte und Zeugen zahlreiche Teutisci oder Langobarden, wie Hagilo, Launulf, Fritari, Starchfried, Regimpald, Autopert, Andelpert, Gundald, Giſempert, Grimwald u. a. Auch in Ala kennen wir vom 13. bis zum 15. Jahrhundert wenigstens einzelne deutsche Priester.

Die gebräuchlichsten deutschen Namensformen, die meist bis Ende des 18. Jahrhunderts immer wiederkehren, waren folgende: Lagertal (Val Lagarina), Avi (Avio), Biſein (Beſeno), Piſanell (Beſenello), Brentoni oder Brentonig (Brentonico), Gallian (Calliano), Caſtlbark (Caſtelbarco), Kaſtelkorn (Caſtelcorno), Cluſſeln (Chiuſole), Vielgreit (Folgaria), Gardum (Gardumo), Greſt oder Agreſt (Greſta), Lizan (Lizzana), Laimbach (Leno), Marchi (Marco), Numi oder Numing (Nomi), Rovereit oder Roſereit (Rovereto), St. Hilari (San Ilario), Sack (Sacco), Trambellen oder Trumblait (Trambilleno), Vilartz oder Valartza (Vallarſa), Nußdorf oder Avolan (Volano).

Das geiſtliche Fürſtentum Trient, das im Norden, Osten und Süden zwiſchen den tiroliſch-landesfürſtlichen Welſchen Konfinen förmlich eingekeilt und von 1363 bis zu ſeiner völligen Einverleibung in die Grafſchaft Tirol durch beſondere, immer wieder erneuerte Verträge in den wichtigſten politiſchen, militäriſchen und wirtſchaftlichen Angelegenheiten an Tirol feſt gebunden war, beſaß ſeit Beginn der Neuzeit als ihm unmittelbar untergeordnete Herrſchaftsgebiete: die Stadt Trient mit der inneren und äußeren Prätur, die Stadt Reif und das Ledertal (Val di Ledro), das Gericht Tenn (Tenno), Hinter- und Vorder-Judikarien, das Gericht Perſen und das Fleimstal wie den Nons- und Sulzberg, ſoweit dieſe großen Täler nicht mit landesfürſtlichen Herrſchaften durchſetzt waren. Die letzte Inſtanz für die Juſtizpflege und die politiſche Verwaltung in dieſen Gebieten bildete, da Trient den Charakter eines deutſchen Reichsfürſtentums wenigſtens formell behauptete, das Reichskammergericht in Wetzlar oder der Reichshofrat in Wien nach freier Wahl. In bezug auf die Pflicht der Landesverteidigung und der hierfür nötigen Steuerleiſtung war das ganze Fürſtentum Trient mit Tirol zu einem einheitlichen Ganzen ohne jegliche Sonderſtellung verbunden, weshalb die Fürſtbiſchöfe, das Domkapitel und die Stadt Trient als gleichberechtigte Mitglieder der ſtändiſchen Vertretung am Tiroler Landtage teilnahmen. Dafür war der Biſchof für ſein Fürſtentum ſeit 1548 aller Reichsſteuern enthoben. Dieſe leiſtete für ihn, ebenſo wie für Brixen, der Graf von Tirol.

Eine auch in nationaler Beziehung wichtige Folge der militäriſchen Oberhoheit des Tiroler Landesfürſten über das Fürſtentum Trient war das Recht der ſtändigen Beſetzung aller Burgen und feſten Schlöſſer des Bistums durch landesfürſtliche Hauptleute, die ſtets verläßliche Deutſche waren. Der tiroliſche Landeshauptmann an der Etſch und Burggraf von Tirol war zugleich auch Hauptmann des wichtigſten biſchöflichen Schloſſes Buon Conſiglio in Trient. Nach dem Venetianer Krieg wurde verſucht, auch äußerlich die Zugehörigkeit des Fürſtentums Trient zur Grafſchaft Tirol noch ſchärfer zu betonen. Das geſchah durch die im Jahre 1532 veröffentlichte neue Tiroler Landesordnung, in der als ſüdliche und ſüdweſtliche, innerhalb der Grafſchaft Tirol gelegene Grenzgebiete neben den tiroliſchen Herrſchaften die Vier

Vikariate, Reif und alles, was am Gartsee gelegen, sowie ganz Judikarien mit der Grafschaft Lodron bezeichnet werden. Als sich Bischof Bernhard von Cles deshalb beschwerte, entschuldigte König Ferdinand den Vorgang als ein Versehen und gab darüber im Jahre 1536 eine Erklärung ab, doch behielten alle späteren Landesordnungen die Grenzbestimmung vom Jahre 1532 bei, ohne daß von Trient, so viel bekannt ist, eine neuerliche Beschwerde erhoben worden wäre. Die tirolischen Stände hatten übrigens schon im 15. und mehrfach wieder im 16. Jahrhundert die vollständige Vereinigung Trients mit der Grafschaft Tirol verlangt. Schon im Jahre 1443 erklärten sie, Stadt und Bistum Trient gehörten vermöge uralten Herkommens zu Tirol. Als Kaiser Karl V., der sich auch lebhaft für die Erhaltung und Förderung des Deutschtums in Trient als einer politischen Notwendigkeit einsetzte, dem Bischof Bernhard von Cles im Jahre 1521 die Herrschaft Reif zurückgab, betonte er, daß Reif ein Grenzschloß und eine Stadt der Grafschaft Tirol sei, weshalb der Bischof nur einen der Grafschaft Tirol, in der auch das Bistum Trient inbegriffen sei, angehörigen Adeligen zum Hauptmann daselbst bestellen dürfe [1]). Auf den Tiroler Landtagen während des Bauernkrieges, um die Zeit von 1525, wurde wieder mit allem Nachdruck erklärt, daß das ganze Stift Trient ein Gebiet der deutschen Nation sei, und im Jahre 1530 äußerte sich der tirolische Landesfürst, der Bischof von Trient sei ein geborener deutscher Bischof, auf den ein römischer Kaiser, der tirolische Landesfürst und das Land Tirol ihr Vertrauen setzen müssen.

Betrachtete man es zu dieser Zeit als eine selbstverständliche Sache, daß der geistliche Fürst von Trient einem deutschen Geschlechte angehöre, so legte man auch auf die Erhaltung des deutschen Charakters des Domkapitels den größten Wert. Von der Tatsache ausgehend, daß das Hochstift der deutschen Nation zugehöre und deshalb auch den im 15. Jahrhundert zwischen dem Papste und Deutschland abgeschlossenen kirchlichen Konkordaten unterworfen sei, wie der Trienter Bischof Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1496 wieder betont, hatten Kaiser Friedrich III. und Erzherzog Sigismund von Tirol im Jahre 1474 vom Papste Sixtus IV. das Trienter Indult erlangt. Diese päpstliche Bulle ordnete an, daß die Kanonikate im Trienter Domkapitel nur auf solche Bewerber beschränkt bleiben sollten, die aus dem Gebiete der deutschen Kaiser in Deutschland oder aus den Herrschaften der Habsburger oder dem Gefolge dieser Fürsten und des Bischofs von Trient zugehören, so daß wenigstens immer zwei Drittel nur solcher Domherren sein sollten, damit die Stadt Trient, die als die Pforte zu den Herrschaften des Hauses Österreich zu betrachten sei, nicht in die Gewalt Fremder komme. Weil durch den Wortlaut dieser Bulle einheimische Trientiner italienischer Nationalität noch immer einen überwiegenden Einfluß erlangen konnten, erreichte König Ferdinand I. im Jahre 1532 und 1537 von Papst Klemens VII. neue Bullen, wonach von nun ab für alle Zukunft von den 18 Domherren in Trient stets zwei Drittel (12) Deutsche sein müssen. Die übrigen können aus den habsburgischen Erblanden oder aus dem Bistum Trient selbst stammen. Als Erzherzog Ferdinand II. im Jahre 1567 den berühmten Vertrag zwischen Tirol und Trient erzwang, der einer völligen Einverleibung des Hochstiftes in die Grafschaft Tirol nahekam, wurde in demselben auch der Inhalt der angeführten päpstlichen Bullen erneuert und der Bischof überdies verpflichtet, von seinem Hofe alle Ausländer fernzuhalten, da sie „in diesem Lande nicht viel zu verlieren hätten". Auch im Jahre 1571 wurde dieser Vertragspunkt erneuert und wieder vereinbart, daß die Schlösser des Stiftes Trient nur von Etschländern oder

[1]) Im Vertrage König Ferdinands I. mit dem Stifte Trient vom Jahre 1532 über die Vier Vikariate heißt es wieder ausdrücklich, daß diese Gebiete Schlüssel der Grafschaft Tirol seien, deshalb dürfen sie nicht an Italiener, sondern nur an österreichische oder Tiroler Untertanen oder andere Angehörige der deutschen Nation verliehen werden.

anderen Österreichern verwaltet werden dürfen, wie daß der Bischof an seinem Hofe rechtschaffene und ehrliche Deutsche, nicht Fremde anzustellen habe; denn die Erhaltung der deutschen Nation und Sprache im Stifte Trient dient nur zur größeren Sicherheit des Stiftes selbst, erklärte Ferdinand II. Auch die tirolischen Landtage dieser Zeit und im 17. Jahrhundert verlangten wiederholt mit großem Ernste die Förderung des Deutschtums im Stifte Trient als eine Staatsnotwendigkeit. Erst im Jahre 1745 ordnete Papst Benedikt XIV. auf Betreiben der Stadt Trient an, daß von den Domherren nur mehr 10 deutsche oder erbländische Untertanen sein mußten. Dagegen bestätigte Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1748 mit den alten tirolisch-trientinischen Verträgen insbesondere auch die päpstlichen Bullen von 1474 und 1532, ohne das päpstliche Zugeständnis von 1745 zu erwähnen. Seit die päpstlichen Bullen aus den Jahren 1818 und 1822 die Besetzung des Domkapitels dem Kaiser überließen, war von der Erneuerung des alten Verhältnisses keine Rede mehr. Von nun an blieben die deutschen Domherrn stets, oft sogar in einer verschwindend geringen Minderheit.

In der Stadt Trient und in der Umgebung gab es im Mittelalter und noch vom 16. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine zahlreiche bodenständige deutsche Bevölkerung. Im Jahre 1415 bestätigte Herzog Ernst als Schirmvogt von Trient die Privilegien der Stadt in deutscher Sprache, und aus dem Jahre 1431 liegt eine in deutscher Sprache verfaßte Beschwerdeschrift der Bürger und der Gemeinde von Trient vor. Schon im Jahre 1459 hören wir von einer deutschen Volksschule in Trient, an welcher Johann Wisser aus München als Lehrer wirkte. Noch im 18. Jahrhundert gab es da deutsche Zünfte der Tischler, Sattler, Schneider, Bäcker. Der Adel führte meist deutsche Prädikate. Um 1500 dürfte ein Viertel der Bevölkerung deutsch gewesen sein. Weil die Stadt ebenso als deutsch wie als italienisch galt, wurde sie auch zum Sitze des großen Konzils gewählt, das die Glaubenseinheit in Deutschland wiederherstellen sollte. Alle uns bekannten Reisebeschreibungen vom 15., 16. und 17. Jahrhundert schildern Trient als eine halb deutsche und halb italienische Stadt (Felix Faber, Masarelli, Arnold von Buchell aus Utrecht, Mariani u. a.[1]). In den Kämpfen sozialer Natur, welche die unteren Volksschichten wegen ihrer Zulassung zum Stadtregimente in größerer Anzahl zu Ende des 15. Jahrhunderts gegen die herrschende Klasse führten, spielten auch die Beschwerdeschriften der Deutschen aus den unteren Ständen eine große Rolle. Als im Jahre 1572 für etwa 1000 italienische Seidenweber (Seidenmacher) die Einwanderungsbewilligung nach Trient bei der Innsbrucker Regierung angesucht wurde, wehrte sich sogar Bozen dagegen, nicht bloß wegen der befürchteten Schädigung seiner Jahrmärkte, sondern auch mit der Begründung, daß es nicht gut wäre, eine so große Anzahl Welscher in Trient, an welchem dem Lande viel gelegen sei, anzusiedeln, da die Deutschen in Trient ohnedies mit den Welschen stark beladen seien.

Anders lagen die nationalen Verhältnisse in den unmittelbar zum Stifte Trient gehörigen Tälern der Flüsse Sarch und Chies. Hier gab es auch in älterer Zeit kaum größere und geschlossene deutsche Siedlungen. Wir finden jedoch auch da in deutschen Schriftstücken eine große Anzahl deutscher Namensformen, wie Fluß Sarch (Sarca) und Chies (Chiese), Gartsee (Gardasee), Judikarien oder Judikarei (Giudicarie), Ledertal (Val di Ledro), Bregutz oder Pergutz (Breguzzo), Gaderzon (Caderzone), Lodron (Lodrone), Ponal (Ponale), Preore (Preor), Stinig (Stenico), Tenn (Tenno), Tion (Tione), Turbel (Torbole), Toblin (Toblino) usw. Im übrigen waren die Untertanen in den unmittelbaren Gebieten des Fürstentums Trient, wenigstens um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, wie Burglehner in seinem

[1]) Noch im Jahre 1819 konnte der Vizepräsident des Innsbrucker Guberniums, Graf Chotek, in einem Berichte über seine Landesbereisung die Trientiner nur als halbe Italiener bezeichnen.

„Tiroler Adler" bemerkt, der deutschen Sprache wenig kundig und redeten fast überall bloß die welsche Sprache. Um so eifriger war die Innsbrucker Regierung zur selben Zeit auf die nationale Sicherung der noch vorhandenen Deutschen bedacht. Die Landesfürstin Erzherzogin Klaudia, selbst eine Italienerin, verlangte im Jahre 1641 sogar die unmittelbare Gerichtsbarkeit über alle Deutschsprechenden im Stifte und in der Stadt Trient. Die Innsbrucker Landesregierung verkehrte mit der bischöflichen Regierung in Trient vorwiegend in deutscher Sprache.

Für die übrigen tirolischen oder nicht unmittelbar trientinischen Bezirke Welschtirols bestand seit mindestens Anfang des 15. Jahrhunderts eine durchaus deutsche landesfürstliche Verwaltung und der fast ausschließliche Gebrauch deutscher Ortsnamen in allen deutschen Schriftstücken. Die romanischen Ortsnamen wurden meist mit deutschen Endungen wiedergegeben. Daran hielt die Innsbrucker Regierung wenigstens bis zum 18. Jahrhundert, größtenteils auch noch bis zur napoleonischen Zeit mit großer Folgerichtigkeit stets fest, weil das Staatsinteresse eine vorwiegend deutsche Verwaltung und dadurch die Wahrung des lebendigen Zusammenhanges des national gemischten Südens mit den rein deutschen Landesteilen verlangte. Auch die sehr entwickelte Kartographie wurde mehr und mehr in den Dienst dieser Sache gestellt. In den kartographischen Einzeldarstellungen wie in den Spezialkarten Tirols begegnen uns schon in den älteren, seit Ende des 15. Jahrhunderts, so bei Etzlaub, Waldseemüller, später bei Lazius die deutschen Namensformen Rovereit, St. Michel, oder Doppelnamen wie Reyff-Riva, Arch-Arco, Rofereit-Rovereto. Die bekannte Karte Tirols von Wahrmund Ygl und besonders die berühmten tirolischen Landtafeln Burgklehners von 1608, 1611 und 1620 gebrauchen noch sehr viele deutsche Namen oder wenigstens die deutschen Formen für romanische Namen in ganz Südtirol. Burgklehners Kartenwerke sind amtlicher oder wenigstens halbamtlicher Natur; denn er war ein hoher Regierungsbeamter bei der Innsbrucker Landesregierung und arbeitete für die Landesfürsten Erzherzog Maximilian den Deutschmeister und Erzherzog Leopold. Da er wiederholt als Grenzkommissär im Suganertale, in Vielgreit usw. tätig war, kannte er Südtirol aus eigener Anschauung genauer. Auch das vielverbreitete tirolische Ehrenkränzel von F. A. von Brandis (1678) zeigt noch auf der Übersichtskarte und im Texte fast durchaus die deutschen Namensformen, die in diesen Jahrhunderten alle namhafteren deutschen Werke fast ausschließlich gebrauchen. Erst die Kartographen Peter Anich und Blasius Hueber, die nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ihre große Tiroler Karte schufen, verschmähten die damals noch allgemein üblichen deutschen Namen in Welschtirol und setzten dafür mit Vorliebe rein italienische Bezeichnungen, z. B. Trento statt Trient. Gerade dieses in der Folgezeit fast ausschließlich benützte Kartenwerk trägt zweifellos an der rascheren Verwelschung der deutschen Ortsnamen in Welschtirol viele Mitschuld.

Alle die wohlgemeinten äußerlichen Bemühungen der Tiroler Landesfürsten und ihrer Regierungen vermochten aber den allmählichen Rückgang des Deutschtums in der welschtirolischen Bevölkerung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht zu hindern, höchstens nur etwas zu hemmen. Die Hauptschuld an den Verlusten trägt Kirche und Schule. Mit der zunehmenden Ausbreitung der Reformation in Deutschland hörte um die Mitte des 16. Jahrhunderts der regelmäßige Zuzug und die Berufung deutscher Seelsorger aus dem Norden vollständig auf. Dadurch wurde der Hauptlebensnerv des alten Deutschtums im Süden Tirols und des Reiches tödlich getroffen. Gar manches Regierungsgutachten dieser Zeit klagt bitter darüber, daß an die Stelle geschickter, gelehrter deutscher Priester, die mit guter Lehre und trefflichem Beispiele vorangingen, selbst in rein deutschen Gemeinden welsche Geistliche treten, die bloß das Evangelium lesen, aber nicht deutsch predigen können. Der fort-

schreitenden Verwelschung gereichte auch noch der Umstand zum Vorteil, daß die in deutsche und ladinische Gebiete vordringende italienische Sprache leicht zu erlernen war, die italienische Bildung früher ihre klassische Blütezeit erlangte als die deutsche und dem Geiste des 17. und 18. Jahrhunderts entsprechend, der nur das welsche Fremde schätzte, als vornehmer galt wie die verachtete deutsche Sprache und Kultur. Auch eine größere wirtschaftliche Rührigkeit und Genügsamkeit kam dem Italienertum mehr und mehr zu statten.

III.

Die Gestaltung der nationalen Verhältnisse im 19. Jahrhundert.

Unter dem Einflusse des französischen Aufklärungsgeistes und der französischen Kultur, die alles Fremdländische bevorzugten, und der Zeit des politischen Absolutismus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entschwand mehr und mehr der Sinn und das allgemeine Verständnis für die Bedeutung und die Aufgaben des Deutschtums in den welschen Landesteilen Tirols und an der romanischen Sprachgrenze überhaupt. So konnte sich ziemlich rasch eine gewisse Vorherrschaft des ursprünglich fremden italienischen Wesens entwickeln und zugleich der nationale Trennungsgedanke in Südtirol entstehen, stark gefördert durch neue Einwanderungen und durch einen Teil der italienisch gesinnten Geistlichkeit, die in den zusammenhängenden uralten deutschen Gebieten links der Etsch bis zur Berner Klause die deutsche Sprache förmlich erwürgte. Nachweisbar geschah dies in Vielgreit, im Laim- und Brandtal. Die alten Steuerkataster und andere Urkunden jener Gegenden mit ihren deutschen Orts-, Flur- und Personennamen sind noch heute keineswegs stumme Zeugen des alten, bodenständigen Deutschtums.

Die gewohnheitsmäßige deutsche Verwaltung fristete freilich noch ein kurzes Leben bis zum Eintritt der französisch-italienischen Fremdherrschaft durch Napoleon I. Obwohl diese Fremdherrschaft über Südtirol nur gut drei Jahre dauerte (1810—1813), war ihre Wirksamkeit zum Schaden des Deutschtums doch eine höchst gefährliche. Gefördert durch die nationalen Trennungsbestrebungen, die seit einiger Zeit in den wissenschaftlichen und gebildeten Kreisen Welschtirols festen Boden gefaßt hatten, begannen die neuen Machthaber mit französischer und italienischer Rücksichtslosigkeit und durch Zwang nicht bloß die gemischte, sondern auch die rein deutsche Bevölkerung in Bozen und Umgebung zu italienisieren. Noch verhängnisvoller wurde die falsche nationale Politik der Folgezeit von 1814—1848, obgleich gerade die Festhaltung des alteingesessenen Deutschtums und der Jahrhunderte alten deutschen Verwaltung von der vom harten französisch-italienischen Joche wiedererlösten Bevölkerung freudig begrüßt worden und erstes politisches Erfordernis für die Wahrung der Landeseinheit gewesen wäre. Was Napoleon im bewußten Gegensatze dazu durch die Einverleibung Südtirols in das nationale Königreich Italien erstrebt hatte, wurde von der neuen Landesverwaltung, anscheinend ohne Überlegung und ohne Gewissensbisse, fortgesetzt. Man erhoffte vielmehr von einem möglichst italienisierten Südtirol viele verläßliche Beamte mit den notwendigen deutschen Charaktereigenschaften für die neuen Provinzen Venedig und Lombardei zu gewinnen. Wohl hauptsächlich deshalb bemühte man sich augenscheinlich mit voller Absicht, auch amtlich bei jeder Gelegenheit der Fortdauer der Italienisierungsbestrebungen offenen Ausdruck zu geben. Der sprechendste Beweis dafür ist die Verordnung über die neue Organisierung der Landgerichte vom 14. März 1817, worin nicht bloß in den südlichen Landesteilen fast alle jahrhundertelang amtlich gebrauchten deutschen Namen ausgeschaltet und durch ausschließlich italienische Namensformen ersetzt wurden, sondern zum erstenmal auch im italienischen Texte rein deutsche Namen, wie Hall,

Brixen, Innichen, Bozen, Meran usw. italienisiert erscheinen [1]). Daß unter solchen Verhältnissen auch fast noch die letzten deutschen Gemeinden durch Kirche und Schule leicht entdeutscht werden konnten und auch jede Erinnerung an das alte deutsche Reichsfürstentum Trient mit seiner wichtigen politischen Aufgabe an den Toren Italiens verblaßte, ist nicht zu verwundern. Dafür nahm die im stillen und mit immer größerem Eifer wirkende irredentistische Bewegung immer festere Formen an und gewann je länger desto rascher an Boden.

Da Südtirol nach der Auflösung des alten Deutschen Reiches auch jetzt wieder zu dem auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 geschaffenen Deutschen Bunde gehörte, ebenso wie der Görzer Kreis und Triest, vollzog sich diese vorsätzliche Entdeutschung deutschen Reichsgebietes unter den Augen von ganz Deutschland, trotzdem die so leichte Herstellung der alten nationalen Verhältnisse Österreich und Deutschland die beste und einzige Gewähr für den ruhigen Besitz der nördlichen Adria und der Südwestgrenzen des Reiches geboten hätte. Nach glaubwürdigen Angaben befanden sich um 1815 in diesen Provinzen insgesamt nur etwa 127 000 Italiener, wovon weniger als 25 000 auf Triest und weniger als 100 000 auf Südtirol entfielen, während ganz Tirol und Vorarlberg damals ungefähr 700 000 Einwohner zählte; davon kamen etwa über 200 000 (nach der Zählung im Jahre 1803) auf das heutige Gebiet von Welschtirol (61 280 auf die landesfürstlichen Welschen Konfinen, 146 000 auf das Fürstentum Trient). Im Jahre 1910 zählte Tirol 385 700 italienische und 525 115 deutsche Einwohner. Davon bilden die heute noch vorhandenen Rätoromanen oder Ladiner nach sicheren Forschungsergebnissen ungefähr 90 000. Die verbleibenden ungefähr 300 000 angeblichen Italiener, die allerdings die italienische Sprache reden, sind rassenmäßig zum größeren Teile verwelschte Deutsche oder Ladiner, die zumeist selbst keine Italiener sein wollen. Wirkliche Italiener im ethnographischen Sinne sind nur die in früheren Jahrhunderten und besonders auch im 19. Jahrhundert aus Italien zugewanderten Volkselemente in der Höhe von etwa 70 000—80 000 Seelen [2]). Obwohl die staatstreuen Ladiner in Tirol stets ihre nationale Geltung auch amtlich beanspruchten, wurde sie ihnen bis heute verwehrt. Sie müssen für die Schule und das öffentliche Leben Deutsch oder Italienisch lernen. Daß sie amtlich zu den Italienern gezählt werden, ist ein Unding und eine im Staats- und Landesinteresse verfehlte Maßregel. Nach den wirklichen Rasseverhältnissen bilden die Italiener gegenüber den Deutschen und Ladinern auch heute noch in Welschtirol eine Minderheit. Nach der Bodengestaltung, militärisch und wirtschaftlich ist auch dieser Landesteil mit dem deutschen Südtirol und mit Nordtirol eine geschlossene Einheit. Ginge der

[1]) Außer Trient verblieben nur noch folgende deutsche Bezeichnungen: Ampezzo oder Haiden, Buchenstein, Primör, Königsberg, Nevis (Lavis), Graun (Grumo), Welschmichael, Grumeis, Mezza-Corona oder Deutschmetz, Evas oder Fassa, Lodron. Dafür heißt es im italienischen Text z. B.: Ala d'Innsbruck (Hall), Bressanone (Brixen), San Candido (Innichen), Chiusa (Klausen), Bolzano (Bozen), Caldaro (Kaltern), Termeno (Tramin), Egna (Neumarkt) usw. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts verschwanden aus den amtlichen Schematismen auch die letzten deutschen Namen außer Trient, Welschmichael, Welsch- und Deutschmetz und Primör.

[2]) Die seit dem Jahre 1857 gedruckten Volkszählungsergebnisse ermöglichen keine nationalstatistischen Nachweise, da sich die Erhebungen nur auf die nicht selten willkürlich angegebene Umgangssprache beschränken, die nationale Rassenzugehörigkeit aber unberücksichtigt lassen. Da sogar die Ladiner mit den Italienern gezählt werden, erscheint der nationale Besitzstand jedes Volksstammes in Tirol ganz verschleiert. — In früherer Zeit wurden die regelmäßigen Volkszählungen nur für militärische Aushebungszwecke vorgenommen und deshalb blieb auch die Sprache außer acht. Erst im Jahre 1846 wurde die Anlegung einer Sprachenkarte der Monarchie beabsichtigt, weshalb auch eine Rubrik zur gemeindeweisen Eintragung der herrschenden Sprachen in die Formulare eingesetzt wurde. Als gemischtsprachige Orte hatten jene zu gelten, in denen eine andere Sprache von mindestens einem Viertel der Bevölkerung gesprochen oder wenigstens in mehreren Sprachen gepredigt wurde. Für Tirol konnte ich solche Listen bisher leider nicht auffinden.

Süden des Landes verloren, so würde erst wieder das Becken von Sterzing einen militärisch haltbaren Stützpunkt für den Rest von Tirol bilden.

Infolge der geschilderten politischen Verhältnisse ging es mit dem Deutschtum in Welschtirol noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts reißend abwärts. Schon im Jahre 1839 konnte es der bekannte zuverlässige Schilderer des Landes Tirol, J. J. Staffler, in seinem Werke „Tirol und Vorarlberg" förmlich als eine merkwürdige Erscheinung bezeichnen, daß zu seiner Zeit dort noch einige Gemeinden mit zusammen 11 000 Einwohnern deutsch sprachen, nämlich: Casotto mit Brancafora im Astichtale, Lusern und Lafraun, Walzurg, Gereut, Floruß und Palai, Vielgreit, Trambillen und Terragnol. Auch er gebraucht für diese Orte nur mehr die italienische Namensform. Außerdem erwähnt er noch die Nonsberger Grenzgemeinden „Lauregno und Senale" als deutsch und sagt, daß in den Gemeinden „Centa, Vattaro und Valesina" im Suganertale die deutsche Zunge erst vor kurzer Zeit verstummt sei. Im venetianischen Trienter Dialekt stellt Staffler auch eine Menge deutscher Ausdrücke fest. Von Interesse ist seine Beobachtung, daß die Fassaner, Fleimser, Suganertaler, Vielgreiter und andere einen von den übrigen Italienern ganz verschiedenen, ruhigen, biederen, redlichen Charakter haben. Daß diese Erscheinung nur der deutschen und ladinischen Abstammung zuzuschreiben ist, kam ihm nicht mehr zum Bewußtsein.

Im Volke und in den maßgebenden Kreisen Deutschtirols war schon vor der Mitte des 19. Jahrhunderts das Bewußtsein einer großen und langen, tatenreichen Vergangenheit des Deutschtums im Süden so gut wie verschwunden. Das nationale Italienertum und die immer schärfer einsetzende irredentistische Bewegung sorgten dafür, daß Welschtirol nach außen hin nur mehr als eine einheitliche rein italienische Provinz erschien; die neue österreichische Verwaltung förderte weiterhin diese Ausbildung eines offiziell ganz italienischen Landesteiles. Dagegen halfen alle gegenteiligen Bemühungen einzelner weniger Patrioten, wie des Landrichters F. von Attlmayer oder des Professors und Deputierten Beda Weber, und Nachweise vom Gegenteil nicht. Förmlich unter den Augen der Regierung schuf der Irredentismus die rein italienische Provinz „Trentino", diese große geschichtliche Lüge, die wiederum im Jahre 1848 das große Sorgenkind der österreichischen Verwaltung, die Tiroler Autonomiefrage, gebar. Dabei stand die fälschliche Anerkennung eines geschlossenen italienischen Sprachgebietes in Welschtirol Patenschaft. Selbst die schlimmen Erfahrungen in den Jahren 1848, 1859, 1866 und 1915 mit diesen staats- und landesfeindlichen politischen Verirrungen scheinen jenem Teil der gebildeten Kreise, der mit Vorliebe nur an der Oberfläche haftet und bloß der Gegenwart lebt, die tiefere Bedeutung des entscheidenden Unterschiedes zwischen Rasse und der oft von mancherlei Zufällen abhängigen Umgangssprache noch nicht vollkommen geklärt zu haben. Nur der deutschen Gutmütigkeit und ihrer Unkenntnis der eigenen Vergangenheit und der eigenen Lebensbedingungen konnte es in Tirol entgehen, daß dieselben Kräfte, die das unheilvolle „Trentino" geschaffen hatten, mit den gleichen verwerflichen Mitteln eine neue, rein italienische Provinz bis zum Brenner mit dem Namen „Alto Adige" zu schaffen im Begriffe standen. Wie weit bereits bis zum Ausbruche des gegenwärtigen großen Krieges die Vorbereitungen hierzu gediehen waren, zeigen am besten die bis dahin in Italien erschienenen offiziellen Sprachenkarten der Grenzgebiete Italiens von den Quellen der Etsch über den Brenner bis zum Quarnero. Wir finden da nicht nur in rein deutschen oder rein slawischen Gegenden Südösterreichs bloß italienische Namen, es wird sogar die Stärke und Verteilung der Nationen im Interesse der italienischen Begehrlichkeit arg verfälscht.

Die Abwehr solcher unehrlicher Wühlarbeit, die sich oft sogar unter dem falschen

Scheine der Wissenschaftlichkeit vollzieht, ist nicht nur nationale Pflicht der geschädigten Volksstämme, sondern auch eine sittliche Forderung der Gerechtigkeit und des höchsten Interesses von Staat und Land. Sie hat denn auch bald nach 1859 und ernstlicher nach dem Kriegsjahre 1866, als der offene Reichs- und Landesverrat in Welschtirol und die blutigen Ereignisse daselbst weiteren Kreisen die Augen öffneten, begonnen, angeregt und gefördert durch Männer wie Karl Graf Hohenwart und Statthalter Erzherzog Karl Ludwig. Die Zeit war wenigstens für ein paar Jahrzehnte auch für die Regierung vorüber, in welcher die teils rein deutsche, teils gemischte Abstammung der Bewohner Welschtirols ganz vergessen war. Im Jahre 1866 wurde zunächst für die Erhaltung deutscher Schulen in Palai, Lusern, Laurein und Proveis gesorgt. Im folgenden Jahre wurde die bisherige Staatssubvention für den italienischen Kaplan in Bozen aufgelassen, 1869 die italienische Schule in Buchholz in eine deutsche verwandelt. Ein „Komitee zur Unterstützung der deutschen Schulen in Welschtirol und an der Sprachgrenze" in Innsbruck entfaltete eine eifrige Wirksamkeit. Auch Kaiser Franz Josef I. und Mitglieder des Kaiserhauses förderten diese Bestrebungen durch Beiträge. Allmählich wurden die Ortschaften Gereut, Aichleit, Ruffrè auf dem Nonsberg, St. Sebastian in Vielgreit wieder verdeutscht. In den Jahren 1878/79 war auch die alte deutsche Privatschule in Trient in eine deutsche Staatsvolksschule umgewandelt worden. Die Regierung errichtete an verschiedenen anderen Orten deutsche Freikurse. Seit 1880 suchten auch die nationalen Schutzvereine: der Deutsche Schulverein in Wien, der Deutsche Schulverein in Berlin, später die Südmark, der Tiroler Volksbund und ganz besonders der Verein für das Deutschtum im Ausland unter der Führung begeisterter Männer, wie z. B. des Schulrats Dr. Rohmeder, sowie auch der Deutsche und Österreichische Alpenverein, eine im wahrsten Sinne des Wortes vaterländische Tätigkeit zu entfalten, die allerdings ab und zu auch von einzelnen Mißgriffen nicht freiblieb und deshalb manchmal selbst in gut patriotischen Kreisen Mißtrauen erregte. Begünstigt wurde die mühevolle Arbeit durch das nie ganz erloschene Verlangen der patriotisch gesinnten, jetzt italienisch redenden Bevölkerung nach deutschen Schulen, die schon ihrem wirtschaftlichen Fortkommen nützen. Freilich wußte auch der zunehmende, vom Königreich Italien mit allen Mitteln genährte, keinerlei List und Bedrückung scheuende Irredentismus der gebildeten Kreise, dem sich besonders die Lehrerschaft, die Advokaten, Ärzte und vielfach auch der Klerus verschrieben hatten, solche Bestrebungen meist erfolgreich zu durchkreuzen. Immerhin bestehen derzeit in Welschtirol wieder 14 deutsche Gemeinde-, Volks- und Bürgerschulen, darunter die Staatsbürgerschule in Trient und die Übungsschule in Rovereit. Deutsche Privatvolksschulen gibt es in Arch, Vielgreit und Reif, deutsche Kindergärten in Gereut und Innerflorutz, in Lusern, Vielgreit und Trient. Etwa 30 deutsche Freikurse wurden im Suganertale, im Gartseegebiet, auf dem Nonsberg und in Ostladinien errichtet. Für alle diese deutschen Schulen wurde ein besonderer deutscher Bezirksschulinspektor in Trient bestellt. Während des gegenwärtigen Krieges haben auch die Gemeindevorstehungen in den alten deutschen Gebieten von St. Michael und Graun (Grumo) um deutsche Gemeindeschulen neben den italienischen angesucht.

Aus der in kurzen Umrissen geschilderten Entwicklung der nationalen Verhältnisse Welschtirols ergibt sich, daß der größte Teil der Bewohner der deutschen und der ladinischen Rasse und Nationalität angehört. Die Schaffung eines geschlossenen italienischen Sprachgebietes, in dem das Italienische als Volkssprache eigentlich nur am Westrande des Sulzberges, am Westrande von Fleims, in einzelnen Strecken des Etschtales, in und um Rovereit und Reif gegen das Deutsche und Ladinische vollkommen durchgedrungen ist, erscheint erst als ein Produkt der neuesten

Zeit. Durch die den Deutschen und Rätoromanen aufgenötigte italienische Umgangssprache litt vor allem das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit dieser Landesteile mit dem übrigen Tirol. Da konnte der Irredentismus den stärksten Hebel ansetzen nach dem Rate A. Galantis, eines der besten und verhältnismäßig noch objektivsten italienischen Forscher (I Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi, Rom 1885): „Freuen wir uns, Italiener, in der Hoffnung, daß mit der Zeit unsere Sprache, immer Raum gewinnend, in allen deutschen und slawischen Bezirken südlich der Alpen bis zum Brenner und zu den julischen Schneegipfeln das Recht beanspruche, auch aus ethnologischen Gründen auf die natürlichen Grenzen, welche die Geschichte, die Geographie und die Notwendigkeit der nationalen Verteidigung ihr anweisen!"

Da das ganze Grenzgebiet der Alpen von Südtirol bis zur Adria, besonders aber in Tirol, entweder altes deutsches Land, rätoromanischer oder teilweise auch slawischer Boden, zum wenigsten aber italienisches Land ist, können wir mit vollem Rechte das Erstgeburtsrecht darauf geltend machen. Österreich kann mit viel besseren Gründen als Italien seine nationalen Ansprüche auf alle diese Gebiete behaupten. Diese feststehende Tatsache läßt sich auch durch eine erst verhältnismäßig kurze Periode italienisierender Richtung nicht aus der Welt schaffen. Wäre der Besitz des Südrandes der Alpen für Österreich-Ungarn und Mitteleuropa nicht eine schon tausendjährige Lebensbedingung, die trotz einer verhältnismäßig kurzen Epoche politischer Verirrung des 19. Jahrhunderts ungeschwächt fortbesteht, sondern würde es sich bloß um die Rückgewinnung eines verlorenen Volkstums handeln, so könnte kein gerecht und billig Denkender darin einen mutwilligen Angriff auf eine andere Nation erblicken. Das Recht der Abwehr gegen die geistigen Vorkämpfer des größeren Italiens und gegen ihre rücksichtslos betätigte Unterdrückung anderer Rassen kann diesen letzteren niemand absprechen. Das ist ihre heilige Pflicht. Ihr Gerechtigkeitssinn bürgt davor, daß die nationale Gleichberechtigung der italienischen Rasse in ihren im Laufe der Jahrhunderte bodenständig gewordenen Gebieten dadurch nicht angetastet werde[1]).

[1]) Der vorstehende Aufsatz ist eine auf Grund der wichtigsten bisherigen Forschungsergebnisse und archivalischer Quellen erweiterte Überarbeitung des letzten Abschnittes meines Buches Der italienische Irredentismus (Innsbruck 1917, 2. Auflage), weshalb auf die in diesem Buche angeführte Literatur einfach verwiesen werden kann. Die beigegebene deutsche Sprachinsel-Karte (als Nachtrag bereits in H. Leck, Deutsche Sprachinseln in Wälschtirol, Stuttgart 1884, verwendet) ist eine Arbeit des Herrn Dr. Franz Waldner und des verstorbenen Grafen Hendl in Innsbruck aus dem Anfang der letzten achtziger Jahre. Dr. Waldner gestattete in freundlicher Weise ihre Verwertung in dieser Arbeit.

Durchquerung der Walliser Alpen auf Schneeschuhen.

Von Friedrich Henning[1]).

Wer einmal das winterliche Hochgebirge kennen gelernt hat, den läßt es nicht mehr. Etwas Köstliches hat er dort oben wiedergefunden, das er längst und unwiederbringlich verloren glaubte, und das doch der Höhenfahrt erst die richtige Weihe gibt — die Bergeinsamkeit. Wo sich im Sommer ein anspruchsvolles, lärmendes Völkchen breitmacht, liegt alles in tiefer Ruhe. Die meisten Hotels verschlossen, die Wege zugeschneit, die Alpen verlassen, die Schutzhütten weltabgeschieden und die Hochgipfel seit Wochen und Monaten nicht betreten.

Ungeahnt rasch hat sich unterdes der Schneeschuhlauf weiter entwickelt zu beunruhigendem Umfang, die Masse hat sich des hohen Sportes bemächtigt. Ungezählte Scharen ergießen sich an freien Tagen in die Berge, die Voralpen sind von der neuen Zunft mit Beschlag belegt — aber vor dem Hochgebirge macht sie halt. Eine verhältnismäßig kleine, nur langsam wachsende Schar, die sich im großen Alpengebiet fast verliert, ist es geblieben, welche die vom Sommer her liebgewordenen Berge auch im Winter aufsucht. Nicht die Gefahren sind es allein, die den Schwarm zurückschrecken, viel eher wohl die Mühen, die es kostet, in das Wunderland einzudringen. Die Hütte, die im Sommer in wenigen Stunden auf sicherem Pfad gewonnen war, muß nun auf Umwegen, mit schwerem Gepäck, wie es der Winter erfordert, in mühsamer Tagesreise erkämpft werden — eine Hochtur für sich. Wer sich nicht mit Pyrrhussiegen rasch erschöpfen will, der muß sein Quartier über die kritische Zone der Hüttenwege hinaufverlegen. Und das hatte ich mir wieder vorgenommen, nicht ein bloßes Kosten, ein Auskosten sollte es werden, als ich im vergangenen April, von der Lust gepackt, den enteilenden Winter noch einmal aufzusuchen, ins Hochgebirge fuhr. Meine Absicht war, die Walliser Alpen zu durchqueren, Grand Combin und Matterhorn sollten die Eckpfeiler der Höhenfahrt bilden.

Harten Proben hatte mein Plan standzuhalten, ehe der Stein ins Rollen kam. Fünf Wochen lang wartete ich Tag für Tag vergebens auf gutes Wetter, und dann ließen mich auch die Kameraden noch einer nach dem andern im Stich. Die Vorfreude soll sonst die schönste Freude sein, ich war alles andere als hocherfreut. Als ich mich meiner Begleiter aber doch wieder versichert hatte, brach ich die Verhandlungen mit Petrus ab und löste schleunigst die nötigen Fahrkarten, sonst liefen mir am Ende die Freunde wieder davon. Und dann hätte die Sonne sich wohl sicher gezeigt und vom Himmel gelacht: „Die Schadenfreude ist die reinste Freude!"

Lourtier

Froh, nach 15stündiger Bahn- und Wagenfahrt die Glieder wieder rühren zu können, entstiegen wir, mein Freund Wagner, Offe und ich, in Versegère im Val de Bagnes der Postkutsche, um die Stunde, die uns noch von Lourtier trennte, zu Fuß zurückzulegen. Das Gepäck wurde umgeladen und kam uns im eigenen Fuhrwerk des Postmeisters nachgefahren, während wir selbst, nur den Pickel unterm Arm, der Straße weiter taleinwärts folgten. Ein herrliches Gefühl, so ohne Rucksack und ohne Eile in das unbekannte, stille Tal hineinzuwandern, über

[1]) Gefallen im Luftkampfe am 25. Januar 1917 auf einem Beobachtungsflug bei Altkirch im Ober-Elsaß.

Naturaufnahme von Friedrich Henning — Bruckmann aut. et impr.

Im Corridor (Grand Combin)

das sich eben die Dämmerung senkt! Noch ehe es recht finster geworden, lichtete sich das Dunkel wieder, der Mond mußte hinter dem Mont Pleureur stehen. In tiefer Nacht blieb nur der Talgrund liegen, ihn hatte der Frühling schon vom letzten Fleckchen Winterschnee befreit, wenige hundert Meter höher aber schimmerten noch die bleichen Berglehnen im Schnee, nur schrittweise wollte dort der Winter zurückweichen. Um 9 Uhr zogen wir in Lourtier ein, das schon in friedlichem Schlummer lag, nur hier und dort fiel noch ein trauter Lichtschein auf die Straße. Das Hotel fanden wir verschlossen, erst nach einer eindrucksvollen Serenade öffneten sich uns schließlich die Pforten des Hauses. Ein rasch improvisiertes Essen gab dem fahrtgerüttelten, eingeschüchterten Magen die innere Festigkeit wieder, ohne die man nicht an große Taten herantreten soll. Dann zogen wir bei einem Glas Wein die beiden Fellay, den Hüttenwart von Panossière und seinen Bruder, zu Rate, die uns bereitwillige, aber wenig günstige Auskunft gaben. Mit einem Haufen guter Ratschläge stiegen wir spät abends in die Schlafgemächer hinauf, schauten noch einmal nach dem Wetter und begruben alles, Hoffnungen und Befürchtungen, mit uns unter die Bettdecke.

Panossièrehütte Als die Magd andern Morgens an die Tür pochte, um uns zu wecken, versäumte sie nicht, mit einem eiligen: „Mais le temps fais très mal!" die Wirkung ihrer folgenschweren Tat abzuschwächen, doch half es ihr nichts und uns noch weniger, auf unserem Programm stand für heute nun einmal „Panossièrehütte". Und als allgemeine Richtschnur für die folgenden Tage: „Der Proviant wird oben gegessen." Keiner von uns wagte es, offen an diesen Imperativen zu rütteln, es geschah nur verblümt; man fand, daß das Wetter wirklich ganz aussichtslos aussah, und lobte, wie gut hier „unten" doch die Betten seien. Aber schließlich schälte sich doch einer nach dem andern mit einer Geste der Selbstverständlichkeit aus den Decken; wenn es schon sein mußte, dann lieber gleich, die Zeit war kostbar. Für den Weg — oder besser Umweg — zur Hütte rechneten die Führer 10—12 Stunden. Vor dem üblichen Sommeraufstieg war uns wegen der Lawinengefahr dringend abgeraten worden.

Nach dem Frühstück entnahmen wir dem Schrank, in den sich die 150 Pfund unserer Rucksäcke ergossen hatten, Lebensmittel für fünf bis sechs Tage und verließen am 8. April 1914 gegen 9 Uhr Lourtier bergwärts. Eine laugraue Stimmung oben wie unten! Fast bis ins Dorf hinein war in der Nacht Schnee gefallen, der nur ein kurzes, nasses Dasein fristete. Mit einer fast berechtigten Verständnislosigkeit blickten uns die Dörfler nach, vielleicht fürchteten sie ein neues Unglück, nachdem die winterlichen Berge des Val de Bagnes fünf Opfer innerhalb Jahresfrist gefordert hatten. Wir aber setzten unsere Hoffnung in die Wetterlaune des Monats April und dachten, zum Umkehren ist immer noch Zeit.

Nachdem wir die Drance überschritten hatten, brachte uns auf der westlichen Talseite ein guter Alpweg rasch in die Höhe, und in einer Stunde hatten wir die alte Schneegrenze erreicht. Der Schnee war ordentlich, und so schnallten wir gleich die wackeren Hölzer unter; ohne sie sollten wir in diesen acht Tagen nur wenige Stunden marschieren.

Und merkwürdig! Kaum standen wir auf unseren Schneeschuhen, da kehrte unser altes, oft erprobtes Wetterglück wieder. Das Barometer mußte aus irgend einem nichtigen Grund einen Freudensprung gemacht haben — 's war ja April! — und es dauerte keine Stunde mehr, bis die helle Frühlingssonne vom blauen Himmel lachte. Welch ein Wechsel auf einmal im Landschaftsbild! Wo heute morgen träge, graue Wolkenfetzen im Tal herumlungerten und in jeden Winkel hineinschlichen, da grüßten jetzt freundliche Häuslein herauf aus frischem Grün. An den Talflanken strich ein

langer, weißer Wolkenzug entlang, vom Nord bedrängt, und darüber ragten winterlich weiß die schartigen Grate des Mont Fort und der Rose blanche. Eine große Freude kam über mich, daß meine großen Pläne wieder in den Bereich der Ausführbarkeit gerückt waren, nachdem ich mich fast mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß es diesmal bei dem zweiten Punkt des Notprogramms bleiben würde, dem Vertilgen des Proviants.

Von Plenaz Jeux wendeten wir uns südlich, der Weg, der uns unter die Schneedecke entschlüpft war, ließ sich oben im Wald leicht wieder finden. Eine steile Lichtung führte hinauf zu den Hütten von Tougne, die eine Meterlast von Schnee trugen. Trocken pulverig war der Schnee hier oben, gleichwohl tropfte es von den Dächern unter den Strahlen der Mittagsonne. Weiter führte der Weg erst noch gerade hinauf, dann weit ausholend an der Berglehne entlang zur Alpe de la Lys in gleichmäßiger Steigung, wie sie sich der schwerbepackte Schneeschuhläufer nach langen Wochen des Stadtlebens gerne gefallen läßt. Auf freiem Hang strebten wir dann in die Höhe zum Plan de Serey; für kurze Zeit wurde die Zunge des Corbassièregletschers sichtbar, bis der Bel de Serey sie wieder verdeckte. Ein nur wenig bekanntes Hochtal eröffnete sich von der Höhe des Plans, im Süden schließt es der eisgepanzerte Petit Combin ab, ein langer Zackengrat läuft von ihm herüber zum Bel de Serey, eine Scharte in diesem Kamm, der Col des Avolions, sollte uns hinüberführen zum Gletscher und zur Hütte. Ein Tälchen ist erst zu überqueren, ehe man den Hang auf der anderen Seite gewinnt, der sich ziemlich steil hinaufzieht zum Col des Avolions, 2647 *m*. Ein eisiger Paßwind empfing uns um 7 Uhr abends auf der Höhe, der uns schleunigst hinübertrieb auf die steile Ostseite. Unter dem Schutz der kleinen Gratwächte rasteten wir frierend noch einige Minuten. Uns zu Füßen floß nun der mächtige Strom des Corbassièregletschers, den wir noch zu überqueren hatten, um zur Panossièrehütte zu kommen. Gerne hätte ich sie jetzt schon gesehen, denn ein kleiner Wetterrückschlag kündete sich an, und Nebel und Dämmerung konnten uns noch einen bösen Streich spielen. Doch wir strengten unsere Augen vergeblich an, das Dach mochte gut eingeschneit sein.

So machten wir uns an den Abstieg zum Gletscher hinunter, mit dem Gesicht gegen den Hang, den Schneeschuhen in der einen und dem Pickel in der anderen Hand, bis die Neigung es erlaubte, anzuschnallen. Eine halbe Stunde fuhren wir noch dem Ufer entlang, bis die Schründe hinter uns lagen, dann betraten wir den Gletscher und querten in der Dämmerung zum Ostufer hinüber. Mit einbrechender Dunkelheit erreichten wir die Hütte, in wenigen Minuten hatten wir den Eingang schneefrei und konnten einsteigen ins neue Heim.

In der Nacht schaute ich noch einmal hinaus — es schneite. Sollten wir uns zu früh gefreut haben?

Combin de Corbassière, 3722 *m*

Verdächtig hell kam es schon durch die Ritzen der Hütte herein, als wir uns endlich erhoben. Blendende Morgensonne lag auf den Höhen, und wolkenlos, in unbeschreiblicher Pracht, strahlte der Grand Combin in das reine Blau des Himmels, kaum konnte der staunende Blick sich abwenden. Eine gewaltige Lust nach Bergeshöhen erfaßte uns. Für ihn war es heute zu spät, so wählten wir den Combin de Corbassière. Für diesen schien's uns noch früh genug, denn was sonst den Bergsteiger zu frühem Aufbruch treibt, die Befürchtung, in den aufgeweichten Schnee des Nachmittags zu kommen, das ist dem Schimanne in vorgerückter Jahreszeit gerade recht. Ungeduldig verließen wir um 10 Uhr die Hütte und querten in schnurgerader Linie den Gletscher zum andern Ufer. Auf der Flanke unseres Berges lag schon das warme Sonnenlicht, und allgemach legte sich unser Eifer, als wir an die schon

weich gewordenen Hänge kamen. Tief wühlten die Schneeschuhe den feuchtschweren Schnee auf, jede Kehre wurde zur unerhörten Kraftanstrengung. Erst als der Firnboden erreicht war, der zum Westgrat hineinzieht, hatte die Plage ein Ende. Klotzig und geduckt in der Verkürzung hatte bisher der Grand Combin gelegen. Mit zunehmender Höhe aber hob er sich erstaunlich rasch aus seinem breiten Unterbau heraus zu ragender Größe. So bot sich die beste Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten, morgen wollten wir uns an ihm versuchen!

Unser Firn hob sich zum Schluß steil zum Grat hinauf (an dessen Stelle die Karte ein breites Plateau verzeichnet); hier im Sattel oben hatten wir noch die Wahl zwischen Combin de Corbassière und Petit Combin, der jenseits erschienen war. Für beide zusammen reichte die Zeit nicht mehr, so blieben wir beim etwas höheren Combin de Corbassière. In einer kurzen Stunde erreichten wir um 4 Uhr über gut tragenden Schnee zu Fuß den Gipfel, 3722 *m*, und genossen lange, trotz des kalten Windes, den herrlichen Rundblick auf die weißen Höhen und Tiefen, über die der nahende Abend einen wärmenden Schein gelegt hatte. Gigantisch schaute der Montblanc mit den Aiguilles über den namenlosen Höhenzug im Vordergrund, die Gipfel der Berner Alpen reihten sich zur wohlbekannten Kette, die Berge Zermatts zackten sich eigenwillig in den Himmel und in ruhiger Linie schlossen den Kreis die Gipfel Piemonts. In nächster Nähe aber lag, kraftvoll und massig, der Grand Combin.

Wütend jagte der Nordwind den Schneestaub über die Wächten, als wir zu den Schneeschuhen im Sattel hinuntereilten. Dann sausten wir in übermütiger Fahrt, wie wir sie schöner auf der ganzen Tur kaum trafen, talwärts zum Gletscher und zur Hütte.

Grand Combin: Pointe de Graffeneire, 4300 *m*, Aiguille du Croissant, 4317 *m*

Wir hatten gestern Zeit genug gehabt, den Grand Combin zu studieren, und er hatte nicht so ausgesehen, als ob er nicht zu besteigen gewesen wäre. Den ganzen Tag über war es ruhig geblieben im berüchtigten Korridor; die Eiskante, die oben an seinem Rande drohte, schien noch vom Winter gebannt zu sein. Nur die Paroi, die in großer Steilheit von der Schulter zum Gipfelplateau aufstrebt, entzog sich der Beurteilung, die Tat mußte lehren, ob sie zu erzwingen sei.

Guten Mutes brachen wir am 10. April um ½7 Uhr auf, denn das Wetter war schön und die Zeit unbeschränkt, der Mond zog in diesen Tagen auf, ehe die Sonne untergegangen war. Im alten, hart gefrorenen Geleise von gestern fuhren wir schnell und mühelos hinüber über den Gletscher, wir freuten uns, den späten Aufbruch jetzt schon wettmachen zu können. Zur Linken senkte sich der gründurchrissene Eissturz, dann verließ die Spur den Gletscher. Am Hang des Combin de Corbassière querten wir eine Lawine, die am Abend noch heruntergekommen sein mußte, dann kam der steile Hang, der uns so viel Mühe gekostet hatte. Auch diesmal ersparte er uns nicht eine herbe Enttäuschung: Ossels Sohmfelle, durch die lange Fahrt über den hartgefrorenen Firn gelockert, hatten sich gelöst. Wir waren in Verzweiflung, eine solche Lappalie sollte uns die Tur verderben, auf die wir uns wochenlang vorher gefreut hatten? Als alles Streicheln und Drücken nichts half, banden und nagelten wir die widerspenstigen Felle fest. Der Grand Combin war ein Paar Schneeschuhe wert. Eine gute halbe Stunde war verloren, aber nun kamen wir wieder rasch voran, die Befestigung bewährte sich. An dem Seitenarm, auf dem wir gestern zum Combin de Corbassière eingebogen waren, verließen wir die alte Bahn und fuhren, auf gleicher Höhe bleibend, südwärts weiter und in großem Bogen herum über den oberen Corbassièregletscher zum Fuß des Grand Combin. Hier kauerten wir uns fröstelnd in den Schnee zu kurzer Frühstücksrast.

Um 10 Uhr begannen wir mit dem Aufstieg. Ein breiter Hang ist es zunächst, der sich oben zum Korridor verengt. Der Korridor selbst, der von der Hütte so flach aussieht, als käme man in sanftem Anstieg zur Schulter hinauf, hatte nun doch ein anderes Aussehen bekommen, in fortwährenden Kehren mußten wir die Steigung nehmen. Aber die eintönige, ermüdende Schneetreterei, die sonst häufig die Beigabe bei der Besteigung hoher Firnberge ist, die fehlt dem Combin ganz. Abenteuerliche Absätze und Türme blaugrünen Eises schauen vom obersten Plateau warnend und doch lockend herunter, daß man kaum den Blick von ihnen lassen kann und die Gefahr ganz vergißt. Kurz vor der engsten Stelle des Ganges fanden wir eine Eismauer, die uns so vollkommen von den Eistürmen in der Höhe schützte, daß wir uns hier schon zur Mittagsrast niederlassen konnten. Das Fleckchen war warm und gemütlich, einer der Begleiter fühlte sich so sehr wie zu Hause, daß er an das Mittagessen den gewohnten Mittagschlummer unverkürzt anschließen konnte. Nachdem er endlich den toten Punkt überwunden hatte und sich erstaunt über die fremdartige Umgebung die Augen rieb, setzten wir mit größerem Ernst den Anstieg fort. Das nächste Stück kostete uns manche Kehre und manchen Schweißtropfen. Lawinenzüge geborstenen Eises querten die Bahn, und der Schnee wurde sommerlich fest. Erst als der Gipfel des Combin de Corbassière, der mir als Höhenmesser diente, zum Horizont sank, wurde der Hang flacher, wir näherten uns der 4000-*m*-Linie.

An der lang sich hinziehenden Kluft unter der Schulter hinterlegten wir die Schneeschuhe und legten Seil und Steigeisen an. In wenigen Minuten gewannen wir von hier den Fuß der Paroi, es war 3 Uhr. Achtunggebietend sah die Schulter aus, aber nicht abschreckend; nur den Schneeflecken, die an dem vereisten Hange klebten, war nicht zu trauen, im übrigen mag sie im Sommer kaum anders beschaffen sein. Eine Stunde harter Arbeit kostete es, bis wir die Kante schräg rechts oben erkämpft hatten. Von hier gewannen wir, dem Grate folgend, mühelos den Gipfel der Pointe de Graffeneire, 4300 *m*. Jetzt erst erblickten wir vor uns den eigentlichen Grand Combin, der durch einen Vorgipfel mit ungeheuerlicher Wächte von uns getrennt war. Die Wächtenbildung war auf der ganzen Gratwanderung so bedeutend, daß wir nirgends Gelegenheit hatten, an den Rand des Abgrundes zu treten, so gerne wir die Südwand unseres Berges einmal gesehen hätten. Um 5 Uhr standen wir auf dem höchsten Gipfel, der Aiguille du Croissant, 4317 *m*. Ich möchte die Aussicht nicht schildern, sie ist so umfassend und malerisch zugleich, dank der ausgezeichneten freien Lage des Berges zwischen der Montblanckette und den Bergen Zermatts, daß ich nicht fertig würde mit dem Aufzählen der Berge und dem Preisen ihrer Schönheit. Ich bedauerte, daß ich die Piemonteser Alpen nicht besser kannte, nie hatte ich sie so schön und klar gesehen. Eine volle Stunde blieben wir auf der hohen Warte, sie genügte kaum, um alles zu fassen, was sich dem Auge bot. Als der Zeiger aber über 6 Uhr gerückt war, da wurde es höchste Zeit. Wir stiegen diesmal nach Westen ab und umgingen dann in der üblichen Weise die anderen Gipfel. Eine unfreiwillige Abfahrt über Blankeis, das Durchbrechen in eine versteckte Spalte und der weiche Schnee ließen uns die Route weniger empfehlenswert erscheinen. Die Sonne neigte sich schon zur blauen Kette der Aiguilles, als wir den Wandsturz wieder erreichten. Ein Abendwind war aufgekommen und stäubte den Schnee vor der scheidenden Sonne über die grünschillernde Kante des Korridors hinaus, daß purpurrote Fahnen den Abgrund säumten. Die Freunde sichernd, die eben in die Wand gestiegen waren, genoß ich bewundernd die weihevollste Stunde des Tages. Da erglühte auf der entgegengesetzten Seite in unerklärlichem Feuer ein einsamer Berg, das konnte kein Alpenglühen sein. Weiter griff das Feuer um sich in blutigem Rot. Ich konnte mich nicht enthalten, die Aufmerksamkeit der andern von der exponierten Wand abzulenken, ich rief es ihnen zu: „Da drüben brennt ein Schneeberg!“ Da löste sich die

lohende Flamme von der Erde — es war der liebe, alte Mond. Doch so unwahrscheinlich groß, so glühend rot und so wenig einer Kugel gleichend, wie ich ihn niemals vorher gesehen. Nirgends spricht der Himmel mit seinen Erscheinungen so eindrucksvoll zum Menschen, als von hohem Alpengipfel. Mußte nicht ein Schauer der Ewigkeit uns packen, als wir, hoch oben an eisiger Steilwand klebend, den Schatten der eigenen Erde aufziehen sahen am Osthimmel?

Um ½8 Uhr waren wir bei den Schneeschuhen unter der Schulter, nahmen sie auf den Rücken und eilten in der Dunkelheit den Korridor hinunter. Erst als wir aus dem Bereich der Eisbrocken herausgekommen waren und die Bahn weich und frei wurde, schnallten wir an. Ein schöner Abschluß war der weite Weg vom Fuß des Berges zu dem Gletscher und über die mondhellen Hänge nordwärts der trauten Hütte zu, es hätte noch Stunden so weitergehen dürfen, ohne daß die Glieder schwerer geworden wären. Um ½11 Uhr waren wir zu Hause und holten die warme Mahlzeit nach. Es war Mitternacht vorbei, als wir uns schlafen legten, der nächste Tag sollte dafür auch Ruhetag sein.

Schön und warm schien wieder die Sonne. Wir trugen Bänke hinaus in den Schnee und breiteten unsere Sachen zum Trocknen aus. Zu tun gibt es auch an solchen Hüttentagen genug, und wenn einmal nichts zu arbeiten ist, dann greift man gerne zur Lektüre und blättert im Hüttenbuch, zumal wenn man damit seine Sprachkenntnisse auffrischen kann. Unerschöpfbar blieb die Schönheit des Combin, keine halbe Stunde verging, wo wir nicht hinausgetreten wären vor die Türe, um uns an ihr zu erfreuen.

Es war unser letzter Tag hier im Hochtal des Corbassièregletschers. Morgen sollten die Träger unsere Sachen, die wir in Lourtier zurückgelassen hatten, zur Chanrionhütte bringen, und mit ihnen erwarteten wir Verstärkung. Herr Meyer aus Straßburg wollte uns in der Hütte erwarten, von der wir dann zu viert die Gletscherwanderung nach Zermatt antreten konnten. Einen bequemen Übergang von der Panossièrehütte nach Chanrion gibt es im Winter nicht, wenn man nicht etwa über den Col des Otanes nach Manvoisin absteigen will, um in langer, nicht ungefährlicher Fahrt durch das schluchtartige Tal der Drance die Höhe des Plan de Chanrion zu gewinnen. Cols des Maisons blanches und Col de Meiten führen in das südliche, lawinengefährliche Gebiet der Valsoreyhütte, und für eine Überschreitung des Grand Combin[1]) war es noch zu früh im Jahre.

So schien es mir noch das beste, nicht die Süd-, sondern die Ostseite zu gewinnen, und wie im Frühjahre 1903 Dr. Reichert und Helbling über die Mulets de la Liaz und Tournelon blanc zum Zesettagletscher abzusteigen. Ich verhehlte mir nicht, daß dieser Abstieg nur bei sicherem Schnee zu verantworten war, denn in erschreckender Steilheit hängt das Gletscherchen herunter vom Tournelon blanc. Es war der kritische Punkt bei unserer Fahrt durchs Wallis.

Mulets de la Liaz, 3632 *m*

Es war Ostersonntag, als wir kurz nach 6 Uhr die Hütte verließen, die uns drei Nächte beherbergt hatte, ungewiß, wo wir die nächste Nacht das Haupt betten würden. Wir blieben am Ostufer des Gletschers, die alte Spur rechts hinüberqueren lassend. In müheloser Steigung ging die Fahrt unter den steilen Felswänden entlang, die vom wächtenbesetzten Grat zwischen Grand Tavé und Mulets de la Liaz abfallen. Der Gletscherbruch des Corbassièregletschers ließ auf dieser Seite weniger Spielraum, aber auch hier störten uns keine Spalten. Ehe wir die obere Stufe erreicht hatten, schnitten wir den Hang zur Linken an, und ließen, allmählich ansteigend, den Glet-

[1]) Bei einem Versuche, die Überschreitung zu erzwingen, waren am 4. Mai 1913 die Herren Seitz und Schantze ums Leben gekommen.

scher zur Rechten tiefer und tiefer unter uns. Ein paar große Schründe waren auf fester Brücke ungefährlich zu passieren, dann wurde die Neigung stärker. Hinter den letzten Felsen, die von P. 3632 südwestlich herunterziehen, fingen die freien Hänge an, die in ziemlicher Steilheit fast 500 *m* zum Kamm hinaufziehen. Dem Schnee schenkten wir unsere ganze Aufmerksamkeit, das kleinste Schneebrett hätte uns widerstandslos in die Tiefe gefegt. Der Hang wollte uns immer weniger behagen, tief furchten die Schneeschuhe des Vordermannes durch den spröden Schnee, daß die Schollen herausbrachen und zum Gletscher hinunterglitten. Dann kamen manchmal harte Streifen, über die wir mit gelockerter Bindung fuhren. Da krachte vor uns am Combin eine Eislawine herunter. Von der untersten Stufe des Korridors stürzten die Quadern, mit dumpfem Getöse zerschellend, in die Tiefe. Eine weiße Wolke stob, ins Riesenhafte wachsend, nach vorne, während in ihrem Innern der Donner brüllte. Bis ich den Rucksack unten hatte, den Apparat draußen, eingestellt und geladen, lag nur noch wie ein Hauch die Wolke am Boden. Und weiter zogen wir, einem Streifen grünglasigen Eises zustrebend, den wir uns schon von der Hütte aus gemerkt hatten, um ihn als mühsamen, aber sicheren Anstiegsweg zu benützen. Noch zwei Kehren, und wir hatten uns von der Ungangbarkeit überzeugt, es waren Ausbuckelungen, die nur eine neue Gefahr und, trotz Steigeisen und Pickel, einen übermäßigen Zeit- und Kraftverlust bedeutet hätten. Die nächste Kehre legten wir so groß, daß sie in die südlich gelegenen Spalten reichte, hier waren wir sicherer. Der Hang verlor jetzt an Neigung, immer bequemer ging's in die Höhe, und 4 Stunden nach unserm Abmarsch von der Hütte standen wir in der Einsattlung zwischen P. 3695 und P. 3632 der Mulets de la Liaz. Noch ein paar Schritte höher stiegen wir und legten uns dort auf warmen und trockenen Fels. Kaum ein Lüftchen regte sich hier auf dem Grate. Von der Montblanckette her war ein trüber Schleier heraufgezogen und deckte jetzt fast den ganzen Himmel. Schon kamen einzelne Wolken heran und wagten sich an die höheren Gipfel. Weit spannte sich hier der Blick, vom Montblanc im Westen bis zum Monte Rosa im Osten, der Combin schwang sich aus nächster Nähe aus unserem Grate in die Höhe. Es dauerte nicht lange und es hing auch an ihm so ein Wolkenfetzen, der nicht mehr locker ließ. Um 11 Uhr setzten wir unsern Weg fort, wir waren aufs höchste gespannt, wie auf der anderen Seite der Abstieg aussehen möchte. Der Tournelon blanc selbst, 3712 *m*, zu dem sich vor uns der Grat erhob, kümmerte uns nicht mehr viel; wir vergaßen ganz, daß wir ihn hatten mitnehmen wollen, denn wir brannten auf die Dinge, die da unten kommen sollten. Mit großen, eiligen Schritten, die Schneeschuhe im Arm, stapften wir hinunter. Ein paar hundert Meter Höhe hatten wir in tiefem Pulverschnee zurückgelegt, als die weite Mulde unter dem Gipfel sich verengte, große Schründe zeigten sich an beiden Seiten. In beängstigender Steilheit senkte sich dazwischen der Gletscher, wir stiegen geradewegs hinunter. Links unter dem Südostgrat schien es flacher, aber auch rutschiger, denn alte Lawinenbrocken lagen unter den Felsen. Wieder kamen Schründe, ein Zurück gab es nicht mehr, vor und hinter uns hielt die Gefahr sich die Wage. Zusammenhängender wurden die Lawinenfelder zur Linken, ohne Besinnen stapften wir hinunter, da, wo der Gletscher am steilsten war. Schwül und dick schien uns die Luft, matt fiel das Sonnenlicht hindurch. Jede Minute ist kostbar, voran! Wir können der Lawinenbahn nicht mehr ausweichen, immer mächtiger wird das brockige Bett, bis ein einziger, ungeheurer Strom den ganzen Gletscher deckt. Und nirgends eine Stelle, wo es, wenn auch nur für ein paar Meter, ein bißchen nachließe im Sturz zur Tiefe, und wo wir das Gefühl hätten haben können, hier sind wir sicher. In ununterbrochenem, raschem Gefälle senkt sich die Bahn rund 1000 *m* vom Gipfel des Tournelon blanc zur Moräne des Jesettagletschers. In unerhörter Wildheit fallen rechts die Ostwände des Combin zur

Tiefe; ein übergewaltiges Bild, aber ich denke nicht ans Photographieren. Zwei Gedanken haben nur Platz im Hirn: „Bleibt's noch ruhig, bis wir unten sind?" und „Wir kommen rasend schnell voran!" Ein Schrei hinter mir — pfeilgeschwind fliegen zwei aneinandergekoppelte Schneeschuhe in die Tiefe. In wenigen Sekunden sind sie dem Blick entschwunden — auf Nimmerwiedersehen! Einen besonderen Eindruck machte der Zwischenfall auf keinen von uns. Um 1 Uhr mittags standen wir auf sicherem Boden auf der Seitenmoräne des Zesettagletschers. Wir atmeten auf wie jemand, der dem Leben wieder geschenkt ist. Du erwarteſt, geneigter Leser, daß ich fortfahre: „In diesem Augenblick wurde der aufgeweichte Schnee, dem wir eben entronnen waren, plötzlich lebendig und . . . . ." Nein, es blieb alles ruhig. Selbst in den haltlosen Felsen der Ostwand raschelte es nur hin und wieder einmal. Vielleicht hatten wir die Gefahr überschätzt in der seelischen Erregung, in die uns die gewaltige Umgebung und die ungewohnte Lage versetzte. Gleichwohl — für eine Wiederholung im Winter wäre ich nicht mehr zu haben.

Kaum eine Stunde hatte uns der Abstieg gekostet, die hatte aber genügt, uns in Schweiß zu baden. Rock und Hemd zog ich aus und dann fing eine lange, lange Mittagsrast an.

Gut gefielen uns die neuen Nachbarn, besonders Ruinette und Bec d' Epicoun. Nachdem wir den Zesettagletscher gequert hatten und das Seil im Rucksack verpackt war, da kam auch der Schneeschuhläufer wieder einmal auf seine Rechnung. In schöner Fahrt fuhren wir zum Ostfuß der Tour de Boussine hinunter, nur Osse klebte auf seinen Schneereifen an Zeit und Raum. Nach der polaren Pracht des Winters im Corbassièrebecken spürte man hier so etwas vom Nahen des Frühlings. Grasschöpfe tauten schon heraus, und Gemsspuren führten zu ihnen hin. Frei und großzügig wurde die Fahrt wieder auf dem Glacier du Mont Durand, rasch führte er uns zur Tiefe, und mächtig wuchsen die Berge in die Höhe. Der größten Steilheit des Gletschers wichen wir aus an das südliche Ufer, und um 6 Uhr standen wir unten am lebendigen Wasser der Drance. Wir füllten die Flaschen mit der ungewohnten Gabe, überschritten das Brückchen und gingen, meist zu Fuß, den Weg links hinauf. Wenn wir nicht so nahe am Ziel gewesen wären, hätten wir uns einmal noch zur Umkehr entschlossen, so unsicher war an einer Stelle der Hang. So nahmen wir's noch einmal auf die leichte Schulter und wühlten uns hindurch zur längst erspähten sicheren Schispur, die von Meyer und den Trägern herrühren mußte. Dann noch eine endlose halbe Stunde, und wir riefen Sieg.

Meyer begrüßte uns mit einer dicken Suppe, auf die wir uns gierig wie die Geier stürzten. Zu unserem Erstaunen trafen wir noch eine andere Partie in der Hütte, drei Herren, die eine Ostertur auf die Pigno d' Arolla unternommen hatten. Unsere Träger dagegen waren schon wieder zu Tal gestiegen, und ein Berg von Sachen lag nun auf den Tischen und Regalen, — ade Knausrigkeit der beiden letzten Tage! Nur Meyer machte noch ein langes Gesicht, und bald merkten wir's auch, wo es fehlte. Es gibt zwar in der Schweiz keine „Frage der Schutzhütten im Winter", aber hier gab es überhaupt nichts. Keine Teller und Tassen, keine Messer und Gabeln, kein Licht und kaum zwei, drei Decken. Hüttenschuhe waren ein ausgegangener Artikel und das Holz lag in dicken, unbehauenen Stämmen am Boden, denen mit einer stumpfen Axt beim besten Willen kein Leid anzutun war. Mit Steinen hatten die Träger gestern etwas Holz zerkleinert. In der Tat, so mußte es einmal in der Steinzeit gewesen sein. Das hatten wir den Schmugglern zu danken, denen die Sektion Genf anscheinend das Schlimmste zutraut. Nicht einmal das Hüttenbuch hatte sie uns gelassen. Eine erneute gründliche Durchsuchung förderte ein Gefäß zutage, halb Kochtopfdeckel, halb Blumentopfuntersatz, es wurde zum Familienteller. Das Essen schmeckte deshalb nicht weniger, und da die Nacht nicht kalt war, so wachten wir am Morgen lebendig wieder auf.

Mont Avril, 3341 *m*

Mit Bedauern mußten wir Osse, der ohne Schneeschuhe kampfunfähig war, zu Tal ziehen lassen. Er war wenigstens so glücklich, Begleiter gefunden zu haben, denn die andere Partie mußte nun auch wieder hinunter. Wir packten ihm noch auf, was er tragen konnte von unserem Überfluß, den unsere Rucksäcke allein nicht gefaßt hätten. — Wir selbst brachen eine Stunde später auf zur Besteigung des Mont Avril, der seiner Aussicht wegen berühmt ist. Um möglichst wenig an Steigung zu verlieren, fuhren wir dicht am Otemmagletscher vorbei, zu den Hängen unter der Pointe d'Arias hinauf, und betraten von dieser Seite den Glacier de Fenêtre. Im Sommer hält man sich mehr am Fuße des Mont Avril, für uns war die Gletschermitte das bequemste. Das Becken steht unter dem Eindruck des Mont Gelé, der eine gewisse Ähnlichkeit, wenn auch in kleinerem Maßstab, mit der Ruinette vom Glacier de Giétroz aus hat. Der Schleier von gestern hatte sich noch verdichtet; nur gedämpft wirkte das Sonnenlicht und gab der Landschaft etwas unsagbar Trauriges. In der Hoffnung, daß sich am Col de Fenêtre vielleicht ein freundlicheres Bild eröffnen werde, blieben wir bei der einmal eingeschlagenen Richtung, obwohl es kürzer für den Schneeschuhfahrer ist, wenn er die Bergflanke früher angreift. Kaum zwei Stunden hatte uns der Schmugglerpaß gekostet, der ins Tal von Ollomont und Valpelline führt, aber trostlos sah es auch jenseits aus, fahl und dunstig, als ob es regnen würde. Der Mont Vélan, obwohl in nächster Nähe, entbehrte jeder Körperlichkeit.

Nach kurzer Rast begannen wir um 11 Uhr den eigentlichen Aufstieg, der in allmählich zunehmender Steilheit wenig Abwechslung bot. Ganz oben traten erst die Felsen hervor, über die wir um ½1 Uhr in 2—3 Minuten den Gipfel erreichten, 3341 *m*. Die Aussicht konnte keinen tiefen Eindruck hinterlassen, selbst der gegenüberliegende Combin blieb durch den Mangel jeglichen Maßstabes für die Sinne fast ungenießbar. Aber den Wunsch nahm ich mit herunter vom Gipfel, hier noch einmal bei schönem Wetter hinaufzusteigen, denn die ganze Herrlichkeit des Bagnestales erschließt seine Höhe. Ein Ersatz war dann der sportliche Teil der Tur. In ungehemmter Fahrt fuhren wir an der Nordostflanke des Berges herunter, in wenigen Augenblicken hatten wir den Gletscher erreicht und gelangten jenseits der Hänge, die wir am Morgen heraufgekommen waren, in sausender Fahrt hinab zur Drance; 40 Minuten hatte der Abstieg gedauert.

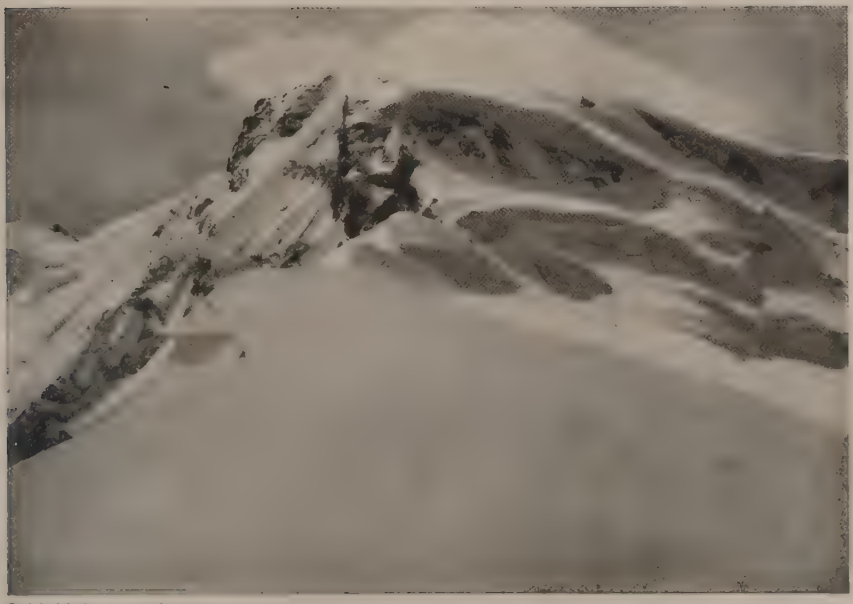
Die Combingruppe lag hinter uns, fast möchte ich sagen glücklich. Denn in das Gefühl der Freude, den herrlichen Berg von seiner schönsten Seite kennen gelernt, und des Stolzes, ihn gewonnen zu haben, floß unbewußt das der Erleichterung hinein, daß uns der Übergang geglückt, der eine offene Stelle im Programm gewesen war. Die Spuren unserer Vorgänger [1]), denen wir hier herüber gefolgt waren, dachten wir nun zu verlassen, um auf geradem Weg nach Zermatt zu kommen. An landschaftlicher Schönheit mag die Fahrt über Col de Mont Rouge und Col de Seilon nach Arolla die Gletscherwanderung an der italienischen Grenze entlang übertreffen. Mir schien es aber, da ich die Berge von Norden her kannte, einmal ganz interessant, hinter die Kulissen zu schauen, und wohl der Mühe wert, die „high-level-route" kennen zu lernen.

Das Gletschergebiet östlich der Drance bietet mit seinen zahlreichen, ruhig fließenden Eisströmen dem schilaufenden Bergsteiger eine reiche Auswahl an Marschlinien. Drei Klubhütten ermöglichten die Durchführung mehrtägiger Fahrten: wenn man

[1]) Erste Winterquerung der Walliser Alpen im Jahre 1903 von Dr. Reichert und R. Helbling: Fiounay—Cabane de Panossière, Glacier de Corbassière—Col des Maisons blanches, Tournelon blanc—Glacier de Zesetta—Cabane de Chanrion. Glacier de Breney—Col du Mont Rouge—Mont Rouge—Col du Montblanc de Seilon—Glacier du Durand—Col Riedmatten—Arolla. Col de Bertol—Tête de Valpelline—Col d'Hérens—Zermatt.

Friedrich Henning phot.

Abb. 1. Grand Combin von Norden



Friedrich Henning phot.

Abb. 2. Grand Combin vom Grat der Mulets de la Lias

Friedrich Henning phot.

Abb. 3. Petit Combin vom Plan de Serey

Friedrich Henning phot.

Abb. 4. Panossièrehütte mit Grand Combin

das Val de Bagnes als Zugang wählt, die Chanrionhütte, für das Val d' Hérémence die Val-des-Dix-Hütte und von Arolla her die Bertolhütte. Wenn die Berge auch nicht die Kraft und Höhe erreichen wie die erlauchten Herren zur Rechten und Linken, so vergibt man sich doch durchaus nichts, sich in ihrer Gesellschaft zu bewegen, im Gegenteil, manch einer war mir schon wert, Freund fürs Leben zu bleiben. Ruinette, Montblanc de Seilon und Bec d'Epicoun, um im Bereich unserer Hütte zu bleiben, sind Namen, die sich hören lassen können. Doch für Gipfel hatten wir diesmal keine Zeit, unser Sinn war nicht auf Höhen, sondern auf die Weite gerichtet.

Morgen sollte die große Gletscherreise beginnen hinüber zum Rifugio d' Aosta am Glacier de Tsa de Tsan, also aus dem Val de Bagnes an den Bergen Arollas vorüber zu den italienischen Gletschern der Valpellina. Wurde das Wetter unterwegs schlecht, so konnten wir immer noch vom Col de Collon den Arollagletscher hinabfahren nach Arolla. Erreichte uns das Geschick erst in der italienischen Hütte, so saßen wir mit unseren Rundreisebilletten und Wagner mit seinem 10tägigen Militärurlaub in der Mausefalle, wohl oder übel hätten wir dann auch das Aostatal kennen gelernt.

Am Abend war großes Geschirrputzen — des Blumentopfunterssatz-Kochtopfdeckels, am nächsten Morgen Zusammenfalten der sämtlichen beiden Decken. Nicht weniger Zeit wurde der Morgentoilette zugewendet: Entfernen des Lagerstrohes aus dem salbenklebenden Gesicht, ein neuer Anstrich mit Gletschersalbe und ein selbstgefälliger Blick in den Spiegel (der zu diesem Zwecke selbst in dieser Hütte nicht fehlte).

Col du Pt. Mt. Collon, 3300 *m*, Col de l'Evêque, 3393 *m*, Col de Collon, 3130 *m*, Col du Mt. Brulé, 3330 *m*, Col de Valpelline, 3562 *m*, Col de Bertol, 3390 *m*

Gern wäre ich noch ein paar Tage hier geblieben in dieser seltsamen schönen Fels- und Schneewildnis. Lohnende Turen wären noch genug zu machen gewesen, der Blick von der Amianthe, 3600 *m*, auf die Südwand des Grand Combin und den Mont Vélan hätte mich interessiert, eine Tur, die rund 1400 *m* herrlicher Abfahrt versprach. Dann waren alte Bekannte da, die Ruinette, 3897 *m*, mit dem klassischen Blick auf die Combin-Ostwand, und der eigentliche Schiberg der Gruppe, die Pigno d' Arolla, 3811 *m*. Und dieser Bec d' Epicoun, der zu einem Versuch förmlich aufstachelte. Die berühmte Firnschneide des Nordgrats sah schon verdächtig vereist aus, und der Versuch wäre nicht ganz aussichtslos gewesen, denn schon öfter traf ich zur Osterzeit auf nordseitigen Firnbergen fast sommerliche Verhältnisse an. Doch Wagner heischte Aufbruch, seine Urlaubstage gingen ihrem Ende zu.

Um ½7 Uhr verließen wir, jetzt wieder mit schweren — ach, zu schweren — Rucksäcken, die schöne Hütte und fuhren unter entsetzlichem Scharren und Kratzen der Bretter auf den eisharten Schneefeldern hinunter zur Zunge des Otemmagletschers. Einer von uns erinnerte sich hier dunkel, daß einmal jemand auf diesem Gletscher in eine verschneite Spalte gefallen sei, wir seilten uns deshalb an — und er brauchte das Seil nicht zu tragen. Mit Fellen und Harsteisen gingen wir dann der steil sich senkenden, harten Zunge zu Leibe und waren froh, als wir den flachen Boden des gewaltigen Gletschers erreicht hatten. Von Süden mündet hier der Glacier de Crête sèche ein, vom Glacier de Fenêtre, den wir gestern kennen gelernt hatten, durch den Mont Gelé, 3517 *m*, getrennt. Ein weiterer Gletscher, ohne Namen, ergießt sich nach kurzer Fahrt von stolzer Höhe in den großen Sammelgletscher, ihm entragt die herrlich geformte Pyramide des Bec d' Epicoun, 3527 *m*, in dessen nächster Nähe wir nun standen. Und so geht es weiter, immer wieder kommt ein neues Gletscherchen zum Vorschein, vom vorigen durch eine Felskulisse getrennt, in siebenmaligem Wechsel, die letzten fünf von erstaunlicher Ähnlichkeit. Noch einmal grüßen wir den Com-

bin, der sich aus seiner gedrückten Stellung wieder gewaltig in die Höhe gereckt hat, dann schiebt sich die Pointe d' Otemma davor und entzieht ihn unserm Blick. Eine wenig bedeutende Gesellschaft ist es, die jetzt wie in einem Wandelpanorama an uns vorbeizieht. Links der langgestreckte Kamm, der von der Pointe d' Otemma zur Pigno d' Arolla führt, die Gipfel, die ihm entragen, sind ungetauft und müssen ihr Dasein als Höhepunkte fristen. Rechts von der Höhe des italienischen Grenzkammes herunter folgt Gletscherchen auf Gletscherchen, und vor uns hebt sich, wie ein verschneites Schlößchen, unmerklich langsam der Petit Mont Collon in die Höhe. Der föhnige Schleier der beiden letzten Tage war noch nicht vom Himmel verschwunden und verstärkte durch das Fehlen von Licht und Schatten nur noch den Eindruck der Eintönigkeit, den die weiße Schneedecke hier ohnehin schon hervorrief. So mußte mich, nach der großartigen Schilderung C. Hausers, dieser Gletscher enttäuschen; es kommt, wie bei allem Erleben, viel auf die äußeren Umstände an. Ja, an winterklarem Tage von der entgegengesetzten Seite her auf flinkem Schneeschuh die riesige Gletscherstraße hinabzugleiten, das mußte eine Fahrt sein, die einen tiefen Eindruck hinterlassen konnte. In heiliger Begeisterung singt Hauser[1]) von der Schönheit des Otemmagletschers: „Diese Partie läßt sich nur empfinden, nicht beschreiben; sie gehört zu den großartigsten der Erde, sie überragt die kühnsten Konzeptionen der menschlichen Phantasie. Man denke sich eine 3 Stunden lange und 1 Stunde breite Straße, deren Ränder von den herrlichsten Palästen gekrönt sind, welche die Kunst des Menschen aus dem rohen Material zu zaubern vermag, so würde jedermann sich danach sehnen, eine solche Schöpfung der Baukunst anzuschauen; nun denke man sich aber statt der Straße den Eisstrom und dessen Ufer gekrönt von einer Reihe 10—12 000 Fuß hoher Gipfel, die wie unbezwingbare Bastionen in die Wolken ragen, und man kann sich einen Begriff machen von der erstaunlichen Großartigkeit des Gebirgsprospektes, vor dem die Formen, mit denen der Mensch in seinem alltäglichen Leben umgeben ist, beinahe in Nichts verschwinden."

Tiefsinnig folgten wir nun schon seit einer Stunde einer Gemsspur, die unentwegt in schnurgerader Linie dem Lauf des Gletschers folgte. Langsam tauchen halblinks, über dem Col de Chermontane, neue Bekannte auf, der kecke Zahn der Aiguille de la Tsa, und vor uns glotzt über dem Col du Petit Mont Collon der Evêque herüber. Er ist unser Richtungspunkt. Während der Gletscher in breitem, flachem Becken nach Norden umbiegt, strebten wir der Einsattlung am Südfuße des Kleinen Collon zu. Ehe die Steigung wieder beginnt, tat eine Rast ganz gut, tüchtig griffen wir hinein in die Rucksäcke, wir durften aus dem Vollen schöpfen. Nach einer Stunde setzten wir mit Fellen unsere Wanderung fort. In stattlicher Höhe hebt sich am jenseitigen Gletscherufer die Pigno d' Arolla empor, die von dieser Seite her meine erste führerlose Eistur gewesen war. Schade, daß unsere Zeit zu kostbar war für Gipfelhöhen, wir hatten heute genug Arbeit mit den „Cols". In ein kleines Becken kamen wir hinein, das von der Sengla und den Pointes d' Oren im Süden und dem Petit Mont Collon im Norden gebildet wird. Dazwischen liegt der Col du Petit Mont Collon, der den Übergang zum obersten Glacier du Mont Collon vermittelt. Am Nordrand wäre es besser gegangen, doch ging's zur Not auch hier. Große Schründe öffneten sich vor uns, vom italienischen Grenzkamm stierte das grünglasige Riesenauge eines Eisbruches herunter, grausig und schön zugleich. Steil hob sich zum Schluß der Firnboden hinauf zum Sattel, ein paar Kehren, und wir hatten ihn gewonnen, 3300 *m*. In unmittelbarer Nähe hebt sich der Felsbau des Evêque empor, wieder einmal ein richtiger Berg! Der Mont Collon, nur 100 *m* tiefer, sieht fast unansehnlich aus. Man glaubt es kaum, daß das der Berg ist, der in einer großartigen Vereinigung von Kraft und Schönheit den Beschauer im Norden so fesselt, im Tal

[1]) C. Hauser, Nachlese aus den Exkursionsgebieten des Wallis. Jahrbuch des S. A. C. VII, S. 191.

von Arolla ist er „der Berg". Suchend glitt dann der Blick ins Tal. Es ist nicht allein das farbenentwöhnte Auge, das sich aus dem schmerzhaften Übermaß des Lichts der Höhen nach dem milden Grün der Tiefe sehnt. Einladend, durch die gelbgrünen Gläser der Gletscherbrille nur um so saftiger, schien es uns, die wir den Frühling schon im Blute gespürt hatten, wieder zu sich locken zu wollen. Es ist immer wieder wohltuend, nach großer Höhenfahrt die Erde des Tales unter der Sohle zu fühlen, wieder das Leben zu sehen in Pflanze und Tier und den Menschen wieder zu suchen, den ich so leicht und gern hinter und unter mir gelassen hatte.

Aber so eilig hatte ich es damit doch noch nicht. Mochte die Sonne auch schwül und trübselig herabblinzeln auf die licht- und schattenlose Schneedecke, jetzt sollte uns ein frischeres Lüftchen wehen, jetzt kamen die Abfahrten, hinunter und hinüber zu Bergen, die wir schon lange mit Ungeduld suchten.

Jenes andere, kalte, bläuliche Grün begann wieder den Weg zu säumen, als wir die Fahrt zum Col de l' Evêque antraten. Noch ehe wir ihn erreicht hatten, tauchte gerade über dem Sattel eine herrliche Spitze hervor, diesmal war es einer der „Großen", die Dent d' Hérens. Rascher wechselten jetzt die Bilder, denn die Felle sind im Rucksack verschwunden, und die Abfahrt zum Arollagletscher stand bevor. Für einige Minuten zeigte der Evêque den warmbraunen Fels der Südseite, in dem die Sonne schon tüchtig aufgeräumt hatte, dann eilten die Hölzer vom Col de l' Evêque, 3393 *m*, hinunter in die Tiefe. Das war was anderes als das Schneckentempo auf der anderen Seite! Ehe wir's uns versahen, waren wir unten im flachen Col de Collon, 3130 *m*, neu belebt von der prickelnden Fahrt. Jenseits steigt der Grenzkamm wieder auf zum eisgepanzerten Mont Brulé, ein lohnender Berg auch für den Schneeschuhläufer. Uns versagte die vorgeschrittene Zeit den Abstecher, in herrlichem, pulvrigem Schnee fuhren wir, auch hier ohne ernsteres Hindernis, hinunter zum Boden des Arollagletschers. Dann hielten wir östlichen Kurs, entlang an der eisigen Nordwand des Mont Brulé. Evêque und Mont Collon, die uns nun im Rücken lagen, hatten ihr Aussehen vollkommen verändert, gewaltig steigen von hier die glatten, dunklen Ostwände in die Höhe und zeigten uns so recht, was wir an Höhe verloren hatten. Vor uns faßten die Dents des Bouquetins, die in rechtem Winkel vom Mont Brulé nach Norden abspringen, den Gletscher ein, ihren schartigen Ausläufer hatten wir, als letzte Gegensteigung, an geeigneter Stelle zu überschreiten. Bequem geht es hier nirgends hinauf, nur der Col de Tsa de Tsan, die Einsattlung zwischen Mont Brulé und Dents des Bouquetins, sah weniger steil aus. Der kam aber für uns nicht in Betracht. Es kam vielmehr bei der Unzuverlässigkeit der Karte darauf an, den richtigen Col du Mont Brulé zu treffen, das heißt die Stelle des Grates, wo von der entgegengesetzten Seite herauf ein breiter Firnstreifen des Haut Glacier de Tsa de Tsan die Kammhöhe erreicht, der den Übergang nach Italien ermöglicht.[1]) Am Fuße des 300—400 *m* hohen Grates ließen wir uns noch einmal nieder zur Rast, zur letzten, wie wir glaubten.

Dort, wo die Gletschergasse sich talwärts öffnet, trat ein eigenartig zackiger Kamm hervor, die Steilwände mit leichtem Schnee überzuckert, es war Arollas Kletterberg, die Aguilles rouges d' Arolla im Winterkleide.

Bevor wir uns an den Aufstieg machten, ließ ich pflichtschuldig die Stimme kräftig erschallen, denn Baedeker macht hier auf ein Echo aufmerksam. Dann wählte ich gegen meine bessere Überzeugung unter den verschiedenen Scharten diejenige, wo die Karte den Col du Mont Brulé verzeichnet. Wieder halfen die getreuen, nun schon

[1]) Die älteren Karten des Siegfried-Atlas sind hier gänzlich verzeichnet, das Firnband ist überhaupt nicht angegeben. Der Neudruck ist wesentlich verbessert, doch zieht sich hier der Firn bis unmittelbar zum Col de Tsa de Tsan, während er in Wirklichkeit nicht einmal das „Mt." von „Col du Mt. Brulé" erreicht, denn auch dieser Col ist zu weit südlich eingezeichnet.

arg zerzausten Felle wacker mit, zusehends sank der Gletscher in die Tiefe. Aber immer steiler wurde der Hang nach oben zu, enger auch der Raum für die Kehren. Im obersten Teil war es schließlich nicht mehr möglich, eine haltgebende Spur in den Hang hineinzubekommen, der Schnee brach aus und glitt in Schollen in die Tiefe. Wir mußten abschnallen, wenn wir nicht eine Lawine herausfordern wollten. In mühsamen, tiefen Stufen stapften wir vorsichtig das letzte Stück hinüber zur Scharte, die wir um 6 Uhr betraten. Was wir in der letzten Viertelstunde schon befürchtet hatten, zeigte uns jetzt ein Blick auf die andere Seite: statt im bequemen Sattel drüben, standen wir auf scharfem Felsgrat ein gut Stück südlich davon, etwa 3340 *m*.

Wir waren arg enttäuscht. Mit einem Schlag hatte sich zudem ein Bild wildesten Hochgebirges eröffnet, das durchaus nicht so aussah, als sollten wir es so bald mit dem eines gemütlichen Hüttenabends vertauschen. Unerwartet tief und steil schossen die Wände zu unsern Füßen hinunter zum Glacier de Tsa de Tsan. Nach langem Suchen fand der Blick das Dach der winzigen Hütte, tief, tief unter uns — wie ein Fragezeichen. 1500 *m* steigt von ihr in wilder Steilheit die eisige Pyramide der Dent d' Hérens in die Höhe, und an ihrem Südfuße wallte und wogte in ungeheurer Breite und Höhe das Meer von Eis des Bas Glacier de Tsa de Tsan, aufgewühlt und geborsten, unsagbar großartig.

Im Sommer hätte unser kleines Mißgeschick keine Rolle gespielt, in einer abwechslungsreichen Viertelstunde wäre der Schaden behoben gewesen. In unserer Lage versprach die Kletterei keinen schönen Abschluß, dem Schnee zur Linken wollten wir uns aber nicht wieder anvertrauen. Eine ungewohnte Arbeit war es nach zwölfstündiger Schneeschuhfahrt, wo die Muskeln reflektorisch ihren Dienst getan hatten. In der linken Hand die Schneeschuhe, in der rechten den Pickel, zwei Hände brauchte man zum Klettern, und das Seil war auch zu bedienen — wie schwerfällig und ungeschickt kamen wir uns vor! Wenn man nur wenigstens die Schneeschuhe hätte umhängen können, aber schon die Stöcke am Rucksack konnten einen zur Verzweiflung bringen. Richtiger Kletterfels wechselte ab mit weichem Schnee und vereisten Platten. Nach einer Stunde standen wir endlich im Firnsattel — der Weg nach Italien war frei.

Die Schneeschuhe waren wieder in ihrem Element und ratterten den harten Firn hinunter. Noch waren wir uns nicht klar darüber, wo es eigentlich zur Hütte hinunterginge, denn in einen immer steiler werdenden Trichter ging es hinein. Vor einem Felsabsturz bremsten wir ab, von einer vorspringenden Kanzel ließ sich wohl ein Überblick gewinnen. Zu Fuß stapfte ich hinüber und sah und suchte und fand keine Möglichkeit. Wild fiel der Gletscher in 400 *m* hoher Stufe zur Tiefe, eingefaßt auf beiden Seiten von glattem Fels. Drüben vom breiten Firndach der Tête de Valpelline führte eine große Rinne hinunter, aber hoch hätten wir wieder steigen müssen, um in sie hineinzukommen. Zudem hatte die Sonne drüben schon mächtig geschafft, die großen, graugrünen Flächen, die bedeuteten Eis. Noch einen wehmütigen Blick warf ich hinunter zur verwunschenen Hütte, dann fügte ich mich ins Unvermeidliche. „Wie eine Hütte auch nur so liegen kann", echoten wir uns immer wieder an; „fahren wir halt einfach weiter, geschieht ihr ganz recht!" Eilig hatten wir's jetzt gar nicht mehr, in einer Stunde war es doch dunkel. Aus den Rucksäcken zogen wir die Handschuhe und wärmende Unterkleidung hervor, nahmen noch einen kräftigen Bissen und saugten aus der Feldflasche, was noch nicht gefroren war. Dann setzten wir uns langsam in Bewegung — der Bertolhütte zu.

Der Haut Glacier de Tsa de Tsan war ein alter, aber kein guter Bekannter von mir, seine Spalten hatte er damals erst sehen lassen, wenn die Beine hineinbaumelten. Wir machten deshalb, daß wir an das nordseitige Ufer hinüberkamen, wo wir am sichersten waren. Große Schründe lauerten rechts und links im unbestimmten Licht des schwindenden Tages, bis wir am Fuß jenes Eisfalles angelangt waren,

der vom Col des Bouquetins herunterkommt. Er hätte den kürzesten Weg zur Hütte vermittelt, aber wir dankten für weitere Überraschungen. Der harmlosere Col de Valpelline war für die Dunkelheit das Richtige, die Firnhänge der Tête blanche konnten dann nachher keine Schwierigkeiten mehr bieten.

Es war eine stumpfsinnige Fahrt in stockdunkler Nacht. Das Auge kann nicht mehr mithelfen, es tritt eine allgemeine Entspannung der Sinne ein. Nur eine Empfindung ist stärker als sonst, das Gefühl, am Seil zu fahren. Ohne dieses Beruhigungsmittel würde ich mich kaum vom Fleck wagen. Härter wurde der Schnee und steiler die Bahn. So mühten wir uns eine Weile auf dem Harscht, in dem die Schneeschuhe nicht mehr fassen wollten, dann dünkte es uns, als könnte der Bergschrund bald kommen, wir steckten die Laterne an und luden die Bretter auf den Rücken. Einen kleinen Umkreis nur erhellte das Licht, darüber blieb es dunkel, und immer wieder glaubte das getäuschte Auge, oben schaue schon der schwarze Himmel herüber. Um ½11 Uhr war er's wirklich, wir standen auf dem Col de Valpelline, 3562 *m*.

So verließen wir nach kurzem Besuch das für uns nichts weniger als „sonnige Italien" wieder — bei Kerzenlicht.

Ein kalter Nachtwind strich uns entgegen, immer noch nicht wollte es im Osten heller werden vom ersehnten Licht des Mondes. Über brettharten Firn stolperten wir an der Tête blanche herum, schweigend und mißmutig. Der Rucksack fing an infam zu ziehen und hartnäckig kehrte der Gedanke immer wieder, wie gut wir es jetzt in der Hütte haben könnten. Einer von uns glaubte das Matterhorn zu erkennen, wir hatten aber nicht mehr viel übrig für Naturgenüsse, eine Matratze wäre uns lieber gewesen. So um Mitternacht herum wurde im Westen der Grat der Dent des Bouquetins und Dents de Bertol in ungewissem Licht sichtbar, ohne daß wir etwas über die genaue Lage des Col de Bertol hätten feststellen können. Die Abfahrt zum Glacier du Mont Miné war eine harte Geduldprobe. Zu dritt am Seil auf dem verharschten Firn im Dunkeln herumgezerrt — ich habe schon schönere Abfahrten gemacht. Unten auf dem Gletscherboden waren wir erst recht im Zweifel, wo man zum Col de Bertol abbiegt, aber schließlich fanden wir uns doch zurecht. Und als wir nun endlich einbogen in den rettenden Hafen mit zerrissenen Fellen und zerbrochenen Harschteisen und die Klippe aufragen sahen, auf der die Hütte thront, da waren die Mühen des langen Tages vergessen, und eine stillfrohe Zufriedenheit bemächtigte sich meiner.

Um 2 Uhr nachts betraten wir den Col de Bertol, 3390 *m*. Am Fuße des steil aufragenden Clocher de Bertol legten wir Schneeschuhe und Stöcke nieder. Am Ende einer Schneerinne fanden wir glücklich das feste Seil und kletterten mit seiner Hilfe die 30 *m* hinauf zur Hütte. Noch einmal mußte auf vereister Platte der Pickel geschwungen werden, dann standen wir, eben als der Mond aufging, vor der Hütte. Doch eine letzte Enttäuschung: hoch lag der Schnee vor der Tür! Unglücklicherweise ist sie ungeteilt und geht nach außen auf. Also sollte uns das Mondlicht doch noch etwas nützen. Fast eine halbe Stunde dauerte die Arbeit, dann konnten wir uns, gegen 3 Uhr, durch einen engen Spalt eben hineinzwängen. Ich blieb bei diesem Versuch an einem rostigen Nagel hängen, das war aber die letzte Tücke des Objekts. Die dickeren Rucksäcke wanderten zum Fenster herein. Bald prasselte ein wärmendes Feuer im Herd, ein Topf mit Schnee wurde zu Wasser und Bouillon, dann legten wir uns nach zwanzigstündiger Gletscherfahrt zu verdienter Ruhe.

Col d'Hérens, 3480 *m*

Bis in den hellen Tag hinein schliefen wir und als wir uns endlich vom feuchtkühlen Lager erhoben, um die neuen Nachbarn draußen zu begrüßen, da bot sich uns ein ganz neuartiges Bild. Der Wind hatte nach Nord gedreht und der trübe Schleier war verschwunden vom

Himmel, der nun in reinem, sommerlichem Blau erstrahlte. Auf den Gletschern unten zogen weiße Wolkenballen hinein in die Becken, während oben in ungeschwächtem Licht die schneeigen Häupter leuchteten. Wie auf einer Klippe im Meer stand unsere Hütte darüber, ab und zu selbst von einem Wolkenfetzen beleckt.

Um 1 Uhr mittags kletterten wir von der ragenden Klippe herunter, um uns zur Talfahrt zu rüsten. Mit anderen Gefühlen blickte ich heute auf die weiten Firnflächen des Mont-Miné-Gletschers, das sollte eine lustigere Fahrt geben, wo alles im hellen Sonnenlicht lag, und der Schnee weich und führend geworden. Und das war das richtige Wetter, um die hehre Schönheit der Berge Zermatts zu schauen. Die Wolken trieben noch ihr stilles Spiel, als wir den Col de Bertol hinter uns ließen, aber immer weniger waren es ihrer geworden, und auch die lösten sich selig auf im sonnengetränkten Luftmeer. Es tat uns fast weh, daß wir heute scheiden sollten von der in neuer Frische erstandenen Eiswelt. Noch einmal wollten wir wenigstens die Höhe aufsuchen und verweilen in dieser Herrlichkeit, um möglichst viel davon mitzunehmen ins Tal. Und so hielten wir auf die Tête blanche zu; so leicht sie zugänglich ist, so viel bietet sie ihrem Besucher. An eine bestimmte Aufstiegslinie waren wir nicht gebunden, kaum daß uns einmal ein Schrund zur Richtungsänderung zwang. Mit der Ankunft auf dem Gratrücken kam ein kalter Wind auf, der uns zur Eile antrieb. Aber welch eine unvergleichliche Schar hatte sich nun zusammengefunden! Die größten im Reiche der Alpen, jeder ein Fürst mit berühmtem Namen, hier stehen sie beisammen, fast alle weit in die 4000 hineinreichend, unnahbar und Bewunderung heischend. Sie sind der Traum von Tausenden, Menschengeschicke haben sich an ihnen erfüllt. In unerreichbarer Majestät, die sich mit nichts anderem auf Erden vergleichen läßt, als mit den Bergen selbst, schneidet vor allen das Matterhorn in den Himmel und zwingt uns von nun an in seinen Bann. Wie ein Vorhang ziehen aber immer öfter hochaufgewirbelte Schneestaubwolken davor, und bis ins Mark gehend fährt uns beißend der Gratwind entgegen.

Zu ungastlich war uns die Höhe geworden und zu spät die Stunde, wir kehrten um, ehe wir den höchsten Punkt erreicht hatten. In eiliger Fahrt schossen wir hinunter zum Col d'Hérens, 3480 *m*, kaltschöne Wolken jagten niedrig über unsere Köpfe. Eisig pfiff der Wind am Grat und spritzte den Schneestaub weit über die Wächtenkante hinaus zum tiefen Stockgletscher. Keine Minute war hier mehr unseres Bleibens, rasch die Schneeschuhe von den Füßen und hinunter zum Gletscherboden. Kaum waren wir unten, hatten angeschnallt und die neue Bahn gemustert, da schwanden die Ufer des Kessels, kaltziehender Nebel und wirbelnder Schneestaub hüllte uns ein. Für einen Augenblick lüftete sich der Schleier noch einmal, und dämonisch und fremd wurde der düstere Absturz der Wandfluhfelsen sichtbar, dann schien es Nacht geworden zu sein. Wir fuhren im Nichts, wir fühlten nur den Boden unter uns, scheu die dunklen Flecken im Nebel meidend — die trügerischen Schründe des Winters. Endlich ein Ahnen vorne durch das Grau, licht und farbig wurde der Nebel und phantastisch stiegen Felsen auf. Das konnte nur das Stockje sein, die Felsinsel im Eis des Stock- und Tiefenmattengletschers.

In steiler Rinne fuhren wir vor ihr nach rechts hinunter, aber mitten im Hang blieben wir wie gebannt stehen, oben im Himmel die Felsen, wie kamen die da hinauf? Wie ein Schlag war es dann auf die Sinne: das Matterhorn! Der grauen Wolke entronnen, nun himmelragende Höhe, magische Lichter und glühende Farben. Der Eindruck war ganz unbeschreiblich. In erhabener Großartigkeit standen die beiden Berge des Tiefenmattengletschers im Abendlicht, das Matterhorn und die Dent d'Hérens, der Felsriese links und der Eisriese rechts. Wie in einen tiefen, bodenlosen Abgrund glaubten wir versunken zu sein vor ihnen. Noch flogen die Sturmesboten herüber zu ihnen von der Dent blanche, aber nur ihre blauen Schatten

erreichten ihre Gigantenleiber und kletterten mit Windeseile an ihnen empor. Nur zögernd, oftmals umschauend verließen wir den einzigartigen Alpenwinkel.

Erneute Pracht und herrliche Abfahrt brachte der Zmuttgletscher. Weit öffneten sich talwärts die Wände und drüben strahlten in goldgelbem Licht die großen Gletscher der Monte-Rosa-Gruppe. Unten im Tal von Zermatt lagen schon die Abendschatten, in sorglos sausender Fahrt trugen uns die Schneeschuhe ihm zu — leicht und schwebend, wo der Bergsteiger im Sommer langsam und mühsam über Schutt und Eis und Spalten stolpert. Ehe der Gletscher sich tiefer ins Zmuttal zwängte, lenkten wir die Fahrt zum linken Ufer, den Weg erstrebend, der von der Schönbühlhütte zu Tale führt. Der Pfad war schon schneefrei. Die Fahrt war zu Ende. Das war ein Abschied vom Winter gewesen!

In der Dunkelheit erreichten wir Zermatt, es war wie ausgestorben. Wir waren froh, als wir doch noch Essen und Unterkunft gefunden hatten. Mit einem unsagbaren Glücksgefühl legten wir uns wieder einmal ins Bett, und damit blieben wir dem Tale verfallen. Ein Wägelchen wartete andern Tages auf die einzigen Gäste in Zermatt und führte uns durch den kalten Morgen das Sträßchen hinab nach Sankt Niklaus. Ungeheure Lawinen sperrten das Tal, hoch von der Berglehne reichend bis hinunter in die Matterviſp. Das Pferdchen schien schon gewohnt zu sein an die dunklen Tunnels, die man durch die gewaltigen Schneemassen gebohrt hatte, denn ohne Zögern und sicheren Ganges zog es uns durch die eisigen Grotten.

Wenn unsere Sehnsucht nach den Bergen noch nicht gestillt gewesen wäre, so hätte uns Undankbaren das Wetter heute sein Halt entgegengeschleudert — auf den Höhen raste der Oststurm. Unten aber im Tale standen in würzigweicher Luft die Obstbäume in märchenhafter Blütenpracht.

Kriegssommertage im Hochköniggebiet

Von Dr. Fritz Benesch

Wenn sich diese Zeilen in den ernsten Inhalt eines Jahrbuches drängen, das unter anderem auch die Alpen im Spiegel des Weltkrieges zeigt, so soll damit nicht erzählt werden, wie gut es einem erging, der an den Werken der großen Zeit vorerst nur in der Schreibstube mithalf, sondern es sollen unsere Kinder und Enkel einst nachlesen können, wie es in den Alpen aussah, als die Bergsteiger in Waffen standen. Diese Kriegssommertage im Salzburgerlande waren nicht Tage der Erholung und Freude, wie ich sie sonst immer an solcher Stätte verlebt hatte, es waren nur Tage stiller Andacht vor der Schönheit der Berge, aber auch Tage der Wehmut bei dem Gedenken an die, die nun den Alpen die unvergeßlichen Stunden mit Opfern an Blut und Leben vergalten.

Meine Bergfahrt begann an einem schönen Augusttag des Jahres 1916. Die Verpflegungsschwierigkeiten hatten damals noch nicht jenen Grad erreicht wie im darauffolgenden Jahre, und so hatte sich nach altgewohnter Weise noch eine ganz stattliche Schar von Sommerfrischlern in die Berge begeben, freilich lange nicht so viele wie sonst; aber mit dem Schulschlußrummel war der Ansturm vorbei, und jetzt lagen die Bahnhöfe wieder recht still da, beinahe wie sonst an einem verregneten Sonntag im Mai. Ich reiste in einem Wagenabteil allein. So blieb die Nachtruhe ungestört und ich konnte sogar die Pracht eines Gefäuses verschlafen. In Selztal mußte ich umsteigen. Die frische Morgenluft vertrieb mir den Schlaf und erweckte das Interesse an dem, was um mich vorging.

Die langen Reihen der rohgezimmerten Bänke und Tische am Ende des Bahnsteigs waren jetzt leer, denn seit den letzten Truppenverschiebungen waren Wochen vergangen, und nur ein paar Landstürmer mit Armbinde standen herum. Aber wo war jetzt das sommerliche Leben und Treiben dieses vielbesuchten Umsteigebahnhofs? Bauernweiber mit Binkeln und Körben und ein paar schwerbepackte Soldaten eilten von einem Ende des Bahnsteigs zum andern, verschlafen und in ihre Mäntel gehüllt stiegen auch einige „bessere" Reisende aus, an deren zufriedenen Gesichtern man den Beruf des Kriegsgewinners erkannte; dann sah man noch etliche Bauern und Arbeiter. Und die Turisten? — Richtig, dort standen zwei wie verschüchtert und ratlos, dort noch einer und sogar mit Pickel; doch den trug er so, daß er nicht aufreizend wirkte, denn wer jetzt mit diesem Gerät noch auszog, gehörte nach landläufiger Anschauung an die Front. Das Volk ist da mit einem harten Urteil rasch bei der Hand, und ich glaube, daß es über den augenblicklichen Eindruck dem armen, lufthungrigen Beamten weniger Daseinsberechtigung zubilligt als dem wohlgenährten Gewinner.

Die Fahrt durch das Ennstal dauerte selbst für einen Kriegsfahrplan lange und die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich Bischofshofen erreichte. Das Gepäck ließ ich im Bahnhotel, dann wandte ich mich markteinwärts. Hätte man mir jetzt einreden können, daß es Oktober sei, so vier bis sechs Wochen nach der Hauptreisezeit, dann wäre mir das friedliche Alltagsgetriebe ohne Turisten und Sommerdirndln, ohne Wagen, Postomnibus und Automobil nicht weiter aufgefallen; aber es war doch Anfang August, und wenn da eine Turistenstation von dem Range so aussah, dann

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Brueckmann

Mannolwand vom Imlbergkamm

konnte ich sicher sein, die Berge oben ganz ausgestorben zu finden. Es stimmte fast wehmütig, zu sehen, wie da alles seinem Berufe nachging, wie der Klempner, der Tischler, der Hufschmied und alle die lärmenden Kleingewerbebetriebe mit ihren friedlichen Geräuschen die Straße erfüllten, wie Frauen mit Einkaufstaschen vom Fleischer zum Bäcker und von dort wieder zum Krämer eilten und wie so gar niemand da war von den vielen, die sonst Auge und Herz hatten für die Pracht, die jetzt rings um den stillen Ort ausgebreitet lag.

Vorerst wollte ich einen Führer suchen. Im Hotel hatte man mir geraten, zum Tischler R. zu gehen, der werde wahrscheinlich mitkommen oder mir doch einen tüchtigen Begleiter verschaffen. Ich traf ihn nicht an. Ein schüchternes Bürschchen erklärte mir, der Meister sei soeben wegen Militärangelegenheiten auf das Gemeindeamt gegangen und werde erst gegen Mittag zurückkommen. Um nicht mit dem Warten zuviel Zeit zu versäumen, machte ich mich einstweilen an das zweitwichtigste Geschäft, an die „Verproviantierung". Aber wie sah es damit aus? Daheim, wo alles im gewohnten Gleise ging, überließ ich es meiner bewährten Hausverwaltung, dafür zu sorgen, daß sie alle diese notwendigen Dinge bekam; es war daher schon ein ungewöhnlicher Grad von Voraussicht bei mir, wenn ich an Brotkarten gedacht und solche mitgenommen hatte. Das sollte mein Glück sein, denn nun konnte ich schon beim ersten Bäcker zwei knusperige Brotlaibe erstehen. Wie aber weiter? Zuerst strebte ich nach einer Wurst, wie ich sie zu essen gewohnt war. Doch was war das für ein Ding, das mir da in die Hände geriet? Schwarzbraun, vertrocknet und runzelig, mit dem fast selbstverständlichen Namen „dürre Wurst". Aber immer besser als nichts, und so ließ ich mir denn ein halbes Kilogramm davon geben, in der Absicht, nun das Schwergewicht auf den wichtigsten Heizstoff der Bergsteigermaschine, auf die Butter zu legen. Ja Butter — es klang wie „ja Schnecken" —, die hätte man seit Wochen im Markt nicht gesehen, und auf meinen vorwurfsvollen Hinweis auf die vielen Almen ringsum ergänzte die gute Frau, daß die Bauern davon nichts mehr hergeben wollten, weil sie die Butter an Stelle des fehlenden Schweinefettes selber verzehrten. Da hatten wir's. Die „Dürre" als Hauptmahlzeit — ein vielversprechender Anfang.

Nun ist ein warmes Getränk auch nicht zu verachten. Tee mußte doch zu haben sein. Und ich bekam auch wirklich ein wohlduftendes Kraut; als ich aber nach Zucker fragte, fiel mir im selben Moment ein, daß es auch Zuckerkarten gäbe, die ich natürlich nicht bei mir hatte. Der Tee wanderte in die Lade zurück und ich mußte mich mit „Teewürfeln" begnügen, die angeblich schon den nötigen Zucker in sich hätten. In der Folgezeit aber erwiesen sie sich als eine Art nach Heu schmeckenden Schnupftabaks, und der unbestimmbare Bodensatz des Gebräus lief auch durch die engsten Maschen des Seihers hindurch, so daß ich ihn nach Art des orientalischen „Schwarzen" mittrinken mußte.

Die Würfel brachten mich auf den Gedanken, daß ich auch Konserven mitnehmen könne, und jetzt begann wieder das Gelaufe von Laden zu Laden, treppauf und treppab in sengender Sonnenglut; doch alles umsonst. Soll ich noch schildern, welche Enttäuschung ich beim Zuckerbäcker erlebte? Zwei Päckchen „Hustenzuckerln" waren das Ganze, was er mir gab, und schon ging ich mit mir zu Rate, was sich wohl aus der Apotheke herausholen ließe, ohne die Verdauung zu sehr zu stören, da fielen mir die berühmten Salzburger Birnen ein. Die fand ich denn auch, aber wie? Grasgrün und steinhart, und auch hier lehrte die Folgezeit, daß der Gedanke an die Genüsse der Apotheke nicht der schlechteste gewesen war.

Mit einem armseligen Päckchen unter dem Arm wanderte ich zum Tischler hinauf. Ich traf ihn beim Essen. Was ich zu machen beabsichtige. Ich entwickelte ihm meinen Plan. Ja jetzt sei halt noch gar so viel Schnee in den Wänden, und übrigens habe er es seit einem bösen Sturz in den Beinen; wenn ich aber im September wiederkommen

wolle, werde er wahrscheinlich mithalten können. Ob sonst niemand da wäre. Nein, keine Seele, alles sei eingerückt. Nur in Mühlbach wäre noch einer. Wenn ich hinaufkäme, sollte ich nur nach dem Führer D. fragen.

Eine Stunde später saß ich im Postwagen. Die Fahrt nach Mühlbach ist kein Genuß. Fast durchaus im Schritt ziehen die schwitzenden, von Fliegen geplagten Pferde den Wagen die staubige, sonnendurchglühte Straße hinauf, und jeden Augenblick müssen wir einem erzbeladenen, ächzenden Karren ausweichen. Es ist zwar ein ganz hübscher Anfang, über die rauchgeschwärzten Schlote der Kupferschmelze von Außerfelden auf das grüne Salzachtal hinunterzuschauen, dann aber kommt der lange, eintönige Graben mit viel Buschwerk und wenig Wald, und wenn wir von der reizenden Oase des kleinen Gasthauses an der Wegmitte absehen, wo mich nach all dem Kummer ein vorzüglicher Kaffee mit Gugelhupf um so angenehmer überraschte, so überwiegt bei dieser Fahrt der Wunsch, möglichst bald oben zu sein.

Im Postwagen ist der Gesprächsstoff natürlich wieder der Krieg. Ein Bergknappe erzählt, er sei an der Front gewesen und nun enthoben und nach Mitterberg zurückberufen worden, denn dort werde jetzt Tag und Nacht gearbeitet, um das nötige Kupfer für den Krieg zu gewinnen. Oben sei alles voll von russischen Kriegsgefangenen. Die seien aber für diese Arbeit nicht recht zu brauchen, besonders wenn sie etwas gefährlicher werde.

Beim Hören des Namens Mitterberg nahm ich den Mann im Geiste sofort in Beschlag. Ich fragte ihn denn auch beim Aussteigen, ob er mein Gepäck tragen und auf mich warten wolle, bis ich einen Führer gesucht hätte. Und da derlei Leute nie Eile haben und vor allem dem Wirtshaus eine große Anhänglichkeit bewahren, so erhielt ich eine zustimmende Antwort. Der Mann sollte für alle Fälle meine Reserve bilden und das Gepäck, falls D. aus irgend einem Grunde nicht mitgehen konnte, wenigstens bis Mitterberg tragen.

D. wohnte eine gute Viertelstunde außerhalb des Ortes. Also mußte erst ein Junge gesucht werden, der ihn herbeiholte. Zunächst wurde die Kellnerin mit einem guten Trinkgeld für die Sache gewonnen; aber wen sie mir auch brachte, Bürschchen in allen Größen, keiner kannte D. unter diesem Namen, wie denn auch Bädeker den geheimnisvollen Bulgärnamen des Mannes nicht kennt. Erst die Kirchenwirtin wußte Rat. Trotzdem ich bei ihrer „Konkurrenz" eingekehrt war, schickte die freundliche Frau sofort nach einem Knaben, der D. kannte und mich zur Abkürzung des Verfahrens gleich selbst hinaufführte.

Das Haus lag auf der Höhe, dicht unter der Werkbahn. Ich traf nur etliche Dienstleute an. Nach einigem Warten kam der Bauer selbst, zurückhaltend und mißtrauisch, wie das schon bei diesen Leuten zu sein pflegt — denn den Städtern ist nicht immer zu trauen —, aber nach einigem Hin und Her war er bereit, für zwei Tage mitzugehen. Länger könne er nicht ausbleiben, das erlaube die Wirtschaft nicht. Also wieder eine Enttäuschung. In mir begann es zu dämmern, daß die bösen Stunden, die mir der Einkauf in Bischofshofen bereitet hatte, nichts sein würden gegen die, die mir noch von dieser Seite her blühten.

Da D. erklärt hatte, erst abends nachkommen zu können, so war meine nächste Sorge die, den bewußten Bergknappen noch anzutreffen. Ich lief also wieder in den Ort hinunter, und richtig, da saß er noch genau auf demselben Fleck; und man sah es ihm an, daß ich mich nicht so sehr hätte beeilen brauchen. Als ich meine Verwunderung aussprach, wie er es nach dieser Omnibusfahrt noch stundenlang auf der harten Holzbank aushalten könne, meinte er, das sei noch gar nichts; an derselben Stelle sei im Herbst ein Knappe drei Tage und drei Nächte gesessen und hätte sein ganzes Erspartes, bare 400 Kronen, „verspielt und versoffen". Bergknappen hätten wegen der „staubigen Arbeit" immer Durst.

Bei D. hatte ich dessen Schwester getroffen, die dort zu Besuch war und am Abend wieder nach Mitterberg heimwollte. Sie war die Frau des Maschinenwärters, der die Bremsbahn bedient, und so hatte sie mich eingeladen, mit ihr hinaufzufahren; es sei ein „hübsches Stück um". Wir beeilten uns, die Fahrt nicht zu versäumen. Vor D.s Haus wartete die Frau schon auf uns, und dann gingen wir miteinander weiter, die Werkbahn entlang, bis sie in einer Waldschlucht vor dem unteren Werkhause endigt. Steil wie eine Rakete schießt da der Schienenstrang der Bremsbahn in den Hochwald hinauf. Der Wagen, eine offene Plattform auf Rädern, stand jetzt herunten, denn die Leute der Nachtschicht waren schon längst hinaufgefahren. Diesem Wagen entsprach am anderen Ende ein zweiter mit Wasserbehälter. Der wurde jetzt oben aus einem zugeleiteten Bächlein gefüllt, was ungefähr 10 Minuten brauchte; dann stiegen wir ein. Erst ein Geklingel, dann ein Telephonieren und wieder ein Läuten, und mit einem Ruck ging es los. So hätte ich mir die Fahrt nicht im Traume vorgestellt. Die Bäume flogen nur so vorbei, und ich hatte das Gefühl, als müßten wir oben noch ein gutes Stück über das Ende hinausfliegen. Fast 200 *m* betrug nach meinem Aneroid die Höhe, die wir in kaum drei Minuten durchmaßen.

Oben wieder einen Schienenweg durch prachtvollen Wald zur Straße, dann ging's im Anblick der riesigen Wände über die Hochwiesen hinauf. Am Wege standen überall Russen und gafften uns nach. Man merkte es ihren gutgefärbten Gesichtern nicht an, daß sie unter der Erde arbeiteten, auch schienen sie wohlgenährt, ein schlagender Beweis für die gute Behandlung der Kriegsgefangenen bei uns. Freilich haben sie jetzt mit Alkohol blutwenig zu tun und ihre Beziehungen zu diesem angenehmen Gift sind mehr platonisch. In Rudeln stehen sie nach der Schicht vor dem einsamen Mitterberggasthaus und blicken sehnsüchtig durch die Fenster auf die glücklichen Bergknappen, die da drinnen alles vertun dürfen, und ab und zu fällt auch für sie etwas ab, wenn eine mitleidige Seele die Bier- und Schnapsreste hinausreicht. Bisweilen sitzt so ein Zecher auch an dem Tisch vor dem Haus. Dann schleicht sich alle Augenblick ein Russe heran und bettelt ihn um Tabak an. Und selten, daß dieser Wunsch nicht erfüllt wird. Dann sieht man den Muschik hocherhobenen Hauptes davongehen, mit einer Zigarette im Mund, die er sich aus einem aufgelesenen Papierfetzen gedreht hat. Der beißende Qualm lockt ihm Tränen hervor, aber es muß, nach dem behaglichen Grinsen zu urteilen, doch ein Genuß sein.

Als ich zum ersten Male nach Mitterberg kam und in der Einschicht das große Wirtshaus sah, da konnte ich es mir nicht erklären, wovon hier der Wirt eigentlich lebt, denn die paar Touristen im Jahr machen nichts aus und übrigens stand ja das Haus schon vor Beginn der Touristik. Nach den Erzählungen des Knappen aber und noch mehr nach meinen eigenen Beobachtungen, wurde es mir klar, daß hier nicht die Menge, sondern die Güte der Zecher den Ausschlag gibt.

Man möchte glauben, daß Leute, die einen so großen Teil ihres Lebens unter der Erde verbringen, vor allem einen unstillbaren Licht- und Lufthunger hätten. Dem ist aber nicht so. Der — sagen wir vom Erzstaube geweckte — Durst überwiegt hier alle anderen Gefühle, und das einzige Zugeständnis, das das Wirtshaus an den Licht- und Lufthunger gemacht hat, ist der Tisch vor der Türe. Wiederholt haben Touristen in der Nacht daran denken müssen, daß dieses Gasthaus nicht für sie gebaut ist. Was soll auch die brave Wirtin tun, wenn so ein hartnäckiger Säufer die ganze Nacht dasitzt und randaliert und der Hausknecht an der Front ist? Als ich oben war, spielte die Hauptrolle zur Abwechslung ein Maurer, der die Gewohnheit der Knappen zu seiner eigenen gemacht hatte.

Am nächsten Tag wollte ich den Hochkönig auf dem gewöhnlichen Wege besteigen. Wenn man eine Bergfahrt mit der Absicht unternimmt, zum Ausgangspunkt wieder zurückzukehren, dann tut man sich leichter als einer, der alle Reisegeräte, vom Taschen-

kamm bis zum Nachtkästchen, übers Gebirge schleppen muß. So dachte auch ich und ging mit leichtem Gepäck; aber das sollte sich rächen.

Beim Aufstehen sternklare Nacht, auch als wir im ersten Frühlicht die Mitterfeldalm erreichten, noch kein Wölkchen am Himmel. Das versprach ein wirklicher Tag des Herrn zu werden, dieser 4. August. Das Tappen und Stolpern im Finstern war kein Vergnügen gewesen und ich atmete auf, als der erste Schein des jungen Tages über den Dachstein hereindrang.

Der Aufstieg auf den Hochkönig ist zu sehr bekannt, als daß ich mich in eine weitschweifige Schilderung darüber einlassen könnte, aber er kann nicht oft genug gerühmt werden. Der Berg ist zweifellos schöner und auf dem gewöhnlichen Wege großartiger als sein berühmterer Nachbar, der Dachstein. Es ist eine ganz ungewöhnliche Großartigkeit, die sich da vor unseren Augen entwickelt, und ihr Wesen liegt merkwürdigerweise nicht so sehr im Aufbau der Massen als in dem Bilde der Zerstörung, in dem überwältigenden Anblick der ungeheuren Kare und Trichter. Der erste dieser Kessel liegt unter der Torsäule. Rechts erheben sich da die prallen Wände dieses abenteuerlichen Rundturms, links schweift der Blick über ein trümmererfülltes Kar von erschreckender Tiefe zum weiten Tor der Schranbachscharte hinüber, alles in Größenverhältnissen, wie sie auch der vielgereiste Alpenwanderer nicht oft gesehen hat. Solcher Kessel treffen wir mehrere während des Aufstieges, und einige davon sind so weit und so tief, daß man ganze Berge darinnen versenken könnte.

Wenn man die Mitterfeldalm betritt und die Wildnis zum ersten Male vor sich sieht, da glaubt man in einer Stunde drüben zu sein. Aber nach einer Stunde Wanderns hat sich das Bild kaum verändert, nur daß es etwas vergrößert erscheint. Jetzt erst merkt man, wie groß das alles sein muß. Links haben wir die dolomitische Zackenreihe der Manndlwand, rechts, weit drüben, die wulstigen Steilwände des Neugebirges, und dazwischen wölbt sich, nur von dem Riesendaumen der Torsäule unterbrochen, die löcherige Steinwüste zu Tal.

Hier soll einst der Gletscher, der jetzt ganz oben hinter der Wölbung versteckt liegt, herabgeflossen sein und dabei eine gewaltige Arbeit geleistet haben. Aus zwei benachbarten Karen, die damals noch hoch über der heutigen Gesteinsoberfläche lagen, hat er eines gemacht, indem er im Verein mit dem Frost die Seitenwände so lange abnagte, bis die Ränder des Trennungskammes ineinander verschmolzen, sich senkten und so der Kamm allmählich verschwand. Aber ein Kern härteren Gesteins darinnen leistete Widerstand. Er wich nicht, gleich dem stehengebliebenen Pfeiler einer eingestürzten Brücke, und die Eiswogen brandeten an seinem Rücken empor, rieben die Flanken und schlugen bei Hochflut wohl auch über ihm zusammen, ein Jahrtausende währendes Scheuern von Eis und mitgeführtem Geröll auf anstehendem Fels, ein endloses Rundreiben mit Sand, bis schließlich nach dem Zurückweichen des Gletschers jenes abenteuerliche Gebilde stehen blieb, das wir Torsäule nennen. Nach Anschauung mancher Geologen hat dabei die lösende Wirkung des Wassers eine ungleich größere Rolle gespielt als der Gletscher, aber die Form dieses Turmes ist doch zu auffallend, als daß man sich seine Entstehung wie die der gewöhnlichen Steilwände erklären könnte. Namentlich von höher oben betrachtet, gibt er das typische Bild eines Stumpfes, der dem billionenfachen Ansturm gleichgerichteter Kräfte ausgesetzt war.

Schon vor Sonnenaufgang hatten sich am fernen Dachstein die ersten Nebelwölkchen gezeigt, dann waren Nebel auch aus den Tälern herausgestiegen, und nun standen sie in geschlossener Mauer hinter dem Turm und umspielten ihn in losen Fetzen, daß seine phantastische Gestalt ins Riesenhafte wuchs. Über uns aber strahlte noch ein kristallener Himmel. Immer wieder schlugen die feurigen Wogen über dem schwarzen Koloß zusammen, und dann trieb ein heißer Windstoß einen Nebelfetzen wohl auch zu uns herauf, daß wir für Augenblicke nichts sahen als den Boden zu

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Jagdschloß Blühnbach (Salzburg) gegen das Steinerne Meer

unseren Füßen. Es war ein prachtvolles Schauspiel, das mich aber mit Sorge erfüllte.

Fast 4 Stunden waren wir durch diese Wildnis hinaufgestiegen, und immer wieder schob sich ein Felswall hinter den andern. Die Torsäule lag schon tief unter uns, und wenn ich hinabblickte und den nun kleinen Zacken in der ungeheuren Weitung so verloren dastehen sah, dann kam mir die Größe dieser heroischen Landschaft erst recht zum Bewußtsein. Hinter einer Gerölkuppe blinkte uns zum erstenmal der Gletscher entgegen. Mit einem dicken Wulst bricht er hier haushoch in einen Schmelzwassertümpel ab. Der Firnwall ist bald erklommen, dann geht es ganz sanft gegen den schwarzblauen Himmel hinan.

Ich wollte dem Gipfel für meine Aufnahme ein neues Gesicht abgewinnen und mich ihm mehr von der Absturzseite her nähern. Und da auch der Führer erklärte, daß sich der Hochkönig vom Bratschenkopf aus besonders großartig ausnehme, so wendeten wir uns links und stiegen in scharfem Schritt über Firn und Geröll zu dieser Kuppe hinauf. Doch so flink wir auch waren, wir kamen gerade zurecht, wie der Nebel aus dem Abgrund heraufstieg und den Hochkönig verhüllte. Da ich die stufenweise Entwicklung solcher Vorgänge kannte, so beschloß ich zu warten, um den ersten günstigen Augenblick einer Rückbildung zu erhaschen. Aber dieser Nebel mochte nicht der erste gewesen sein, denn er verschwand nicht mehr, sondern sog sich immer fester an den Berg an. 1½ Stunden lagen wir so zuwartend auf den sonnendurchglühten Steinen, dann gab ich es auf.

Um 1 Uhr nachmittag standen wir auf der Spitze des Berges. Die Nebel jagten jetzt über unsere Köpfe dahin, und eisige Windstöße aus Westen trieben uns hinter das Schutzhaus. Auf Mitterberg hatte man uns gesagt, daß das Haus heuer nicht bewirtschaftet sei und daß es auch an Holz oben fehle, weil ein Trupp Militäristen alles Brennbare, selbst die Vorratsschindeln, verheizt habe. Zu unserm Erstaunen fanden wir auch die Türe aufgesprengt.

Eine Stunde mochten wir in der Hütte geweilt haben, da trat ich hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Die Nebel hatten sich mittlerweile zu einer finsteren Decke verdichtet. Wenn sie sich hob, schimmerte uns, wie durch einen Schleier gesehen, die sonnige, grüne Tiefe entgegen. Im Westen erschien jetzt riesengroß über dem Gletscher ein benachbarter Gipfel, von uns durch einen tiefen Abgrund getrennt. Neugierig spähte ich gegen Westen auf das mir unbekannte Land, wo der Hochseiler sein mußte. Aber nur einmal, als weit draußen über den Gletscher ein sonniger Lichtstreif hinweghuschte, gewahrte ich über dem leuchtenden Feld die Umrisse einer langgezogenen Wand. Das war er. In dieser Beleuchtung aber schien er so weit entfernt, daß ich erstaunt in die Karte sah, um mich zu überzeugen, ob der Gletscher wirklich so ausgedehnt sei.

Mit einer Uebernachtung im Schutzhaus hatten wir bei dem prachtvollen Morgen nicht gerechnet und daher nur Mundvorrat für einen einzigen Tag mitgenommen. Jetzt sah ich ein, daß das ein arger Fehler gewesen war. Ich untersuchte den Inhalt des Rucksackes. Da war einmal ein Stück „Dürre", die wohl zwei Tage im Magen liegen konnte; ob sie uns aber zu einer anstrengenden Wanderung befähigte, war mehr als zweifelhaft. Dann hatte ich etwas Brot, Teewürfel und Hustenzuckerl. Für ein bescheidenes Nachtmahl und vielleicht auch für ein Frühstück reichte es, aber für unvorhergesehene Fälle hatten wir nichts. Und ob wir das in einer solchen Einöde mit gutem Gewissen verantworten konnten — mir schien es mit den Grundsätzen eines vorsichtigen Bergsteigers nicht recht vereinbar.

Doch vorläufig hatten wir Zeit, uns die Sache zu überlegen, und so wollten wir uns eine Jause kochen. Dazu mußten wir Holz haben, aber in der Hütte fand sich kein Splitter davon. Wohl lehnte in dem kleinen Verschlag neben dem Eingang eine zertrümmerte Türe, und obwohl schon zwei Reihen Schindeln daran fehlten und der

Gedanke, es gleich unsern Vorgängern zu machen, etwas Verlockendes an sich hatte, galt mir dieser Ausweg doch von vornherein als ausgeschlossen. So sammelten wir denn die fingerlangen Späne und Holzstückchen, die noch vom Bau des Hauses her draußen herumlagen. In weniger als einer Stunde hatten wir genug beisammen, um Jause, Nachtmahl und Frühstück zu kochen, aber das meiste Holz war naß und verfault, weil es jahrelang in der Erde gelegen hatte.

So ging der Tag langsam zur Neige, und wenn wir nicht ein Biwak in den Dolinen aufs Spiel setzen wollten, so mußten wir an den Abstieg denken. Ich war fürs Bleiben — mein Wetterinstinkt riet mir dazu —, doch der Führer, den der Aufstieg nach der harten Feldarbeit der verflossenen Wochen sichtlich mitgenommen hatte, gab mir wenig Hoffnung: „Kann sein," „vielleicht wird's besser," „es sieht nicht viel gleich", und wie derlei entmutigende Reden schon zu sein pflegen. Und semper aliquid haeret, denn als wir so eine Weile gegeneinander geplänkelt hatten, konnte ich das traurige Bild eines verregneten Abstiegs mit leerem Magen, tropfendem Mantel und nassen Beinen nicht mehr recht loskriegen. Da gab denn die gräßliche Langeweile einer Hütte ohne Lesestoff endlich den Ausschlag.

Im Kar unter der Torsäule schien wieder die Sonne, und als wir von der Mitterfeldalm den letzten Blick auf die Felswüste zurückwarfen, war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Das war voreilig gewesen. Aber zum Trost konnte ich mir sagen, daß es zu Friedenszeit nicht geschehen wäre, denn dann hätten wir im Schutzhaus ein warmes Essen bekommen, hätten Gesellschaft gehabt und vielleicht auch Zeitungen und Bücher, und dann hätte wohl auch mein Führer im Herzen nicht so an seiner Feldarbeit gehangen, denn dann wären daheim genug starke Arme geblieben, um ihm die Sorge vor dem Umschwung des Wetters zu nehmen.

Schon am nächsten Tag den Aufstieg nur wegen der Aufnahmen zu wiederholen, dazu verspürte ich keine Lust, und da auch mit dem Führer nichts mehr zu machen war, so entließ ich ihn und beschloß vorerst das Imlbachhorn zu besteigen und meinen Vorrat an Lebensmitteln in Mühlbach zu ergänzen. Das Imlbachhorn ist gewissermaßen eine Wiederholung der Torsäule in tieferer Lage. Der Eiszeitgletscher hat hier aber keinen Turm, sondern einen mächtigen, kanzelartigen Vorsprung mit langgestrecktem Grasrücken geformt. Der Blick vom Horn auf den breiten Ostabfall des Gebirges ist mehr malerisch als großartig, nur die Manndlwand zeigt sich hier stolzer als von irgendeinem andern Punkt.

Zu Mittag stieg ich nach Mühlbach hinunter. Bei meiner Ankunft daselbst, zwei Tage vorher, hatte mir der Hochkönig von unten einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich ihn jetzt in besserer Beleuchtung aufnehmen wollte. Aber ich fand das Richtige nicht. Nach einem Führer zu suchen, darauf hatte ich von vornherein als aussichtslos verzichtet. Mit einer einfachen Anfrage in den beiden Wirtshäusern, ob nicht Touristen zufällig einen Führer zurückgelassen hätten, war die Sache erledigt und zwar, wie vorauszusehen, wieder erfolglos. Dabei stieß ich auf zwei Wettbewerber, die auch überall abgeblitzt waren, vielgereiste Alpinisten von Namen und alte Bekannte von mir. Die gleichen Schicksale und das Gefühl der Vereinsamung, das in diesen Zeiten und auf diesem Boden wohl jeden von uns erfaßt hatte, gestaltete das Wiedersehen recht herzlich. Mir tat es aufrichtig leid, den Rückweg nach Mitterberg nicht mit den Herren — sie wollten den Hochkönig besteigen — antreten zu können, aber ich empfahl ihnen wegen der großen Hitze die Fahrt auf der Bremsbahn. Wie ich später erfuhr, hatte man sie trotz guter Worte als „Nichtbeschäftigte" abgewiesen, woraus ich die Größe der mir erwiesenen Ehre erst richtig ermaß.

Mit der Hochkönigaufnahme war es also nichts, aber frische Wegzehrung mußte ich wenigstens haben und die Zahnlücken meiner Schuhe ausfüllen lassen. Zuerst ging ich zum Schuster und hatte Glück, denn ich traf den Mann noch am letzten Tage vor

dem Einrücken. Dann begann wieder der Leidensweg des Einkaufens vom Wirt zum Bäcker und Fleischer und von einem Krämer zum andern, und ich ließ die Türklinken kaum aus der Hand, so schnell war ich wieder draußen. Und da sollte mich mein Schicksal wieder der verachteten „Dürren" entgegenführen. In einem unscheinbaren Kramladen am Ende des Dorfes fand ich sie, die nicht Gesuchte. Das Geschäft war ganz ausgeräumt, und ein Maurer spritzte mit Kalk und Mörtel darinnen herum. Unter Gerüsten durchkriechend, kam ich in einen finsteren Raum und von da in eine dritte Kammer. In der war zunächst auch nichts besonderes zu sehen als ein paar alte Truhen, aber oben an der Decke hingen auf einem Stangengerüst an die fünfzig Wurstkränze, ganz appetitliche, rundlich geformte Erzeugnisse, und der Geruch, den sie verbreiteten, verscheuchte auch mein letztes Mißtrauen. Wie der Krämer zu dem Schatz gekommen war, wo ringsum alle Geschäfte ausverkauft waren, ist mir heute noch ein Rätsel. Der Mann mußte ein besonderes kaufmännisches Genie sein, und wie dieser ländliche Merkur in Hemdärmeln aus seinem Pfeifchen schmauchend so dastand, begann ich eine Art Hochachtung vor ihm zu empfinden. Und dabei kostete das Kilogramm blos vier Kronen. Selbstverständlich kaufte ich von der Wurst soviel, als mir das warme Wetter mitzunehmen erlaubte.

Am Abend traf ich die zwei Alpinisten in Mitterberg an, und zwar auf der Suche nach einem Träger. Auch ihre Ansprüche waren schon bescheiden geworden, und so suchten wir denn miteinander. Man nannte uns verschiedene Leute, Bergknappen, Hirten und zum Schluß auch die Torfstecherbuben vom Hochkail. Aber überall brauchte man die Kräfte bis zum letzten Mann, und wenn auch einer einmal zufällig Zeit gehabt hätte, so war er so abgearbeitet und müde, daß er die Anstrengung scheute. Das war auch die Hauptursache gewesen, warum ich meinen D. so früh verloren hatte, und wenn ich mir Rechenschaft gab, so mußte ich gestehen, daß auch mir das Bergsteigen heuer nicht zuträglich war, denn so sauer wie jetzt war es mir noch nie gefallen. Mochte da auch die mangelhafte Verpflegung mitgewirkt haben, sicher hatte die Überanstrengung der Kriegsjahre im Beruf deutliche Spuren der Übermüdung an mir zurückgelassen. Eine warnende innere Stimme, die sich als ausgesprochene Unlust zu erkennen gab, gebot mir eindringlich Ruhe, und ich hätte dieser Mahnung sicher gehorcht, wären nicht die Verpflichtungen gegenüber dem Alpenverein entgegengestanden.

So wollten wir denn zu dritt ohne Führer und ohne Träger den Hochkönig besteigen. Aber nach der großen Hitze des Vortages kam Trübung und Regen, und so warteten wir zwei Tage vergeblich auf die Wiederkehr des schönen Wetters. Unterdessen bestiegen wir den Hochkail, ohne mehr von oben zu sehen als das regenverschleierte Salzachtal. Wenn sich dann der Nebel für Stunden verzog, hatte ich Muße, den Aufbau des Gebirges eingehend zu betrachten. Dieses Studium setzte ich dann bei meinem Marsch nach Hintertal fort, und es bereitete mir jedesmal einen hohen Genuß, das, was emsige Forscher festgestellt hatten, an dem herrlichsten Anschauungsmittel wie aus einem aufgeschlagenen Buche herablesen zu können.

Der Hochkönig gehört, wie der größte Teil der Nördlichen Kalkalpen der Trias an. Insbesondere bestehen die hohen Wände und Steinwüsten aus jener Dachsteinkalkdecke, die der Abtragung durch Wasser und Eis solchen Widerstand entgegengesetzt hat, daß sie die umliegenden Berge jetzt hoch überragt. Hochkönig und Hagengebirge stehen nach den Untersuchungen der Gelehrten in primärem Zusammenhang, das heißt, sie sind geologisch einander am nächsten verwandt, und beide gehören wieder organisch mehr der tirolischen als der steirischen Masse an. Auch hier können wir die bekannten Glieder der Trias vom Werfener Schiefer bis zum Dachsteinkalk verfolgen, aber einige davon sind gegenüber ihrem Auftreten im Osten arg zusammengeschrumpft, andere zu ungewöhnlicher Mächtigkeit entwickelt.

Die Grenze gegen das silurische System verläuft längs des Südabfalls des Gebirges. Von Bischofshofen steigt sie am Gainfeldbach in die Höhe, quert den Weg Mitterberg—Mitterfeldalm, so daß das Mitterberggasthaus noch auf Silur steht, worauf sie sich längs der Hänge der Manndlwand zum Breittal erhebt, um dahinter, rund 200 *m* oberhalb des Gasthauses, in den Schutthalden zu verschwinden. Längs der ganzen, hohen Wände ist sie durch deren Verwitterungsprodukte verschüttet und läßt sich erst jenseits des Dientner Sattels in der Sumpfebene wieder verfolgen. Dort tritt auch Karbon auf, deutlich erkennbar an den Magnesitlagern in den Rasenhügeln des höchstgelegenen Bauerngehöftes.

Die auffallendste Erscheinung in der Bildung der Trias gegenüber dem Osten ist hier die besonders mächtige Entwicklung der Raibler Schichten, der Zwischenlage unmittelbar unter dem Dachsteinkalk. Auf der Raxalpe tritt diese Formation nur als wenige Meter dickes Band auf, hier mißt sie im Breittal nicht weniger als 350 Meter. Ebenso verhält es sich mit dem darunter liegenden Gutensteiner Kalk, einem schwarzen, weißgeäderten Gestein; der Werfener Schiefer aber, der mächtige, wasserundurchlässige Sockel der östlichen Kalkalpen, ist hier im Breittal auf eine 5 *m* dicke Schicht zusammengeschmolzen. Neu ist hier die Einlagerung von zuckerkörnigem Wettersteindolomit zwischen Raibler und Gutensteiner Schichten. Dieses schöne, helle Gestein, aus dem die Hochwände des Kaisergebirges bestehen und das dort gut 1000 *m* und am Poneck im Steinernen Meer noch immer 600 *m* mächtig ist, mißt an der Taghaube 350, im Breittal gar nur mehr 60 *m* und verläuft in der Plattform der Mitterfeldalm als eine 10 *m* dicke Bank. Ebenso schwillt die Werfener Serie auf Kosten der Raibler gegen Westen wieder an und ist bei Leogang in der Birnhorngruppe besonders mächtig entwickelt. Trotzdem der Schichtenbau im Hochkönigstock an sich leicht zu deuten ist, so stören doch Sprünge und Schubflächen verschiedener Art die Beobachtung. Die größte Verwerfung zeigt sich gegen das benachbarte Steinerne Meer, dessen geologischer Horizont gegenüber dem Hochkönig um 500 *m* herausgehoben erscheint.

Aus dem inneren Bau und der verschiedenen Härte und Widerstandsfähigkeit des Gesteins gegen die Erosion erklären sich die Formen des Gebirges. Von Mitterberg aus läßt sich das mit dem freien Auge erkennen. Wir stehen hier auf dem zu rundlichen Formen abgewitterten silurischen System, das sich durch den Gainfeldgraben heraufzieht. Jenseits des Baches ist schon Werfener Schiefer, und er erstreckt sich über den Sattel in den Höllengraben hinüber. Weiter draußen, bei Bischofshofen, hat sich, durch die härteren Gutensteinerkalke des Gipfels gedeckt, die Rückfallkuppe des Dürrenberges erhalten. Uns gegenüber breitet sich die niedere, langgestreckte Plattform der Mitterfeldalm aus. Auch sie verdankt ihre Erhaltung der härteren Unterlage. Von 1300 *m* Meereshöhe an zieht sich eine dicke Bank Gutensteinerkalk fast eben hindurch und bildet die spitzgeformten Randfelsen an der Teufelskanzel. Darüber legt sich ein wenige Meter mächtiger Streifen von Wettersteinkalk und dann folgt, gewissermaßen als Polsterung, ein schwarzer, fast eben gelagerter Mergelschiefer, die unterste der Raibler Schichten. Auf diesem steht die Almhütte. Sein Verwitterungsprodukt ist die auffallend dunkle, kaffeesatzähnliche Erde, über die der Hochkönigweg führt. Von da zieht er sich noch ein Stück gegen die Manndlwand hinauf.

Das Weitere läßt sich am besten an dem hohen Unterbau dieser dolomitischen Zackenreihe beobachten. Quer über den Hang zieht ein fast 300 *m* breiter Streifen, der die grüne Lehne felsig unterbricht. Die unteren zwei Drittel gehören der Gutensteinerserie (Muschelkalk) an, das obere Drittel ist wenig oder gar nicht geschichteter Wettersteindolomit. Noch deutlicher sehen wir das, wenn wir einen Gipfel der Manndlwand durch irgend einen Graben der Südseite besteigen. Durch den ganzen Muschelkalk und Wettersteindolomit ist der Graben sehr steil und eng und ziemlich schwierig zu erklettern. Diese Gesteine leisten der Verwitterung eben mehr

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Bruckmann aut. et impr.

Torsäule von Westen

Widerstand als der Werfener Schiefer darunter und die Raibler Schichten darüber, und so steht da aus dem Leibe des Berges gewissermaßen eine Rippe hervor, in die auch die Wildwässer des Grabens nicht tief einschneiden konnten. Kommen wir über diese Rippe hinaus, so stehen wir auf ziemlich gut bewachsenem Boden, der Graben wird weit und die Steilheit der Böschung geht auf wenig mehr als 30° herunter.

Jetzt sind wir schon in der Raibler Serie. Diese besteht von unten nach oben aus Schiefern, dünnschichtigen Kalken und dunklen Dolomiten, die unmittelbar den Fuß der Hochwände umsäumen. Die Raibler Dolomitgesteine heben sich, von unten gesehen, schon in der Farbe deutlich von dem hangenden, hellen Dachsteinkalk ab. Sie haben aber auch ganz eigene Verwitterungsformen. Während fast alle übrigen Dolomitarten schroffe und spitze Felsen, scharfe Grate und Türme bilden, zeigen die Raibler Dolomiten beinahe überall rundliche Formen und verwittern wegen ihrer weicheren Beschaffenheit in Buckeln, die am Abhang als riesige, dunkle Knollen und Wülste auffallen. Noch weicher sind die Raibler Schiefer, denn sie sind heute schon in ein bewachsenes Band zwischen nackten Felswänden zerfallen. Vom Mitterfeld bis zum Trockenbach unter dem Hochkönig bilden sie einen fast ununterbrochenen Streifen, eine stark geneigte Terrasse, die teils mit Gras, teils mit Schutt und Zerben bedeckt ist. Auf dem Widersbergriegel, am Fuße des Großen Bratschenkopfes, haben sie noch eine Mächtigkeit von 70 *m*, gegen Westen aber werden sie immer schmäler und schmäler und messen beim Trockenbach kaum mehr 1 *m* in der Dicke. Von da an lassen sie sich als kaum ½ *m* mächtige Schichte an den Wänden des Trockenbaches mit dem bloßen Auge erkennen. Darüber sehen wir die rundlichen Formen der dunklen Raibler Dolomite, darunter die zackig verwitternden Wetterstein- und Muschelkalkdolomite.

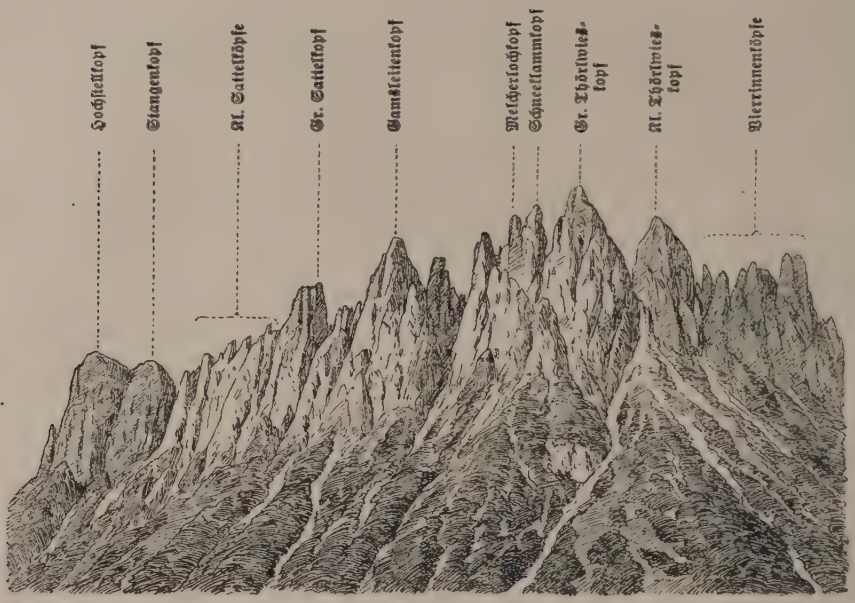
Die dünnschichtigen Kalke der Raibler Serie zählen im Breittal bei einer Gesamtmächtigkeit von 165 *m* weit mehr als dreißig abwechselnde Schichten, von denen eine sogar nur 20 *cm* Dicke erreicht. Die Gesteinsbildung im Meere der Vorzeit muß da besonders häufigen Störungen und Veränderungen unterworfen gewesen sein. Westlich vom obersten Widersbergkamm bilden die Raibler Kalke ganz ansehnliche Wände, unter denen die dunklen Schiefer hervortreten, worauf die Kalke der Wetterstein- und Muschelkalkserie als steile Felsmauern von 100—300 *m* gegen die Schutthalden abfallen.

Der Dachsteinkalk, an dem man wieder geschichteten Kalk und Dolomit unterscheidet, zeigt hier den Typus des Hochgebirgskorallenkalks und ist in seiner Zusammensetzung dem Gestein des Untersbergs ähnlich. Weiße oder besonders lichte warme Farben überwiegen hier. Die Bankung verliert sich oft ganz, so daß an einer Riffbildung nicht zu zweifeln ist. Am schönsten ist diese in der Manndlwand entwickelt.

Die Tage der erzwungenen Ruhe — es waren ihrer drei, und die Genossen waren mittlerweile abgereist — widmete ich auch der Betrachtung der Manndlwand. Es war ein Vergnügen, die prächtigen Wände und Grate mit dem „achtfachen Zeis" abzusuchen und an dem klaren, nahegerückten Bilde im Geiste alle die abenteuerlichen Bergfahrten wagemutiger Alpinisten mitzumachen.

In die Benennung der Spitzen hat nach einer Zeit der Verwirrung erst Purtschellers musterhafter Aufsatz in den „Mitteilungen" des Alpenvereins (Jahrg. 1895, S. 167 u. 181) Ordnung gebracht. Statt einer langen Beschreibung, der erst noch die Übersichtlichkeit fehlte, sei hier die Skizze Purtschellers mit einigen kleinen Ergänzungen wiedergegeben.

In der „Erschließung der Ostalpen" sind von der Ersteigungsgeschichte der Manndlwand nur die ersten touristischen Ersteigungen des Gamsleitenkopfes und des Großen Törlwieskopfes sowie die Erstersteigungen des Hochstellkopfs und des höchsten Vier-



Die Manndlwand bei Mitterberg

rinnenkopfes angeführt. Ein Versuch, den Melcherlochkopf („Westlicher Törlwieskopf"), zu erklettern, war in der Gamsscharte gescheitert. Purtscheller erwähnt in seinem Aufsatz noch die erste Ersteigung des Kleinen Törlwieskopfes und der zwei westlichen Vierrinnenköpfe.

Die neuere Ersteigungsgeschichte beginnt mit der Bezwingung des Schneeklammkopfes und Melcherlochkopfes durch Hans Biendl, Dr. Heinrich Pfannl und Thom. Maischberger am 25. August 1896[1]). Die Genannten kletterten vom Beginn der Rinne, die zwischen dem Melcherlochkopf und dem unbenannten Turm westlich davon herabzieht, gegen die Scharte zwischen Schneeklammkopf und Melcherlochkopf hinauf, stiegen unter ihr nach rechts hinaus und erreichten den Gipfel des Schneeklammkopfes durch die schwierige, ausgesetzte Südwand. Den Melcherlochkopf von der Scharte aus (Ostwand) zu ersteigen, hielten sie für unmöglich. Sie kehrten daher einen großen Teil des Anstiegsweges zurück und erkletterten den Melcherlochkopf durch den von Mitterberg aus als schwarzen Strich erkennbaren Kamin. Ihr Unternehmen nannten sie eine „Klettertur hervorragenden Ranges", die am Schneeklammkopf „äußerst exponiert, am Melcherlochkopf sehr anstrengend ist".

Am 29. Juni des darauffolgenden Jahres bezwang Dr. Pfannl mit Theodor Keidel die früher für unersteiglich gehaltene Ostwand des Melcherlochkopfes. Der sehr schwierige, ausgesetzte Anstieg führte über den Südgrat[2]). Darauf folgte (14. Mai 1899) die erste Überschreitung des Großen Törlwieskopfes von Westen nach Osten, eine hübsche, stellenweise ausgesetzte Kletterei, bei der den Ersteigern Pfannl und Maischberger ein Rudel Gemsen immer vorauslief[3]). Maischberger hatte übrigens diesen Gipfel schon im Frühsommer des vorhergegangenen Jahres über den weit schwierigeren Südgrat erstiegen und den gleichen Weg auch im Abstieg genommen.

[1]) Ö. A. Z. 1896, S. 219 und 280. [2]) Ö. A. Z. 1897, S. 249. [3]) Ö. A. Z. 1899, S. 168.

Bemerkenswert ist auch die von beiden Herren am 15. Oktober 1899 bei Neuschnee und Vereisung bewerkstelligte erste Überschreitung der Vierrinnenköpfe von Osten nach Westen, bei der der westliche Kopf und die gewaltige Ostwand des Kleinen Törlwieskopfes zum ersten Male erstiegen wurden[1]).

Man kannte zuerst nur vier Vierrinnenköpfe; seitdem aber der dem Kleinen Törlwieskopf zunächst stehende (erste) Felszahn als westlichster aufgefaßt wird, unterscheidet man fünf. Der sich an den „westlichsten" anschließende (zweite) Gipfel ist durch einen mächtigen Riß gespalten und wird Westlicher Vierrinnenkopf genannt. Ihm folgt der Mittlere (dritte), dann der Östliche (vierte) und der Östlichste (fünfte) Vierrinnenkopf. Die ersten zwei umschließen das Kar, aus dem man den Kleinen Törlwieskopf ersteigt, der Östlichste ist vom Östlichen durch einen tiefen Riß getrennt. Pfannl und Maischberger hatten nun den Östlichsten erstiegen, den Östlichen an der Nordseite umgangen und die drei folgenden Köpfe bis zur Scharte vor dem Kleinen Törlwieskopf überschritten. Der Westlichste Vierrinnenkopf war durch den Felsenriß schon am 16. August 1896 von Alfred von Radio vermutlich zum ersten Male erklettert worden. Sicher ist, daß er bis dahin wenigstens turistisch noch nicht besucht worden war.

Die Bezwingung der unheimlichen Ostwand des Kleinen Törlwieskopfes war Pfannl und Maischberger durch einen kaminartigen Riß gelungen. Die Ersteiger rühmen den Weg als reich an schönen Bildern und herrlichen Kletterstellen. Als auffallend bezeichnen sie das „gewaltige Hinaushängen" aller dieser Spitzen gegen Norden. Ebenfalls bei Vereisung und Schneesturm überschritten sie am 28. Oktober des darauffolgenden Jahres alle Spitzen von dem Turme zwischen Melcherlochkopf und Großem Gamsleitenkopf bis einschließlich des Sattelkopfes[2]). Sie benannten die drei Grattürme westlich vom Großen Gamsleitenkopf „Kleine Gamsleitenköpfe" und die zwei bis drei östlich davon „Kleine Schneeklammköpfe". Am 7. Juli überschritten sie alle Spitzen von den Kleinen Sattelköpfen bis einschließlich des Großen Törlwieskopfes von Westen nach Osten[3]). Neu war dabei die Ersteigung des Melcherlochkopfes von Westen, der Abstieg von diesem Gipfel durch einen lotrechten Kamin nach Osten (leichter als der ältere Ostweg), der Übergang vom Schneeklammkopf über die Schneeklammscharte zum Großen Törlwieskopf quer durch die Südwände und die Besteigung des Großen Törlwieskopfes von der Schneeklammscharte aus schräg durch die Südwand.

Hans Gruber aus Salzburg erstieg am 24. Mai 1901[4]) den Östlichen Vierrinnenkopf über den Südostgrat, überschritt ihn, indem er durch eine steile, plattige Rinne zur Scharte vor dem Mittleren Vierrinnenkopf abstieg, und überkletterte dann die drei weiteren Köpfe, wobei er den Westlichen durch einen kurzen Kamin an der Südseite und durch die glasscharfen Felsen der Ostseite erstieg. Die jüngste bemerkenswerte Unternehmung in der Manndlwand ist die von Rich. Gerin und K. Wieder. Die beiden Herren erstiegen am 4. August 1907[5]) als Erste den Südostkamin des Östlichsten Vierrinnenkopfes und den östlichen Gipfelturm.

Als meine „Gasthausgenossen" fort waren, überkam mich wieder das Gefühl der Vereinsamung, das mich auf dieser Reise nicht mehr verlassen sollte. Ich wäre am liebsten mitgezogen, um in dem Alltagsgetriebe des Tales die schweren Gedanken loszuwerden und den Vorwurf, daß ich jetzt alle diese Herrlichkeiten allein genoß, während die vielen Tausende Bergsteiger der eisernen Wehr nur die ernsteste Pflicht kannten. Aber nun abzubrechen, wäre Fahnenflucht gewesen. Und waren denn nicht jetzt soviele tüchtige Kräfte daran, schon für den Frieden vorzuarbeiten, warum sollte nicht auch ich es tun und dem künftigen Fremdenverkehr nützen, der nach dem Krieg

[1]) Ö. A. Z. 1899, S. 321. [2]) Ö. A. Z. 1900, S. 296. [3]) Ö. A. Z. 1901, S. 237. [4]) Ö. A. Z. 1902, S. 120. [5]) Ö. A. Z. 1907, S. 226.

eine so große Rolle für unsere Alpen zu spielen bestimmt ist? Also fort mit den trüben Gedanken und das Begonnene nach bestem Können zu einem nützlichen Ende führen!

In Mitterberg konnte ich trotz der guten Verpflegung nicht mehr bleiben, denn einen Träger mußte ich haben, und den hoffte ich in Hintertal zu bekommen. Aber dort hinüber hieß es vorläufig allein gehen und zwar mit dem ganzen Gepäck, einem furchtbar angepackten Rucksack, in dem auch mein großer photographischer Apparat verstaut war. Wenn ich mir Zeit ließ und oft rastete, mußte es gehen, denn Steigungen gab es nach den Angaben der Leute dabei nicht viel.

Ich hatte mir den Weg, den sogenannten Knappensteig, der unten bei den Schachthäusern beginnt, von D. beschreiben lassen. Als ich aber reisefertig von der Wirtin Abschied nahm und ihr zur Vorsicht meinen Weg nannte, da riet sie mir, doch lieber den oberen Steig zu gehen, den Touristensteig, der höher am Gebirge entlang führe. Der sei doch „viel schöner" — schöner im Sinne von besser. Das ließ ich mir von solcher Stelle nicht zweimal sagen.

Beim Schweizerhaus beginnt der Pfad, ein prächtig erhaltener, breiter Fahrweg mit ganz unmerklichem Gefälle, und ich war herzlich froh über den Tausch. Als ich aber über die Widerachegalm hinauskam, war die Herrlichkeit zu Ende. Da gab es nur mehr einen Fußweg, und der fiel bedenklich tief zur nächsten Grabensohle hinab. Heute bot er überdies eine objektive Gefahr in Gestalt eines Stieres, der sich mir brummend und schweifschlagend entgegenstellte. Ein „Quergang durch die Schotterwände" zur Rechten aber brachte mich aus seinem Bereich, zumal da sich das Untier an der schmalen Stelle nicht umdrehen konnte.

90 *m* hatte der Höhenverlust betragen, als ich auf der hohen Schotterterrasse der Widersbergalm anlangte. Das war viel gewesen für solches Gepäck, und erschöpft warf ich mich in das Gras. Düsteres Gewölk hing jetzt über die Hochwände herein, als müßte jeden Augenblick ein Unwetter losbrechen. Nur weit draußen im Tal schien die Sonne. Für heute mußte ich wohl auf einen vollen Überblick über das Gebirge verzichten, aber die Bilder waren deshalb nicht weniger schön. Der Anblick des riesigen Schranbachkessels mit den ziehenden, schwarzen Nebeln wird mir unvergeßlich bleiben. Er wurde an diesem Tage nur von dem Bilde übertroffen, das das Birgkar bot, als der Hochkönig für einen Augenblick aus den Wolken trat und feurige Strahlenbündel durch die Finsternis schossen.

Als ich so auf Mitterberg und die Hänge des Hochkails hinübersah, fiel mir jene seltsame Geschichte ein, wie sich das Schicksal dieses Betriebes durch einen solchen Rückblick entschieden hatte. Das war so gekommen: Im Jahre 1827 fuhr eines Tages der Bauer Jakob Glatzhofer mit Brot und Getreide von Werfen auf seinen Hof, das sogenannte Rapoltengut. In der Nähe des Kirchsteinlehens bemerkte er den Verlust eines Brotlaibes und schickte seinen Schwiegersohn Thomas Plänk zurück, damit er ihn suche. Dieser entdeckte den Ausreißer in einem Graben auf dem Gainfelde am Westhang des Hochkails. Dort fand er auch schönes, goldglänzendes Erz und füllte sich, in der Meinung, daß es Gold sei, alle Taschen damit. Als er zulange ausblieb, schickte der Bauer den Knecht nach ihm aus, und als dieser auch hängen blieb, die Magd. Die traf die Männer, wie sie auf und ab suchten und alles, was sie von dem glitzernden Zeug fanden, einsteckten und in die zugebundenen Ärmel der ausgezogenen Röcke stopften.

Mit dem Fund wurde sehr geheim getan. Dennoch wurde die Sache ruchbar. Da lenkte der Mineraliensammler Peter Brunner in Mühlbach die Aufmerksamkeit des Oberhutmannes Josef Zöttl vom Eisenwerke Pillersee darauf. Dieser kam, fand aber nichts und wandte sich schon entmutigt heimwärts, da bemerkte er, von der Dientneralm zurückblickend, was er in der Nähe nicht gesehen hatte: graue Streifen auf dem dürren Hang, die „Verhaue des alten Mannes".

Naturaufnahme von Dr. F. Benesch

Mezzotinto Bruckmann

Hochkönig vom Birgkar

Das war der Wendepunkt im Schicksale des uralten Bergwerks. Die Suche nach Erz wurde ernstlich aufgenommen und trotz anfänglicher Mißerfolge dank der Zähigkeit Zöttls weitergeführt. Erst 1843 war die Zukunft des Betriebes gesichert, als hinter einem alten Verhau des Mariahilfstollens die schönsten Erze zum Vorschein kamen. Den größten Fortschritt aber erlebte das Werk 1868, als bei der Bohrung eines Stollens Wasserzufluß dem Verwalter Pirchl zeigte, daß er sich in der Nähe der lange gesuchten Gruben des „Alten Mannes" befinde. Nun wurde äußerst vorsichtig bis zum alten Schacht weitergegraben und dieser bis zur Mündung verfolgt. Da sah man, daß das Mundloch mit Balken sorgfältig eingedeckt und darüber Lehm und längst überwachsene Erde geschüttet waren. Offenbar hatte man den Schatz in kriegerischen Zeiten versteckt, und da keiner der Geflüchteten heimgekehrt war, war das Bergwerk jahrhundertelang verschollen geblieben.

Der bekannte Archäologe Dr. M. Much hat als Beweis für das sehr hohe Alter der Gruben folgende Gründe angegeben: Erstens lebte im Volke bei der Wiedereröffnung des Werkes im Jahre 1829 nicht das leiseste Andenken an einen früheren Betrieb, ja nicht einmal Sagen deuteten auf einen solchen hin; dann waren die alten Schlackenhaufen des schwer verwitternden Gesteins schon vollständig überwachsen — eine Urkunde aus dem Jahre 1559 erzählt von „sehr üppigem Waldwuchs auf dem Mitterberg" —; der beste Beweis aber waren die Funde in den Stollen. Die Alten hatten mit Feuer gesprengt, das den Stein zerriß, worauf in die Risse Keile getrieben wurden. Nun fand man in den Verhauen des „Alten Mannes" nicht bloß Kohlenreste, sondern auch bronzene Pickel, nie aber Reste von eisernen Werkzeugen. Und die in den alten Halden gefundenen Beile aus Serpentin und die Tonscherben stimmen genau mit denen der Pfahlbauten in den umliegenden Seen überein. Es scheint kein Zweifel zu bestehen, daß hier das Kupfer von den Kelten gleichzeitig mit dem Salz in Hallstatt gewonnen wurde und daß die vor Jahrtausenden lebenden Bergbauer beider Orte zueinander in Wechselbeziehungen standen.

Auf der Widersbergalm fand ich einen Burschen, der bereit war, mir mein Gepäck bis zum Filzensattel zu tragen. Es war 10 Uhr, als wir die Hütten verließen. Da lüftete sich die Wolkendecke ein wenig und ich sah in unermeßlicher Höhe den Gipfel des Großen Bratschenkopfes über mir. Durch die gewaltigen Wände, mit denen er zur Widersbergalm abbricht, war die letzte bemerkenswerte Erstersteigung im Gebiete des Hochkönigs gemacht worden. Richard Gerin und Kaspar Wieder waren am 25. Juli 1909 über den terrassenartigen Vorbau und den folgenden Grat zur Wetterriffel, dem letzten auffallenden Zacken unter dem Gipfel emporgestiegen und dann über einen kurzen Grat und die Schlußwand zur Spitze geklettert[1]).

Der weitere Marsch zur Erichhütte und nach Hintertal bot mit Ausnahme des oben erwähnten, eines Calame würdigen Bildes, kein bemerkenswertes Erlebnis. Beim Weißkar interessierten mich lebhaft die breiten Wände des Lamkopfes und dessen 700 *m* hoher Südwestgrat, über den Gerin und Alex. Hartwich am 1. November 1908 als Erste aufgestiegen waren[2]). Er bildet die östliche Begrenzung des Weißkars, das auf der andern Seite vom Kamm der Lausköpfe eingeschlossen wird. Seine Ersteigbarkeit hatte Gerin schon gelegentlich seiner mit Plaichinger und Riebe vollführten ersten Überschreitung des Lauskopfgrates 3 Wochen vorher festgestellt. Einige Zeit widmete ich auch der Untersuchung der Grashügel hinter dem ersten Bauerngehöft am Dientener Berg. Mein darauf geschultes Auge erkannte an den herumliegenden Steinen sofort den kostbaren Magnesit. Der Bauer unten gab mir bereitwillig Auskunft und erzählte mir, was ich übrigens schon beim Anblick der Steinhäufchen und Schurfgruben gewußt hatte, daß wiederholt Herren aus der Stadt dagewesen seien und sich den Stein angesehen hätten. So war denn auch da nichts mehr

[1]) Mitt. d. D. u. Ö A.-V. 1910, S. 153, Ö. A. Z. 1909, S. 230. [2]) Ö. A. Z. 1909, S. 135.

zu machen, und ich tröstete mich darüber, daß der Stein, der einst meinem Dasein beinahe eine bessere Wendung gegeben hätte, hier doch eine herzlich schlechte Zusammensetzung zeigte und wohl nur als letzte Reserve für die Zeit, wo die heute ausgebeuteten Lager erschöpft sein würden, in Betracht kam.

Meine erste Frage, als ich in Hintertal eintraf, war die nach einem Führer. „Ja mein," sagte der gemütliche Wirt, „jetzt is halt all's eingruckt. Der alte Herzog in Alm, der war' der Rechte, aber der is im Winter g'storben, und der junge is a eingruckt. In Zell draußen kriegetens am End' schon an gueten." Zell am See, 4 Stunden von Hintertal und ebensoviel zurück, das fehlte mir noch. Da war ja bei den schlechten Zugsverbindungen ein voller Tag dahin. Ich fragte, ob sich das nicht anders machen ließe. „Ja, wenns vielleicht nach Zell aussi telephoniereten und der Postfräuln a guets Trinkgeld versprechen taten', i moan, dö wurd Ihnen schon ein gueten besorgen. Der Winkler war' sicher z'an haben. Aber freili, eh' daß er einikimmt, wird's a Abend." Böse Geschichten das. Wenn es nur sicher wäre, daß ich dort jemand bekomme. Ich traute der Sache nicht, und das mit dem Postfräulein mochte auch nicht ganz stimmen. Wo hat die auch Zeit. Ob sich nicht wenigstens ein halbwegs klettergewandter Träger auftreiben ließe? „Ja, was da is', is alles bei d' Bauern in Arbeit, und wann oaner a' Sonntag wegkann, so rast' er si' liaber aus." Das glaubte ich gerne, und leider war das auch mein eigenes Memento bei dieser Hunger-Gebirgsfahrt, deren schädliche Wirkung ich von Tag zu Tag stärker zu spüren begann; aber einmal mußte ich den Hochkönig doch noch bei schönem Wetter besteigen, dann wollte ich Ruhe geben.

Was mir der Wirt an Eßbarem mitgeben könne? "Ja mein, 's Fleisch is rar und Brot ham mer grad nur, was mer für d'Gäst brauchen." Aber doch etwas Butter und ein paar harte Eier könnte ich haben? „Ja, Eier kriegen mer nur a paar alle Tag', und die Butter fressen d'Bauern selber. Höchstens an bißl an Kas, wenns an' wollten." — Also so gut wie nichts, denn Käse war für mich überhaupt nicht auf der Welt. Was tun? Proviant m u ß t e ich haben. Also nach Saalfelden hinaus und dort einkaufen! Vielleicht würde ich dort auch einen Führer bekommen. In gedrückter Stimmung verzehrte ich mein Nachtmahl; aber es wollte mir gar nicht schmecken, denn ich hatte das Gefühl, als würde ich mich dabei um den notwendigen Proviant bringen.

Der nächste Morgen fand mich auf der dreistündigen, langweiligen Wanderung talauswärts. Spät am Vormittag gelangte ich an mein Ziel und begann mich sofort nach Eßbarem umzusehen. Zuerst fiel ich bei einem Selcher ein. Der hatte wieder nur eine gar nicht vertrauenerweckende „Dürre", das Viertelkilogramm zu K. 1.80. Ich wagte den schüchternen Einwand, daß ich in Mühlbach eine vorzügliche Wurst für eine Krone bekommen hätte. „Da müssen's halt nach Mühlbach gehen," war die fast selbstverständliche Antwort, und die Wurst war erledigt. Beim nächsten Selcher erstand ich ein Stückchen Selchfleisch, beim Kaufmann ein paar mumifizierte Biskuits, ein Viertelkilogramm dürre Zwetschgen, die trotz oder vielleicht gerade wegen des Friedenspreises mein Mißtrauen erregten, und abermals Hustenzuckerln. Das war nebst einigen Gulaschtabletten, die ich in einem Kramladen am Ende des Dorfes aufgespürt hatte, das ganze Ergebnis meines fast dreistündigen Suchens. Keine Butter, keine Eier und auch kein Brot. Saalfelden sollte schon 8 Tage keines gehabt haben.

Noch schlimmer erging es mir bei der Suche nach einem Führer. Man schickte mich von Haus zu Haus, und überdies wurden Sendboten in Gestalt von kleinen Buben losgelassen; aber alles vergebens. Der einzige Schuster P. wäre gern mitgegangen, „aber unmöglich", und dabei zeigte er auf einen riesigen Haufen reparaturbedürftiger Schuhe. Wenn ich im Herbst wieder kommen wollte, würde er mithalten. Jetzt wäre ein Führer wohl nur in Zell oder Lofer zu kriegen.

Schon wieder Zell, der Name ging mir bereits auf die Nerven, und wie sollte ich, wenn ich in Saalfelden nicht einmal einen Träger erhielt, auf das entlegene Zell soviel Hoffnung setzen? Übrigens, wenn alle Stricke rissen, würde ja der Wirt mit mir gehen, wie er mir noch in der Früh versichert hatte, nur müsse ich mir dazu noch irgendwo ein Seil beschaffen. Soll ich den Leidensweg schildern, den ich zu gehen hatte, bis ich ein solches gegen zwei Kronen Leihgebühr bekam? Er führte vom Seiler ins Bräuhaus, zum Kaufmann, zum Schuster, zu den „Naturfreunden", und endete erst nach 1½ Stunden bei einem Tischler.

Entmutigt und abgespannt machte ich mich auf den Heimweg. Da sollte mir noch eine unerwartete Freude zuteil werden. In Alm steht an der Straße das Haus eines Bäckers. Am Morgen war mir der kleine Laden neben der Brettersäge gar nicht aufgefallen. Jetzt zog mich der letzte Hoffnungsschimmer hinein. Eine alte Frau schloß auf mein Begehren einen Kasten auf, und richtig, da lagen sie, die duftigen Laibe in Menge, sogar zweierlei Alters. Zu anderer Zeit hätte ich diesen erstaunlichen Reichtum bei all dem Mangel ringsum vielleicht mit dem Sägewerk in Verbindung gebracht, jetzt dachte ich gar nicht daran sondern kaufte zwei Laibe auf einmal, um den Wirt zu beschämen und aus ihm im Tauschwege noch etwas herauszubekommen.

„Nun müssen S i e mit mir gehen," waren meine ersten Worte, mit denen ich den Hintertalwirt begrüßte, und ich erzählte ihm mein Mißgeschick. Jawohl, nun würde er mithalten, nur morgen, Sonntag, könne er nicht, denn da habe er sein bestes Geschäft. Am Abend aber werde er sich schon freimachen und mit mir noch auf die Hütte gehen. Das war eine bittere Pille bei dem herrlichen Abend, dem ersten seit langem. Aber dagegen war nichts zu machen, und so wollte ich den Vormittag wenigstens zu einem Besuche der Torscharte benützen.

Von diesem Ausflug ist nicht viel zu erzählen. Auf der Poschalm gelang es mir, einen Träger, den Senner Niklas Hasenauer, zu bekommen. Dessen anfängliche Unlust war bald überwunden, denn als ich seinen herzigen Kindern, die eben aus dem Nest krochen, mit Zuckerln aufwartete, war die Frau für mich gewonnen und damit die Mehrheit auf meiner Seite. Als wir aber die Scharte erreicht hatten, zogen sich wieder die Nebel zusammen, und ich mußte unverrichteter Dinge umkehren.

Dieser Spaziergang war doch wenigstens lehrreich gewesen. Ich konnte noch im Aufstieg die prachtvollen Wände des Hochseilers mit dem Klammeck bewundern und den ziemlich klar ersichtlichen Weg mit dem Auge verfolgen, den die ersten Ersteiger des nach Hintertal absetzenden Westgrates genommen hatten. Das Klammeck, der auffallende, stolze Vorgipfel des Hochseilers, war schon früher von Moosshammer und Führer Herzog von der Torscharte her durch eine breite Schneemulde bestiegen worden, und dieser Weg ist auch heute noch der leichteste Zugang zum Westgrat. Die ersten Ersteiger des Grates, Rich. Gerin, Carl Plaichinger und Felix Riebe, aber waren (am 31. Mai 1908) schon vom unteren Torschartenweg rechts längs der zerbenbewachsenen Terrassen zum Beginn des Hauptgrates angestiegen und hatten diesen über das Klammeck bis auf die Spitze des Hochseilers verfolgt[1]). 10 Jahre vorher (1. Juli) hatten Peter Hepperger und Eduard Gams den kurzen Ostgrat des Berges bezwungen[2]).

Niklas nannte das Klammeck „Zink" und wußte überhaupt verschiedene, nicht allgemein bekannte Namen. So hieß er die Zerbenterrassen, die das Klammeck umsäumen, Grünhillern, die drei grünen Durchstiege in das Schneekar hinüber den Hochgang, den Mittergang und den Niederen Gang, einen Steig ganz unten durch den Weißwandlsteig, die große Schütt, die man auf dem Wege zur Torscharte quert, „Geigensanten", die zwei Köpfe westlich von der Scharte „Mörch" und „Altes Haus" und den letzten Kopf rechts von der Torscharte den „Billigstein" (Fürlegg?). Die

[1]) Ö. A. Z. 1908, S. 201. [2]) Ö. A. Z. 1898, S. 282.

Schlucht unter der Urschlauer Jagdhütte bezeichnete er als Gerachschlucht, den grünen Boden am Ausgang des Schneekars Zwieselboden, die untere Fortsetzung der Lausköpfe gegen Hintertal Hochriedl und die breite, rötliche Schütt an diesem Hang das Eisengries.

Der gute Mann war ein angenehmer Plauderer und wußte viel zu erzählen, von den Bauern, vom Viehstand, von der Herrschaft, der diese musterhaft bewirtschafteten Almen gehören, er wärmte auch die Geschichte von den Teufelslöchern auf, wie der Satan einen übermütigen Senner von der Pirchlalm geholt und mit ihm die Löcher oben geschlagen hatte. Diese Sage wiederholt sich übrigens an mehreren Stellen des Gebirges, und man nennt darum solche Felslöcher hier meistens Melcherlöcher, wie das an der Manndlwand. Nach Niklas hatte der Bösewicht von der Pirchlalm die Gepflogenheit, sich in Milch zu baden und, damit er weicher säße, dabei ein Butterstriegel unterzulegen, für unsere Zeit ein gar nicht zu fassender Frevel. Die Sennerinnen vom Hochkönig sollen es noch ärger getrieben und mit den Teufeln ein wahres Lotterleben geführt haben, bis ein furchtbares Unwetter mit Hagel und Schnee heraufzog und die Almen auf immer verschüttete. Heute besorgen das ohne Ungewitter die Jagdherren.

Der Nachmittag war wieder schön. Ich wartete geduldig, bis der Wirt sein Geschäft abgewickelt hätte, und mischte mich unter die Leute. An einem Tisch saßen Militäristen, Landstürmer vom Gestüt auf der Pichlalm und Telephonarbeiter, am andern Bauern mit ihren Ehehälften. Ich höre diesen urwüchsigen Leuten immer gerne zu. Ihr naives Reden ohne Verstellung, ihre gesunde Logik und die ungekünstelte Ausdrucksweise haben etwas von jenem Erdgeruch an sich, der uns in Unnatur aufgewachsene Städter immer wieder ergötzt. Aber hier war alles Zuhorchen umsonst. Neben mir saß mein Niklas vom Vormittag, wenigstens der, der mich so gut unterhalten hatte, und jetzt, wo er in seinem Element war, war er ein anderer. In den 2 Stunden, die ich dort saß, verstand ich nicht einen einzigen vollständigen Satz, ja von meinem Gegenüber, einem lockenköpfigen Bauer, keine zehn Worte. Und doch war es Deutsch, wobei ich bemerke, daß ich fast alle alpenländischen Dialekte leicht verstehe. Aber man stelle sich eine Sprache vor, die aus dem schönen Namen Saalfelden ein „Söchern" macht, und dazu einen Bauer, der beim Reden die Pfeife im Mund hat und vom Wein eine schwer gewordene Zunge, und man wird sich von den Schwierigkeiten dieser Unterhaltung einen Begriff machen.

Gegen 5 Uhr mahnte ich den Wirt an sein Versprechen; aber achselzuckend wies er auf das Zimmer voll Leute, und ich mußte wohl oder übel verstehen. Zwei Stunden darauf, als ich schicksalsergeben mein einfaches Nachtmahl verzehrte, kam der Mann zögernd zu mir und redete so herum, daß es für heute doch schon zu spät sei und daß ihn das starke Sonntagsgeschäft auch zu müde gemacht habe; aber morgen früh breche er, wenn ich wolle, schon um 3 Uhr auf. Was blieb mir da übrig, als mich seufzend in mein Schicksal zu fügen.

Als ich um 4 Uhr in das Gastzimmer trat, stand schon das Frühstück bereit, und auch der Wirt war schon auf, aber zu meiner Überraschung noch in Pantoffeln. Kopfkratzend kam er mir mit verlegener Miene entgegen und erklärte in geschraubten Redewendungen, daß ihm seine Frau das Mitgehen nicht erlaubt hätte, denn er hätte gestern durchs „Perspektiv" deutlich gesehen, daß im „Klamml" noch Schnee liege, und da sei die Sache doch zu gefährlich. Übrigens könne er seit einem bösen Sturz sein rechtes Knie nicht mehr recht heben. Da packte mich der Zorn; aber so sehr ich auch wütete, jetzt gab es nichts anderes, als rasch entschlossen das Letzte zu versuchen, oder die Sache ganz stehen zu lassen.

Um 5 Uhr saß ich bei herrlichstem Wetter im Postwagen, um 9 Uhr war ich in Zell. Mein erster Gang war zum „Lebzelter", um nach Winkler zu fragen. Man wies mich

Dr. F. Benesch phot.

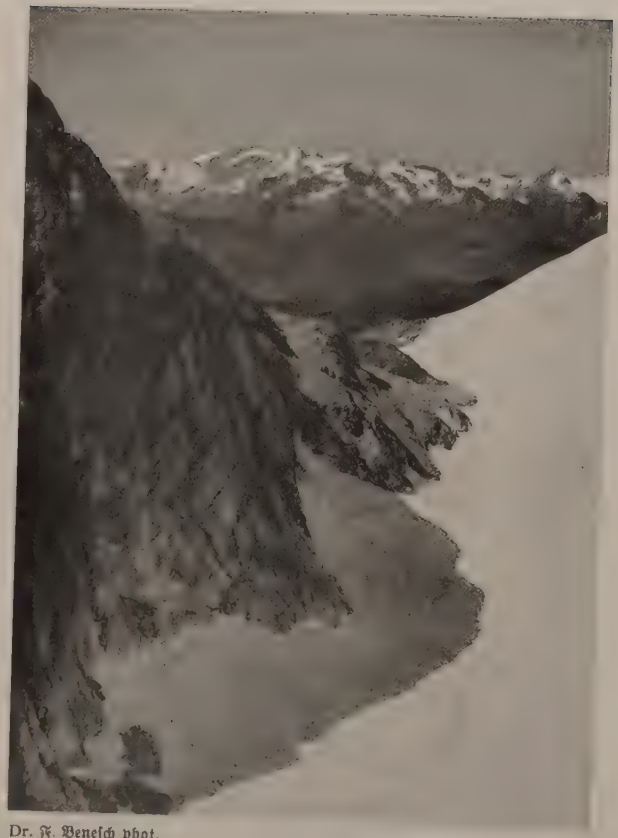
Abb. 1. Hintertal mit der Torscharte

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 2. Teufelsloch gegen den Hochseiler

Dr. F. Benesch phot.

Abb. 3. Kanzel (Predigtstuhl) von der Übergossenen Alm



Dr. F. Benesch phot.

Abb. 4. Glocknergruppe vom Hochkönig

in den oberen Ort, und nach mannigfachen Umwegen traf ich den Mann in seiner Spenglerwerkstätte. Daß der der Richtige war, sah ich auf den ersten Blick. Ob er mitgehen wolle? Oh, sehr gern, aber ganz unmöglich, denn er habe ärarische Arbeiten, soviel, daß er die Nacht zu Hilfe nehmen müsse. Ob er wen andern wisse? Ja, bei der Kirche wohne einer, der führe auch über die Teufelslöcher. Nun begann die Jagd auf den andern: dreimal in die Wohnung, einmal ganz hinaus zur Gendarmerie, dann in zwei Speisehäuser und in ein Kaffeehaus, bis ich ihm zufällig auf der Straße begegnete. Auch er wäre gern mitgegangen, aber heute und morgen könne er nicht, denn er sei Mesner und habe morgen zwei Leichenbegängnisse, und ob er sich übermorgen auf einen Tag freimachen könne, wisse er nicht, es gäbe jetzt „alle Augenblick eine Leich'".

Nun zur Alpenvereinssektion. Dort nannte man mir noch zwei Führer, die letzten, die in Betracht kamen. Dem einen lief ich an 3 *km* nach, bis ich ihn in der „Post" traf. Er fühlte sich für eine solche Bergfahrt schon zu alt. Den andern suchte ich in seinem Häuschen weit draußen bei Thumersbach auf, um zu hören, daß er bei einem Bauern auf der Höhe aushelfe und bei so gutem Wetter unmöglich mitgehen könne. Nun war ich volle 4 Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen, hatte nicht einmal zu Mittag gegessen und konnte erst noch unverrichteter Dinge mit dem Einuhrzug zurückkehren. Ärger konnte es nicht mehr kommen.

In Saalfelden neuerliche Suche, nur zur Abwechslung einmal im Wettbewerb mit einem andern vereinsamten Turisten. Und wieder umsonst. In verzweifelter Stimmung, von der aufreibenden, vergeblichen Arbeit wie zerschlagen, langte ich abends in Hintertal ein. Da kam mir der Wirt freudestrahlend entgegen. Es sei ihm nachträglich eingefallen, daß ja in Alm ein tüchtiger Führeranwärter wohne, der wegen eines Lungenschusses vom Militärdienst beurlaubt sei. Auf eigene Verantwortung habe er hinaustelephoniert, und längstens um 9 Uhr müsse der Mann da sein. Also die ganze unmenschliche Plage, die Zeitversäumnis und die Galle nur deshalb, weil man sich trotz meines inständigen Bittens nicht die Mühe genommen hatte, über die Sache ernstlich nachzudenken. Ich schluckte den Ärger hinunter, im Grunde herzlich froh, daß nun die Not ein Ende gefunden hatte. Der Führer gefiel mir ausnehmend gut, er war groß, kräftig und anscheinend intelligent, so ein Seitenstück zum vielgenannten Winkler. Meine Freude war nur durch die Bedingung getrübt, daß W. wegen seiner Verwundung nicht schwer tragen dürfe, das hieß soviel, als daß ich wenigstens die Hälfte des Gepäcks auf mich nehmen mußte. So wurde denn der Aufbruch für ½5 Uhr vereinbart.

Der Abmarsch bei Sterngeflimmer und das Wandern im Morgengrauen über die taufrischen Wiesen waren das feierliche Vorspiel für das, was nun kommen sollte. Aber noch ein Intermezzo zuvor; denn so leichten Kaufes sollte ich nicht zu den Herrlichkeiten gelangen. Als wir hoch genug waren, um zu den Tauern hinüberzusehen, da lagen schwere Nebelballen über den Gletschern. Langsam aber stetig rückten sie an. Um 8 Uhr war alles umzogen, und als wir die Bertgenhütte erreichten, staken die Hochwände wieder tief in den Wolken. Also abermals nichts. Und das, nachdem ich durch die hinhaltende Politik des Wirtes um den schönsten Tag des Sommers gekommen war — es waren keine Segenswünsche, die jetzt meine Gedanken ins Tal trugen.

Doch zur Umkehr war es auch am Abend noch Zeit, und bis dahin konnte sich vieles ändern. So machten wir es uns denn in der Hütte bequem und überprüften vorerst unsern Mundvorrat. Wenn wir sparten, reichte er für 2 Tage aus. Wir teilten ihn ein und legten das Entsprechende für den Mittagstisch beiseite. Dörrpflaumen pflege ich vor dem Genuß immer zu waschen; auch jetzt wollte ich es tun. Wasser war da und sogar ein natürliches Waschbecken, denn unweit der Hütte floß ein Bächlein über löcherig ausgewaschene Platten. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich mit

dem Waschen begann. Erst wurde das Bächlein trüb, dann grau, dann schwarz, und erschrocken griff ich in das Wasserloch, denn ich mußte glauben, die Zwetschgen hätten sich aufgelöst. Doch sie waren noch darinnen, schön schwarz glänzend, während sie früher bloß grau gewesen waren. Und da gibt es noch Leute, die solches Zeug ungesehen in den Mund stecken.

Gegen Mittag sollte ich eine große Freude erleben. Es wurde zusehends lichter, und das Wetter besserte sich so sehr, daß wir es ruhig hätten wagen können, bis zum Gipfelschutzhaus zu gehen; doch für meine Zwecke war es heute zu spät. So aßen wir denn gemächlich zu Mittag und wollten uns dann zum Zeitvertreib den Einstieg ansehen. Er schien ganz nahe zu sein, ein kleiner Spaziergang; zu meiner Verwunderung aber brauchten wir eine volle Stunde hinauf.

Der steile, harte Lawinenschnee unter dem eigentlichen Einstieg wird links durch eine benachbarte Rinne umgangen. Schon der Anblick der weißgescheuerten Platten auf dem Grunde der Schlucht verriet mir, daß diese Stelle zuzeiten steinfallgefährlich sein müsse. Wie staunte ich aber, als ich zur ersten Versicherung kam. Das Drahtseil war von beiden Seiten losgeschlagen und hing frei in der Luft. Die Sache sah wider Erwarten ernst aus. Vorsichtig querten wir hinüber und bogen um die Ecke, da standen wir vor der Randkluft.

Von einer Wegspur nirgends etwas zu sehen. Lawinen und Steinschläge hatten alles hinweggefegt und den Berg in seinen Urzustand zurückversetzt. So hatte auch hier der Krieg seine verderblichen Folgen gezeitigt: das schwache Werk von Menschenhand blieb sich selbst überlassen. Da hieß es vorsichtig gehen, zumal da es mit meinen Schuhen ziemlich schlecht bestellt war. Auch sie waren, echt kriegsmäßig, an der Grenze ihrer Haltbarkeit angelangt und verbürgten keinen sicheren Tritt mehr.

Zur Jause waren wir wieder unten, stärkten uns und legten uns dann auf ein prächtiges, grünes Plätzchen hinter der Hütte in die Sonne. Die Zeit des Wartens, des Nichtstuns, die sonst so endlos erscheint, verflog hier im Nu. Der herrliche Blick über das breite, grüne Tal, auf die freundlichen Schieferberge und die schneeigen Tauern waren eine Episode für sich. Wenn man so ausgeruht und in hoffnungsfreudiger Stimmung derlei Schönheit genießt, dann sieht man sie doch mit ganz anderen Augen an als unter den Mühsalen des Wanderns. Da wird man zum Feinschmecker, der nicht mit plumper Gier alles auf einmal verschlingt, sondern mit schwelgenden Sinnen die Genüsse bis ins kleinste zergliedert und restlos verkostet.

Und hatte ich mich hineingetrunken in einen Licht- und Farbenrausch, dann ließ ich die Augen wieder zum Himmel schweifen und ausruhen auf dem tiefen, unergründlichen Blau. So nahte der Abend. Goldig schimmerten jetzt die Hochwände mit den blau blitzenden Luken herab. Nirgends war ein Wölkchen zu sehen, und selbst der finstere Lamkopf hob sich jetzt hellerleuchtet und klar vom kristallenen Himmel. Lange Schatten traten allmählich aus der Wand und verdunkelten unser Plätzchen, dann sank die Sonne hinter das Steinerne Meer, und ein kühles Lüftchen, das von der Höhe herabfiel, trieb uns in das schützende Obdach.

Was der Abend versprochen hatte, hielt der Morgen. Als der Wecker losfuhr, blitzten die Sterne zum Fenster herein, und von den nachtschwarzen Höhen über uns bis zum schimmernden Lichtstreif der Tauern gab's ein Funkeln und Glitzern wie ein Feuerwerk am Vorabend eines Festes. Beim ersten Morgengrauen verließen wir die Hütte. Der Schnee war gefroren, und eine scharfe, kalte Luft machte die Finger erstarren. Das versprach sicheres Wetter. Beim Einstieg war es schon hell. Jetzt strahlten die Firne der Tauern im Licht der aufgehenden Sonne, und der lehmfarbene Koloß des Steinernen Meeres begann an der Spitze zu glühen. Kein Lüftchen rührte sich, kein Laut war zu hören und wie erstarrt lag die ungeheure Wildnis vor uns. Eine fast feierliche Stimmung ergriff uns, daß wir verstummten.

Das erste Stück, das wir gestern gegangen waren, lag bald hinter uns. Es erschien mir heute nicht mehr so schlimm, aber an der ausgesetzten Ecke empfand ich doch ein Unbehagen, als ich fühlte, daß das Schuhwerk versagte. Die ganze große Wand bis zu den Teufelslöchern hinauf ist, wie man schon vom Tale aus bemerkt, in undeutliche, schräge Streifen zerteilt. In der Nähe erweisen sie sich als Rampen, immer eine über der andern, aber so abschüssig und steil, daß ein Ausgleiten einen Sturz bis in das Schneekar herbeiführen müßte. Auf der ersten Rampe war im festeren, etwas begrasten Geröllboden noch eine Wegspur zu sehen, und sie führte schön an den steilen Schneekegeln vorbei, die ich von Hintertal aus beobachtet hatte; weiter oben aber verlor sie sich ganz. Der Quergang zur nächsten Terrasse löste das Rätsel, über das mir das Fernglas hatte keinen Aufschluß geben können: hinter einer Felsrippe geht es in steiler Schleife über die Schrofen hinauf. Die obere Rampe war noch abschüssiger und bog sich nach links zu dem von dem Hintertalwirt so gefürchteten Klamml. Durch dieses soll ein Drahtseil gelegt sein, aber jetzt war alles im Schnee, hartgefrorenem, steilem Lawinenschnee, der sich an der Felslehne hinaufzog. Der Führer umging ihn nach rechts, ich folgte. „Wollen Sie das Seil?" fragte er. „Solange es nicht ärger wird, nicht," lautete die Antwort. Und es wurde ärger, weit ärger, als ich gedacht hatte, da sich die Schuhnägel ganz zur Seite herausbogen. Aber jetzt konnte der Führer selbst kaum mehr stehen, geschweige denn das Seil herausnehmen, und in Gefahr bringen wollte ich den Mann nicht. Erst jetzt, wo es ernst wurde, kam mir die furchtbare Steilheit der Wand so recht zum Bewußtsein, und ich mußte, trotzdem es mich kalt überlief, immer wieder hinabsehen auf diese großartige Szenerie eines Sturzes von 700 *m*. Es waren erhebende, unvergeßliche Minuten.

Auf einmal, ehe ich mich dessen versah, standen wir auf einem sicheren Felsriegel. „Die Teufelslöcher!" entfuhr es den Lippen des Führers. Ich blickte auf. Da standen sie zum Greifen nahe und riesengroß vor uns. Wie die öden Fensterhöhlen eines zerstörten Hauses starrten sie herab, und im Schein der Morgensonne leuchteten sie gegen den tiefblauen Himmel wie lauteres Gold. Ähnliche Gebilde hatte ich schon viele gesehen, aber wohl keines von so gewaltiger Größe. Noch eine kurze Rast an der üblichen Stelle, dann schritten wir hinüber und stiegen durch das rechte der beiden Riesentore auf den Gletscher hinauf.

Jubelnd begrüßten wir die Sonne. Sie stand noch nicht hoch, und ihre schrägen Strahlen streiften den welligen Firn, daß er wie Dünensand aussah. Dunkel und wie von Wolken beschattet hoben sich von dem blendenden Spiele des Lichtes die bayerischen Berge und der Göll mit dem Hagengebirge, und schwarzblau wölbte sich ein unergründlicher Himmel darüber. Beim Predigtstuhl öffnete sich der Fernblick auf der anderen Seite. Den furchtbaren Schlund, in den die Mittagswand hinausragt, sahen wir nicht, denn wie bei den Teufelslöchern hatte der Wind den Schnee auch hier zu einem Trichter zusammengeweht, dessen unterer Rand sich wie schützend vor den Abgrund legte. An dem Riesenspalt zog jetzt die Kette der Tauern vorbei, und höher oben erschien sie wieder über dem Schneeloch, das den Vorgipfel des Hochkönigs umsäumt. Um 11 Uhr standen wir auf der Spitze.

Was war das für ein Anblick gegen das trostlose Bild, das ich noch in Erinnerung hatte? Ich hätte aufjubeln mögen über den Glanz und die Pracht, die mich umgab. Ein solcher Tag war ein Geschenk des Himmels, ein königliches Entgelt für alle die Mühen und Sorgen der letztvergangenen Zeit. Ähnliche Stunden auf weltentrückter Höhe hat doch jeder erfahrene Bergsteiger zu wiederholten Malen erlebt, aber immer wieder ist es wie eine Offenbarung, die einen dabei überkommt, denn diese Schönheit ist unfaßbar wie die Freuden des Jenseits.

Stumm und im Anschauen versunken lagerte ich mich auf das Plätzchen am Rande des Abgrundes. Kein Laut von dem Menschengetriebe drang herauf. Die grünen

Täler und Höhen, die Wälder und Wiesen, das alles lag jetzt so tief unter mir, als schwebte ich mit einem Aar über dem Salzburgerland. Und weiter draußen verschwamm das schillernde Grün in ein duftiges Blau, dann in Sonnendunst und zartleuchtende Luft, und über dem Ganzen erhob sich kristallklar und riesengroß die Zentralkette der Alpen. Von den Niedern Tauern zum Ankogel und Sonnblick und über den majestätischen Glockner und den Venediger zu den Zillertaler- und Stubaiernfernern lag sie ausgebreitet vor mir in schier unermeßliche Weite gedehnt, und es war, als zöge der ungeheure Bogen mit der Wölbung der Erde im Osten herauf und im Westen hinunter. Gegen diesen Anblick verschwand alles andere, was ich an diesem Tage noch sah.

Zwei Stunden mochten wir dort oben geweilt haben, da mahnte die niedersteigende Sonne zum Aufbruch. Der Weg ging zu den Teufelslöchern zurück, dann wollten wir über die Torscharte absteigen. Wir konnten über den Hochseiler gehen oder über dem Gletscher im Norden herum. Nach einer der Mahlzeit gewidmeten Rast wählten wir den nördlichen Weg. Auf dem Gletscher lag noch kein Eis, aber die große Steilheit der Zunge, die unten mit Felsblöcken besät war, mahnte zur Vorsicht. An der luftigen Ecke, auf die die Steindauben hinaufführen, standen wir ratlos. Unter uns noch ein verwittertes Gesimse aus hellem Gestein, dann ein furchtbarer Abgrund. Wir versuchten es zuerst links, höher oben, aber da schoß es in eine erschreckend steile, rote Felsschlucht hinab. Also wieder zurück, und auf das Gesimse. Und als wir unten waren und zagend an den Abgrund traten, sahen wir, daß es doch hier ging: über eine rote brüchige Wand mit Eisenklammern und Stiften auf ein tiefer gelegenes Band und dann links hinaus auf einen breiten Geröllhang. Dieser schien sich bis zur Torscharte hinüberzuziehen, aber ich wurde grausam enttäuscht. Die rote Schlucht von oben schnitt die Terrasse entzwei, und da gabs keine Wahl. Zuerst in Schleifen hinab an der diesseitigen Wand, dann vorsichtig über einen hohl ausgeaperten Schneerest und gerade hinunter.

Der Anblick des Schlundes wird mir unvergeßlich bleiben. In furchtbarer Steilheit zog er zu Tal. Bei uns lag er im Schatten, aber tief unten drang die Sonne herein, und da war er hell und weiß wie bleiches Gebein; und dann schnitt er jäh ab gegen den schwarzen, unergründlichen Abgrund. Wo wir gingen, war es nicht eben gefährlich, auch half hie und da ein eiserner Stift in der Wand, aber der Anblick, wie er sich bei dieser dämonischen Beleuchtung darbot, machte die Seele erschauern. Ein Gleiten, ein einziger Aufschlag, dann mochte der Todgeweihte ins Leere hinausfliegen.

Heiß und hell schien die Sonne in die Torscharte herab. Ich hätte gern gerastet, aber unser Weg war zu weit. So stürmten wir fort. In Hintertal noch einen kleinen Ärger, damit der größere von früher besser ausklinge: für meinen braven Führer hatte die Wirtin kein Nachtmahl, und ich mußte das Wenige mit ihm teilen. Dann ging es talauswärts.

Um 11 Uhr erreichten wir Alm. Dort wollte ich bleiben; doch es reichte nur für einen kurzen, ungenügenden Schlaf. Um 3 Uhr mußte ich auf, zum ersten Frühzug. In den leeren Gassen brannte helles elektrisches Licht. An den schlummernden Häusern vorbei schritt ich über den Platz zum plätschernden Brunnen. Noch ein erquickender Trunk, dann ging es hinaus in die finstere Nacht.

Bergfahrten und Wanderungen im Presanella-Bereich

Von Hanns Barth

1. Presanella-Überschreitung

Zu jener Zeit, da ich im Presanella-Bereich meine Bergfahrten ausführte, konnte man noch ganz des Zaubers der Hochgebirgseinsamkeit teilhaftig werden. Nicht einmal die in den Nachbargruppen bereits grassierende Eifersüchtelei hüttenbauender alpiner Vereine gab es damals dort, die leider an berufener Stelle viel zu wenig beachtet, von jedem klarsehenden Unbefangenen aber, wie die sonstigen, gleicher Tendenz entsprungenen irredentistischen Vorfälle im „Trentino", als gefahrdrohendes Sturmzeichen erkannt worden ist. Jetzt hat der bereits im vierten Jahre wütende Weltkrieg auch diesen entlegenen höchsten Regionen seine blutigen Male aufgedrückt, und wo sonst im Sommer im günstigsten Fall ein, zwei Dutzend Bergsteiger vorübergehend sich aufhielten, sind jetzt ständige Siedelungen entstanden, weilen nun an einem Tage mehr Menschen, als seit Beginn der schon mehr als ein halbes Jahrhundert währenden alpinen Tätigkeit jemals hingekommen sind.

Vom Rendenatal führen zwei direkte Zugänge zur Presanella, dem höchsten Gipfel der Gruppe: der kürzere am Nardisfall im Genovatal beginnend, zur kleinen, alten Presanellahütte, der andere, etwas längere, vom Nambronetal zur Segantinihütte am Amolagletscher. Im Juli 1910, als ich die Besteigung der Presanella vorhatte, schlug ich den letzteren ein.

Von Madonna di Campiglio, einer auf der Südseite des Campo-Carlo-Magno-Passes ganz in Waldesgrün gebetteten Hotelkolonie, die jeden erstmalig von Norden Kommenden enttäuscht, weil die hochalpine großartige Umgebung erst bei kurzen Spaziergängen auf den guten Pfaden voll zur Geltung kommt, senkt sich südwärts entlang der Sarca di Campiglio die Poststraße in das Rendenatal. Anfangs ganz sanft, später allmählich etwas energischer, in Gräben und um Riegel biegend, bis zur kleinen Siedelung von San Antonio di Mavignola, die auf dem südlichen, kapartigen Absenker der Nambinogruppe malerisch kauert, der grünen Scheide zwischen Nambino- und Nambronetal. Dieser ergötzliche Straßenbummel läßt uns zwar 400 *m* an Höhe verlieren, aber zur Linken hat man stets die großartigsten Dolomitbilder der Brentakette, die wie ein Wandeldiorama in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit sich entfaltet.

Beim Kirchlein von San Antonio di Mavignola angelangt, erblickt man hoch über dem jenseitigen Westgehänge des Nambronetales zum erstenmal die edle Firnspitze der Presanella, ein ungemein feierlicher Eindruck nach der kürzlich geschauten Felsphantastik. Von der in scharfen Serpentinen jäh zum Zusammenfluß der Campiglio- und Nambronesarca absetzenden Straße rechts abbiegend, führt ein Wiesen- und Waldpfad am Gehänge dem Tal der letzteren zu und bald überschreiten wir den schäumenden Wildfang bei einer Sägemühle, um jenseits auf spärlich markiertem Karrenweg ob seiner dichtbewaldeten Uferböschung steil bergan zu steigen. An ein paar Hütten am Rande umfriedeter Waldwiesen vorbei, erreicht man bald eine flache Talmulde, das reinste Gefilde der Seligen. Von waldigen Berghängen hoch umhegt, mäandert die flußstarke, smaragdene Nambronesarca in zögernder Strömung inmitten der von parkartigen Baumgruppen und buntem Weidevieh belebten Rasenfläche, auf der hüben und drüben die Hütten der Silva- und Amolaalm lagern.

Auch ich hätte gerne in dieser bukolischen Idylle verweilt, als wir damals, Freund Netzuda und zwei Träger, die unseren Proviant und die große Alpenvereinskamera samt ein paar Dutzend 18 × 24 Platten beförderten, unvermutet ihren Zauberbann betraten. Aber eine auffallende Unruhe und nervöse Hast unserer Transportgesellschaft vereitelte jegliche Rast. Kaum in der Hütte verschwunden, kamen sie schon wieder mit dem listig schmunzelnden, struppigen Padrone heraus und stiefelten wortlos hinter ihm her. Verdutzt folgten wir — doch nach wenigen Schritten auf dem freien Rasen ward uns alles klar. Statt Nymphen und Schalmeien empfing uns pfauchend ein pechrabenschwarzer Stier, ein Prachtstück von einem Apis, der sich kampflustig die glänzenden Flanken mit dem Schweife peitschte, mit den Hufen den Humus zerstampfte und nur wegen der langen, schweren Ledergeisel des Padrone sein augenscheinliches Annäherungsgelüste bezähmte.

Während wir unwillkürlich respektvoll dieses Prachtgeschöpf der Natur in seiner strotzenden, stolzen Kraftfülle bewunderten, enthüllte sich beim Umwenden das klägliche Gegenstück: ein ungeschlachter Mensch mit linkisch-ruckweisen Bewegungen, den Riesenknödel des Apparat-Rucksackes auf dem gekrümmten Buckel, der plötzlich ängstlich Reißaus nimmt mit täppischen Sprüngen — die fleischgewordene Kleysche Karikatur einer scheu davongaloppierenden Schildkröte! So herzlich gelacht habe ich selten wieder.

Der vielfach verwachsene Pfad zieht nun im üppigen Walddickicht, die Klammschlucht der brausenden Amolasarca überbrückend, und einen steilen Wiesenstreif schräg aufwärts querend, am jähen Gehänge empor, dessen Baumbestände sich allmählich lichten. Oberhalb der Waldgrenze ist weniger geneigtes, langmähniges Grashöckergelände und gewährt bereits freien Rückblick über das walddunkle, wiesenscheckige, wasserdurchglitzerte Nambronetal hin auf die stets mächtiger sich entwickelnde Brentagruppe, den wir am köstlichen Quell bei der halbverfallenen Grafellihütte rastend, gebührend bewundern.

Nun nähert sich der Steig der Trümmerschlucht der schäumenden Amolasarca und führt plötzlich aus der steinernen Wirrnis hinaus in die grüne Almmulde, wo der niedrige Steinbau der Malga Vallina d'Amola oberhalb des sich durch feinen Sandboden ahnungslos dahinschlängelnden Baches sich lang ausstreckt. Den Hintergrund des schmalen Schuttkares beherrscht die schöne Zinne des Monte Nero, die im Südostgrat der Presanella aufragt, der unser Amolatal vom Nardistal scheidet und als leichte Übergänge dahin den aperen Passo Quattro Cantoni und die vergletscherte Bocchetta di Monte Nero bietet.

Von der Almhütte nördlich hinan, wo der Gletscherbach durch eine damals im Juli noch von Schneebrücken überwölbte Schlucht rauscht, erreicht man bald eine ähnliche Almmulde mit der armseligen Mandra dell'Uomo. Ohne erst zu ihr hinabzusteigen, leitet links an und auf dem Moränenkamm zu der bereits sichtbaren, aber noch um 400 *m* höheren Segantinihütte der jetzt aufgelösten Società degli alpinisti tridentini ein guter Steig hinan. Dabei entwickelt sich immer großartiger der Talschluß, wo aus dem Amolagletscher, den der Cornisello und die Cima d'Amola nordseits, der Südostgrat der Presanella südseits gassenartig einschließen, die pralle Ostwand der Cima Presanella als stolzer Zyklopenbau in den Äther ragt. In der oberhalb des Steilabfalles eines Moränenkopfes in Form eines Steinwürfels erbauten Segantinihütte angelangt, die sauber, rein und ungemein praktisch eingeteilt ist, fühlten wir uns sofort sehr behaglich und genossen nach erfolgter leiblicher Stärkung von den Fenstern aus, oder vor der Hütte tabakschmauchend lagernd, die überaus schöne und großartige Rundsicht. Im Westen stand der Zinnenwall der Brentagruppe wie eine Götterburg über den bereits abendschattigen Tälern, von phantastischen Wolken umbraut. Und als die sinkende Sonne die Presanella zu einer riesigen, blauschwarzen Silhouette

am magisch verflammenden Himmel werden ließ, als die letzten Strahlen durch die schmale, tiefeingesenkte Bresche der Bocca di Presanella brachen, als wäre dort die blendende Pforte des Olymps, da loderte drüben der stolze Dolomitenbau purpurn auf, umwogt von dampfender Glut, um dann erbleichend in den aufschwellenden Schatten der Nacht zu versinken — Götterdämmerung der Natur.

Beim ersten Frühschein des nächsten Morgens stiegen wir hinter der Hütte westwärts die Moräne hinan, an einem mächtigen Gletschertor vorüber, dessen schwarzem Höllenrachen trübe Flut lautlos entströmte. Beim Anstieg zur Bocchetta di Monte Nero überholte uns während der ärgerlichen Stapferei im weichen Schnee die aufgehende Sonne. In der steilen Firnmulde zwischen Monte Nero und Monte Bianco waren wir aber recht froh, daß uns die warmen Strahlen jegliche Stufenarbeit ersparten.

Auf dem Schneebuckel des Monte Bianco wollten unsere Träger umkehren, weil infolge der noch massenhaft an den Felsen hängenden Schneelasten ein schmales Felsband, das sonst den Übergang unter dem kurzen, aber zersplitterten Zackengrat vermittelt, der unsere Firnkuppe mit dem steilen Gipfeldom verbindet, unpassierbar war und angeblich auch diese steinerne Säge unbegangen, also unbesieglich sei. Nachdem Rückkehr und Abstieg in das Nardiskar zur gebräuchlichen Anstiegsrichtung, die von der alten Presanellahütte der Trientiner über den Nardisgletscher zum Gipfel führt, zu zeitraubend gewesen wäre, legten wir kurz entschlossen unsere in die Mitte genommenen Träger an die Leine und der Angriff auf den Zackengrat begann. Leichter als erwartet, bezwangen wir ihn, und wie hübsch die luftige Kletterei gewesen, bewies der jauchzende Freudentanz, den unser anfangs besonders widerstrebender Apparatbeförderer auf dem bald hernach über das oberste, steile Firndach erreichten Gipfel zum Besten gab, während der zweite begeistert erklärte, in Zukunft von dieser Seite nur mehr über diesen Grat auf die Presanella zu gehen, der überdies, wie ich erst später in Erfahrung brachte, auch schon vor uns begangen war.

Die Aussicht der 3564 *m* hohen Presanella ist als eine der schönsten und umfassendsten von ganz Tirol berühmt. Wir hatten einen tadellosen Tag und erblickten unverschleiert alles, was sie fern und nah zeigen kann, sowohl an Gebirgsherrlichkeit wie an lieblichen Talblicken, so daß unser Gipfelglück unsäglich wonnig war.

Endlich mußten wir aber doch von diesem unvergleichlichen Lug ins Land scheiden und querten westlich auf dem langen Firnkamm zur Vermigliospitze (auch Kleine Presanella genannt) hinüber, wobei wir uns von den hier und dort vorspringenden Felsbalkonen, zwischen denen mächtige Schneewächten hinausragten, schauerlich schöne Einblicke in die wilden Nordabstürze verschafften.

Von der Kleinen Presanella zum südwestlich von ihr aufschwellenden Gabbiol schwingt sich die Kammlinie als Firnwall hinüber, in der Mitte eine sattelartige Senke weisend, „Sella di Freshfield" genannt, die man überschreiten muß, um zum Cercenpaß zu gelangen. Im dorthin abschießenden Schneedach klafften zwei gigantische Spaltenschlünde, die uns aber nicht sonderlich aufhielten. Nach kurzem, vorsichtigem Lavieren eilten wir zum Gletscherpaß hinab und bestaunten lange die hochalpine Prachtschau, die er darbietet. Von kühngezackten Graten des Gabbiol und prallen Felsstreben des Monte Cercen wirkungsvoll eingerahmt, lag im Süden die Adamellogruppe lehrreich und schön gegliedert in tadelloser Reinheit vor uns, ein Anblick so herrlich, daß nicht einmal die im Norden schimmernde Lockung der Ortlerriesen dessen Zauberbann ablenken konnte. Und dieses wundervolle Bild beglückte uns auf dem ganzen weiteren Weg zur Mandronhütte.

Der nordwärts flach abdachende Firnsattel des Cercenpasses geht südwärts rasch in einen kurzen, vorwölbenden Steilabfall über, der uns an der heikelsten Stelle zum Stufenschlagen im blanken Eis zwang. Gleich darunter ist eine Firnmulde und dann

streicht das Gehänge sanfter geneigt in den obersten Kessel des trotzdem jäh zum Genovatal absinkenden Cercenkares. Über Lawinenreste und Schneeflecke abfahrend, ersparten wir uns die sonst unvermeidliche Mühsal lästiger Geröllstolperei, guckten im Vorbeihuschen neugierig auf die bösartig ausschauende Schlucht des Canale di Busazza hinüber, die aber in Wirklichkeit einen nur mäßig schwierigen Ostanstieg auf diesen unnahbar scheinenden Berg vermittelt, und rasteten bald vergnügt auf einem saftiggrünen Rasenhang, wo bei einem rotbeklexten, hüttengroßen Felsblock erquickendes Wasser quillt und ein Steiglein beginnt. Am rechten, an Edelweiß reichen Gehänge zieht es, stets luftiger werdend, sanft hinan, quert den Südsockel der Busazza, dann die Kare des Cigola- und Rochinatales, stets oberhalb der steil zum Genovatal absinkenden, wildzerrissenen Waldschrofen auf- und absteigend, und leitete uns in 2 Stunden zur einstigen festen Burg der Leipziger, in der ich wie immer gern und mit einem gewissen Daheimgefühl Einkehr hielt.

Jetzt wäre es wohl nichts damit. Denn das Mandronhaus war eines der ersten Opfer italienischer Granaten und ist heute bis auf die Grundfesten zerstört, das neckische Steiglein ist ein tückischer Patrouillenpfad, der Cercenpaß ein Fort und die ganze stolze Gipfelgirlande, vom Gabbiol über den Monte Cercen und die Busazza bis zur Presena ein Festungswall, an den sich die Welschen vergeblich heranzuschleichen versuchten, um unserer Tonalestellung in angeborener Art und Weise meuchlerisch in den Rücken zu fallen. Und daß diese schönen Berge dies verhindern halfen, muß sie uns doppelt lieb und teuer machen!

2. Monte Cercen und Staveltal

Ein Jahr später, Mitte Juli 1911, überschritt ich in umgekehrter Marschrichtung den Cercenpaß auf dem Heimweg aus der Adamellogruppe. Ein klarer, wunderschöner Morgen, einen ebensolchen Tag verheißend, fand mich in Gesellschaft meiner Frau, meiner Freunde Netzuda und Truxa, und der beiden Apparatträger Alimonta und Dallagiacomo auf dem aussichtsreichen Steiglein, das in das Cercenkar führt. Und wieder entzückte mich die Wanderung mit ihren großartigen Prachtblicken in die wilden Gletscherbrüche, auf die ihnen entragenden Zinnen und Dome der Adamelloketten. Damals, im magischen Abendschein, von zarten Höhenrauchschleiern umwoben, erschien diese großzügige Hochgebirgslandschaft meinen von der Presanellaüberschreitung etwas müden Sinnen feierlich ernst und edelgreis; heute im blanken Morgenlicht, Körper und Seele frisch und munter gestimmt, entstrahlte demselben Bilde eine Fülle von Fröhlichkeit, Helle und Jugendkraft, die ansteckend wirkte und uns jauchzen machte. Kaum bei der Quelle im Cercenkar rastend, begann der Anstieg über die heuer bereits hoch hinauf ausgeaperten Schutthänge, vor denen mir, ehrlich gesagt, heimlich bangte, da ich einen bösen Schinder erwartete. Ich erlebte jedoch eine meiner angenehmsten alpinen Enttäuschungen, denn ehe ichs gedacht, war der eisige Abschwung erreicht, und über gut geschlagene Stufen der Firnsattel betreten. Wieder überließen wir uns lang und gern dem Zauberbann der wunderschönen Aussicht des Cercenpasses, der aber diesmal recht belebt war, da weiland Leutnant Listhuber mit seiner Kaiserschützenabteilung nach Besteigung der Presanella und des Monte Cercen hier Rast hielt.

Wir folgten diesem Beispiel und verstärkten dabei unsere gegenseitige Bekanntschaft. Als sich die Soldaten zum Talmarsch rüsteten, brach ich mit meiner Gesellschaft zur Besteigung des Monte Cercen auf. Wir wendeten uns über Schneehänge dem nordwärts absinkenden Firngrat zu, da mir in den unmittelbar zum Cercenpaß abfallenden Felsen einige militärische Nachzügler zu langsam herumriegelten, welche Subjekte diesen sonst kürzesten und besten Anstieg „objektiv" gefährlich gestalteten. Der kleine Umweg erwies sich aber als sehr empfehlenswert, da er als scharfer Firngrat an und für sich pikant ist, außerdem noch wildschöne Einblicke in die Nordabstürze des Monte

R. Randa-Zwickau phot.

Abb. 1. Presanella über den Wolken

Hanns Barth phot.

Abb. 2. Presanellagletscher (im Hintergrund: Scarpaco, Vedretta-Spitze und Cima d'Amola)

R. Nanda-Zwickau phot.

Abb. 3. Batterie unter der Presanella

R. Nanda-Zwickau phot.

Abb. 4. Winteranstieg zur Denzahütte. Links Cima d'Amola, rechts Presanella

Cercen bietet, die zwischen den beiden Gipfeln von einem Fries mächtig ausladender Schneewächten gekrönt werden und tief unten im steilen Busazzagletscher fußen.

Voll gigantischer Wucht und erdrückender Größe wirkt dieses Bild erschütternd auf uns menschliche Wichtlein. Da entdecken wir auf einmal drüben auf dem Westgipfel eine Triangulierungspyramide, die sich plötzlich von dem in der blendenden Gletschergrelle schwarzblau erscheinenden Himmel abhebt, und sofort schrumpft alles Maßlose in verständige Dimensionen zusammen. Dieses Vergleichsobjekt für Größenverhältnisse zeigt uns auch, daß unser Ziel nahe ist, und richtig: noch zwei Seillängen hinauf und die Felsblöcke des um 30 *m* niedrigeren Ostgipfels bieten uns wieder einen aperen Standpunkt. Zwischen den beiden höchsten Erhebungen spannt sich, sanft gemuldet, ein südwärts geneigtes Schneefeld, das am Westgipfel kammartig anschwillt und mit einer gewaltigen Wächte den Verbindungsgrat zur benachbarten Busazza sperrt. In wenigen Minuten waren wir beim Gipfelsignal und blickten staunend in die weite Runde und in die flimmernde Tiefe. Eine Fernsicht, fast ebenso umfassend, wie von der Presanella, vom künstlerischen Standpunkte beurteilt sogar noch schöner, lag in seltener Klarheit vor meinen freudetrunkenen Augen und ich wurde nicht satt, in vollen Zügen all diese Herrlichkeit zu genießen. Wer sich eine schwache Vorstellung davon machen will, der besehe sich die betreffenden vorzüglichen Vollbilder in der „Zeitschrift" 1912 und 1913 und erinnere sich dann an den schönsten Tag, den er je in den Alpen erlebt hat: auf diese Weise wird es vielleicht möglich, meine damalige Gipfelwonne verständlich zu machen.

Im Abstieg benutzten wir gleichfalls die vom Ostgipfel direkt zum Cercenpaß absinkenden Felsen und fuhren schließlich die untersten Schneesteilen zu ihm hinab.

Noch einen Abschiedsblick auf die wohlvertraute, im Süden ausgebreitete Adamello-Herrlichkeit, dann stapften wir nordwärts hinab über die sanften Firnwogen des Presanellagletschers. Plötzlich wimmelte es in einer seitlich von uns versteckt gelegenen Mulde schwärzlich durcheinander, und ehe wir uns noch ordentlich orientiert, defilierte im gestreckten Galopp auf kaum 50 Schritte Entfernung ein mindestens 60 Krickel starkes Gemsrudel an uns vorbei, die Böcke stolz an der Spitze, Geißen mit winzigen, herzigen Kitzen als ängstliche Nachhut, ein köstliches Schauspiel bietend.

Die breite Spur wies uns den nächsten Weg zum obersten Moränenkessel, in dem wir nach flotter Abfahrt jenseits den Hüttensteig trafen, der uns, noch teilweise unter Schnee, über die ungemein wirren, unzweifelhaft einst Gletscherbett gewesenen Steilstufen zur freundlichen Denzahütte der Trientiner lotste. Zur Rechten hat man dabei stets den in ein Moränen-Rinnsal abdachenden Presanellagletscher, dessen Zunge, vielfach zerborsten und in allen Farbenschattierungen von Blau und Grün schillernd, in die Hüttenfenster guckt und noch tief hinab in das Staffeltal (Val Stavel) hängt. Die kleine, praktische Steinhütte, die wie alle Trientiner Schutzhäuser, einen für jedermann zugänglichen, mit offener Feuerstelle versehenen Vorraum hat, steht auf einer kleinen, blockübersäten Rasenhochfläche in einer unvergleichlich großartig-schönen Hochgebirgsszenerie. Östlich der Zinnenkranz von der Cima Scarpaco, mit ihrer gebänderten, damals noch jungfräulichen Westwand, bis zur wilden Cima d'Amola, westlich die dunklen, schneegestreiften Felsterrassen, über die wir herabgestiegen waren, die tiefeingesenkt ein träumerisches Seelein bergen, das wie ein schwarzgrüner Zauberbrunnen anmutet, darinnen es nixenhaft flirrt und flimmert, wenn ein Windhauch das blendengleißende Spiegelbild der im Hintergrund in hocherhobener Majestät thronenden Presanella zu Silberschuppen zerstreut.

Und nordwärts, im Rahmen des hinausziehenden Staffeltales, die forstdunkle Tiefe, als weißer Faden mit bunten Perlen: die Tonalestraße mit menschlichen Siedlungen, goldgrüne Spitzlichter am Waldrücken des Redival und darüber wie schimmernde Wolken die Firndome der südlichen Ortlerkette vom Monte Vioz bis zum Cevedale. Diese

Stätte war so wundervoll, daß wir in der Hütte nächtigten, trotzdem wir noch leicht in 2 Stunden in das Sulzbergtal hinabsteigen hätten können. Aber wir haben lieber droben andächtig die Abendfeier und das Morgengebet der göttlichen Natur belauscht und zogen erst dann wieder, Gesalbte aus reinen Höhen, zur breiten Heerstraße hinab.

Oft und oft sandten wir noch bewundernde Blicke zurück durch die grünen Schleier der schlanken Lärchen, bis uns die unterste Staffel des Tales, an deren üppiger Waldflanke der Weg sich zur Furche der Vermigliana hinabwindet, den hehren Aufblick entzog.

3. Der Cornisello, 3160 *m*

Im Juli 1912 hatte ich mich wieder mit dem Führer Ernesto Alimonta in Pinzolo zusammenbestellt, um meine Gruppenkenntnis zu vervollkommnen und einige bei der monographischen Heimarbeit aufgetauchte Bedenken zu überprüfen. Ich wollte vorerst die Nordumrahmung des Amolagletschers näher kennen lernen und brach am Morgen des 3. Juli dahin auf. Als Zugang zur Segantinihütte wählte ich diesmal den Umweg durch das Nardistal, das mir noch fremd war. Heuer nur zu zweien und nicht so schwer bepackt wie sonst, querten wir flott das fruchtreiche Talbecken und stiegen jenseits bei der einstigen Glasfabrik den steilen Abschneider hinan zum malerischen Sankt-Stefano-Kirchlein, das den Eingang in das mit Recht als eines der schönsten Alpentäler gepriesene Genovatal beschirmt. Nun führt der Fahrweg noch ein Stück in einem prächtigen Edelkastanienhain dahin, dann steigt er zügig zur ersten Talstufe hinan längs der mächtigen Schaumstürze der Sarca und zieht hernach fast eben talein, Aufblicke zum Zinnenkranz des Laresferners gewährend, der über dem dunklen Waldgehänge leuchtend schimmert. Bevor uns noch der siebenfärbig schillernde Wasserstaub des prächtigen, doppelstrahligen Nardisfalles angenehm kühlend netzt, weist uns eine verbeulte, rostige Tafel rechts hinan, wo über einen üppig verwachsenen Muhrkegel ein dürftiges Steiglein hinanschleicht. Das ist unser Hüttenweg. Erst in der Höhe, wo der Nardisbach zum kühnen Sturz ansetzt, öffnet sich der Einschnitt eines schmalen Tales, das als enger Waldgraben ziemlich steil absinkt und den einzigen Abfluß des breiten Nardiskares darstellt, längs dessen man, wie durch das Rohr eines Trichters blickend, hinaufsteigt. Nach etwa 2—3 Stunden wird die unterste Weitung erreicht, wo wir im blumigen Kessel bei den Hütten der Fiori-Alm, der bereits üppigen Sommervegetation des Tales enteilt, noch den holden Frühling antrafen, der wohl hier allzulange Rast gehalten bei seinem „Auf-die-Berge-steigen". Ganz stolz, einmal der Natur ein Beispiel geben zu können, gingen wir ungesäumt weiter, hatten bald den schütteren, zartgrünen Maienwald unter uns, und standen nach einer schwachen Stunde bei der alten, kleinen Presanellahütte, die im Zwickel zwischen zwei Bächen auf einem Moränenwall kauert. In unserer Zeit protziger Hüttenarchitektur mutet solch einfaches Schutzhaus schon fast museal an. Und beinahe hätte mich der alte, anheimelnde Hauch, der es umwehte, zu einer Programmänderung verleitet; denn während es als unwirtliche Bude verschrien war, fand ich das Hüttlein als derzeit alleiniger Besitzer nett und sauber, die aussichtsreiche Lage inmitten des weitaufgeschlossenen Gletscherkares, umrahmt von einer Reihe schöner Gipfel, glücklich gewählt und zum Bleiben verlockend. Es ist mir heute noch leid, daß ich dieser ersten Eingebung nicht gefolgt bin und den ganzen, vom Monte Gabbiol südöstlich abstreichenden Begrenzungskamm des Nardiskares mit seinen Gipfeln: Monte Botteri, Ago di Nardis, Cima della Rocchette und Cimon del Giere, unbesucht gelassen habe; denn abgesehen davon, daß sie günstige Aussichtspunkte an und für sich sein müssen und großartige Tiefblicke in das Genovatal bieten, sind sie heute Bastionen unserer Front gegen den Feind, die einem Vordringen der Welschen seit ihrer heimtückischen Festsetzung am Dosson di Genova und in Teilen der Menicigolo-Gruppe im April 1916 in der Richtung Genovatal und Tonale erfolgreich Halt geboten haben.

Damals erschienen sie mir aber als Trabanten der Presanella nebensächlich und ich strebte den mehr selbständigen Bergen der Gruppe zu.

Von der Presanellahütte nördlich über das schneegesprenkelte Moränengehänge gemächlich ansteigend, hat man den scharfkantigen viereckigen Scharteneinschnitt — daher sein Name: Quattro Cantoni — stets vor sich. In 1½ Stunden standen wir auf dem Passe, der noch in der Nähe nicht ganz gutartig aussieht, es aber in Wirklichkeit ist. Jenseits, in dem steiler absinkenden Amolatal, sah es noch recht winterlich aus. Östlich unter einem hohen, blanken Gratabbruch des Costone di Nardis über einen rinnenartigen Schneehang absteigend, erreichten wir bald das offene Kar und hielten uns nördlich auf die Segantinihütte zu, die bei den vielen großen, prismatischen Blöcken, die dort vereinzelt auf dem Plattenboden herumliegen, leicht mit einem solchen verwechselt werden kann. Von einem früheren Besuch her mit ihrer Lage wohlvertraut, lavierten wir aber sicher ohne den geringsten Höhenverlust in dem gemuldeten Gelände über faulen Schnee und apere Felsbänke auf sie los. Von außen mit ihrem flachen Schotterdach und den rohen Steinwänden auf quadratischem Grundriß ein nüchterner Steinwürfel, ist sie innen ein Muster von Raumausnützung und trotz Einfachheit ungemein freundlich und anheimelnd. Wieder bot sie mir ein genußvolles Asyl: ein tadellos heizender Herd, später gutes Lampenlicht, Abendzauber im Hochgebirge angesichts der Brentaparade, schließlich erquickende Nachtruhe nach einem strammen Marschtag.

Am nächsten Morgen brachen wir im Frühlicht zum Besuch des Cornisello auf. Leichtbepackt, wäre es ein flottes Wandern gewesen, aber der versponnene Himmel und die schwüle Luft wirkten lähmend. Von der Hütte in nordwestlicher Richtung zum Gletscherbach und jenseits über die Ruinen der einstigen Seitenmoräne, schlichen wir auf dem Schotter- und Schrofengehänge zum breiten Sattel der Bocchetta del Laghetto hinan. Von Westen einstreichende, talwärts rollende Nebelschwaden und fahles, versprengtes Morgensonnenlicht ließen das wüste, zerfurchte Cornisellokar, auf das ich neugierig hinüberlugte, noch öder und trostloser erscheinen, denn das Schimmern und Gleißen des Gletschers, das Blinken der Seen fehlte, und die unruhige Gratlinie der Umrandung, die das weite einsame Becken schwungvoll umrahmt. Einmal nur gewahrte ich kurz den stumpfen Spiegel des Bedrettisees, der, wie die leere Augenhöhle aus einem zyklopischen Totenschädel starrend, inmitten der bleichen Gletscherschliffe anmutete.

Über Geröll und erdige Stufen geht es zum Grat empor, der langgestreckt, in südlicher Richtung, ohne besonders auffallende Felsgebilde, aber ziemlich zerhackt, vom Cornisellogipfel herabstreicht. Etwa bis zum Punkt 2937[1]) hielten wir uns südseits und querten, stets so nahe als möglich unter der Gratlinie bleibend, das wirre Blockgehänge. Dort wechselten wir auf die nördliche Seite hinüber und turnten, kletterten und gingen dann an und über und zwischen durcheinandergewürfelten Felsklötzen, Platten, Bändern und Leisten gegen den teilweise hinter ziehenden Nebelschleiern verschwindenden Gipfelbau hinan. Dort, wo ein kräftiger Felssporn, Schneerinnen bildend, in das Cornisellokar vorstößt, wurde die Grathöhe plattig und bald steigt nun mit jähem Aufschwung der Gipfelstock daraus empor, einen kleinen, in eine Rinne abbrechenden, nach Süden geöffneten Schuttkessel umschließend. In diesen hinein und seine nördliche, gutgestufte Umrandung hinauf, steht man in der Gipfelscharte des Cornisello, der aus drei Türmen besteht, die in Dreieckform angeordnet als Westlicher, Nördlicher und Südlicher Zacken, seinen Scheitel krönen.

Eine Rundschau vom Gipfel verwehrte mir der Nebel; er gestattete aber dann und wann einen kurzen Einblick auf die nächste Umgebung, wo nach Westen gegen die Cima d'Amola jäh ein gestufter Zackengrat absinkt, der trotzdem gut gangbar schien

[1]) Alle Höhenangaben beziehen sich auf die Alpenvereinskarte vom Jahre 1903.

und, wie spätere Besteigungen bewiesen, es auch ist. Hingegen sieht der kurze Nordpfeiler zum Cornisellogletscher wenig einladend aus: er ist daher bis heute noch unbetreten. Im Gipfelsteinmann fand ich noch die vergilbten Karten der Erstersteiger aus dem Jahre 1889, deren Weg auch ich eingeschlagen hatte und der mit seiner abwechslungsreichen, nirgends ernstere Schwierigkeiten bietenden Kletterei zweifellos der leichteste Zugang zum Cornisello ist. Da ich gerne belehrende Umschau gehalten hätte, ließ ich mich geduldbereit zwischen den Gipfelzacken zur Rast nieder, um so mehr, als ich beim Sinnieren in dieser grauen Einsamkeit, in dieser absoluten Stille und Ruhe einmal ein Mäuschen aus dem Steinmann huschen sah, das trotz des höchst seltenen Besuches dieses Berges nicht im geringsten verhungert schien; dann kam wieder ein Bienlein angeschwirrt, suchte und fand richtig ein verstecktes Honigblümlein — was ich als symbolische Mahnung zum Ausharren auffaßte und als gutes Omen auslegte, so daß ich schließlich, von der unaufhaltsam enteilenden Zeit doch zum Aufbruch gezwungen, zur Rückkehr auf dem Anstiegsweg mich entschloß, da ich hoffte, vom langen Grat bei einem Aufreißen des Nebels dennoch wertvolle Einblicke zu erhaschen. Vergebens. Das trostlose Einerlei blieb uns bis zur Hütte treu und wir begaben uns, besorgt um die Pläne der kommenden Tage, zur Ruhe.

4. Die Cima d'Amola, 3277 *m*

Mit welchem Entzücken begrüßte ich den unvermutet schönen Morgen des 5. Juli 1912. Da lag wieder die Welt in strahlender Hochgebirgsherrlichkeit wie neu erschaffen vor den freudetrunken glänzenden Augen, und frohe Wanderlust trieb zu frühem Abmarsch. Leicht beschwingt ging's westwärts dem Bach entlang zum sanft ansteigenden Amolagletscher, der, spaltenlos und mit gut tragendem Firnschnee bedeckt, wie ein weißer Laufteppich in dem Korridor sich erstreckt, dessen Wandungen nordseits die zackengekrönten Flanken des langen Cornisellogrates, südseits die überwächteten Abstürze der Presanella und des Monte Nero bilden; im Vorblick stets als abschließendes Portal die enge Schneepforte der Presanellascharte, monumental umrahmt von dem nach einem Zackenvorbau in ungebrochener Linie in den Himmel stürmenden Profil des Nordostgrates der Presanella und der Riesensäge des Südwestgrates der Cima d'Amola. Bei dem etwa zweieinhalbstündigen, harmlosen Anmarsch konnte ich mit Muße diesen prächtigen Talschluß bewundern und das heutige Ziel studieren.

Die Cima d'Amola zeigt von hier gesehen[1]) ihre südöstliche Breitseite, die durch eine vom Gipfel jäh absinkende, mit einem mächtigen Zacken endigende Südostkante in zwei grundverschiedene Teile geteilt wird. Der linke, hauptsächlich von dem obenerwähnten Sägegrat gebildet, ist reich gegliedert und birgt alle bisher ausgeführten Anstiege. Sägegrat und Gipfelbau verschneiden in einer wilden Steilschlucht, nach dem Erstersteiger des Berges „Gstirner-Rinne" genannt, die hinter dem Kantenzacken in einem toten Kessel zu endigen scheint, in Wirklichkeit aber rechtwinkelig nach Südwest abbiegt und auf dem obersten Halbtrichter des Amolafirns mündet. Der rechte Teil des Berges ist eine geschlossene Wand, deren gewölbte Gratlinie, nach dem ersten Drittel vom Gipfel deutlich eingekerbt, zum Paß Monredond abbricht. Unter der Grateinkerbung ist eine Mulde, die nach abwärts in Rinnen verläuft und rasch in die pralle Wand übergeht.

Wir hatten ursprünglich eine Besteigung der Cima d'Amola auf der Gstirnerroute beabsichtigt, suchten aber vergebens den Einstieg zur Gipfelschlucht, da infolge der früheren Jahreszeit der kennzeichnende Felsblock augenscheinlich noch nicht ausgeapert war. Am Fuße des Kantenzackens stehend und emporspähend, sahen wir zwar in einem Blockkamin, der die Richtung zur Gipfelschlucht verhieß, eine gebleichte Abseilschlinge, aber da wir vergeblich zu ihr zu gelangen gesucht hatten, dürfte sie auch nur das letzte

[1]) Zeitschrift 1913, S. 319

Naturaufnahme von Hanns Barth

Mezzotinto Bruckmann

Monte Cercen (Nordabstürze)

Aushilfsmittel eines von oben herab Verstiegenen gewesen sein. Und diese Vermutung brachte mich zu dem Entschluß, das gleiche zu tun: Suche dir einen andern Anstieg und seile dich dann, im Kessel der Gstirnerrinne etwa gefangen, über die Kamine des Kantenzackens ins Freie!

Da mir die Begehungen des Südwestgrates bekannt waren, wollte ich die noch jungfräuliche Seite des Berges auf ihre Standhaftigkeit versuchen und querte über die Schneesteilen unter der Wand gegen Nordost, stets nach einer Angriffsmöglichkeit auslugend. So kamen wir endlich bis auf den Verbindungskamm zum Cornisello hinüber, ohne das Gesuchte gefunden zu haben. Und dort, auf einer Felskuppe rastend, von der sich spitzwinkelig auseinanderstrebend einerseits die Kammlinie zum kühn aufsteigenden Westgrat des Cornisello hinüberschwingt, anderseits als zackengespickter Firnrücken der Hauptkamm östlich ausbiegend zum Amolapaß fortsetzt, bot sich mir geradezu verführerisch einfach der Nordostgrat der Cima d'Amola dar.

Dieser Lockung sofort Folge leistend, überschritten wir eine Firnscharte, von der jenseits eine steile Schneerinne schluchtartig zum Presanellagletscher absinkt, die mir von meinem Begleiter, dem Führer Alimonta, als Monredondpaß bezeichnet worden ist, zu dem der Nordostgrat unseres Berges mit einer Steilwand abbricht. Doch diese schreckte uns nicht, weil wir, links von ihr über die Wandabdachung zwei flache Rinnen schräg aufwärts querend, ohne besondere Schwierigkeiten die Grathöhe erreichbar fanden. Mit deren Gewinnung wußten wir uns des Sieges sicher und erfreuten uns an dem plötzlichen Auftauchen der prächtigen Aussicht auf die südliche Ortlergruppe und den packenden Tiefblicken auf das Becken des Presanellagletschers. Die von unten einheitlich gestaltet erschienene Schneide entpuppte sich jetzt in der Nähe als echter, wirr durcheinander gewürfelter Tonalitgrat, der auf der Nordwestseite noch ziemlich reiche Schneeeinlagerungen hatte und auch sonst oft wächtenartig von Blöcken und Prismen gesperrt war. Bald rechts, bald links den Grathindernissen ausweichend, turnten wir in luftiger Kletterei unaufhaltsam vorwärts, dem Gipfel entgegen. Nur bei der Gratkerbe machten wir verdutzt halt, da sie uns im letzten Augenblick noch den Siegeslauf zum bereits nahen Gipfel zu vereiteln schien. Aber die seichte Muldung in der Amolawand tröstete uns sofort, da sie einen willkommenen Ausweg bot. Vorsichtig in sie absteigend, querten wir darin unter dem widerspenstigen Gratstück zum Gipfelbau hinüber und stiegen dann, ein steiles Schneefeld als Leiter benützend, wieder zur Schneide empor. Und als ich über sie hinaufgreifend, mich vollends zur Höhe aufzog, sah ich den Gipfelsteinmann vor mir und stand im Nu auf dem Scheitel der Cima d'Amola. Nun konnte ich mit Muße die ganze, prächtige Aussicht genießen, die mich schon während der Gratkletterei partienweise entzückt hatte. Der Horizont hatte sich mit der gewonnenen Höhe naturgemäß erweitert. Er wurde nun außer von der im Norden sichtbaren Ortlergruppe im Westen von den goldig schimmernden Bergen der Bernina begrenzt und im Osten flogen die Blicke über die rötlich leuchtende Brentakette bis zu den Dolomiten. Immer wieder kehrten sie aber staunend in die Nähe zurück, denn da stand ein Wunderbau aus Fels und Firn, scheinbar zum Greifen benachbart: die pralle Ostwand, doppelt dräuend, weil bereits im Schatten liegend und die silbergleißende Firnmauer des Nordabsturzes der Presanella mit den strotzend geschwellten Eisbrüsten ihrer Hängegletscher. Und zwischen Schattenreich und Lichtzauber die anmutig geschwungene Elfenlinie des wächtengekrönten Nordostgrates, dazu wirksam kontrastierend im Vordergrund die kühnen Türme und Zacken, die von unserem Gipfel südwestlich absetzen und in der schillernden Tiefe die eisige Brandung des zerrissenen Presanellagletschers: wahrlich ein Hochgebirgsbild voll packender Wucht und ergreifender Majestät und von seltener künstlerischer Schönheit.

Die rastlose Zeit heischte endlich gebieterisch ihr Recht und wir stiegen in die knapp

neben dem Gipfel abstürzende Gstirnerrinne ein. Über brüchigen Fels lavierten wir in ihren vereisten Grund hinab und wichen Hindernissen darinnen, stets links in den Gipfelbau hinausquerend, aus. Je tiefer wir kamen, desto plattiger wurden die Wandungen, und bannten uns in die Rinne. Als wir uns drunten schon gefangen wähnten, öffnete sich plötzlich rechts die Schlucht und eine mehrfach durch Absätze verschanzte Schneerinne wies den Weg ins Freie. Der Felsumklammerung entronnen, fuhren wir schließlich über die Schneesteilen flott in den geräumigen obersten Kessel des Amolagletschers hinab.

Rings von den bereits im Schatten liegenden Wänden unseres Berges und der Presanella umstarrt, ragen zur Linken die Cornisellohörner, schnellt rechts der spitze Turm des Monte Nero vorgeschoben auf, gleich titanenhaften Tempelhütern. Wie aus dem dämmerigen Allerheiligsten blickt man durch die lange Gasse der beiderseits ausstrahlenden Felskämme über die grünen Täler hinüber auf die abendlich leuchtenden Zinnen der burgartig anmutenden Brentadolomiten. Und dieses Wunderbild stets vor Augen traten wir den Spaziergang über den Amolagletscher an. Weiter draußen, wo die Übersicht wieder frei ist, sahen wir nochmals wohlgefällig auf unsere heutige Eroberung zurück. Als ich jedoch begehrlichen Blickes die gewaltige Ostwand der Presanella im Geiste erklomm, brach plötzlich oben ein mächtiges Stück ihres Wächtenfrieses los und schmetterte stäubend und dröhnend über sie in die Tiefe. Das war eine deutliche Mahnung! Bescheiden und zufrieden mit dem, was mir die Berge wieder einmal gnädig gewährt hatten, und dennoch stolz darauf, trabte ich hierauf weiter zur Hütte hinab.

5. Eine Querung des Nambronestockes

Fünf Tage später brach ich in Begleitung Alimontas frühmorgens von Madonna di Campiglio auf, um über Berg und Tal und Pässe des Nambronestockes nach Fucine an der Tonalestraße hinüberzuwandern. Dieser östlichste Abschnitt der Presanellagruppe, den Raum zwischen Val di Bon, Sulzberg, Meledriotal, Nambino- und Nambronesarca einnehmend, teilt das Aschenbrödel-Los aller jener Gebiete, die namhaften, glanzvollen Hochgebirgsrevieren beigeschaltet sind, und infolge dieser markanteren, stolzeren Nachbarschaft übersehen werden. Von früheren Besuchen anläßlich Rasttagen in Campiglio zwischen meinen Turen in der Brenta- und Adamello-Presanellagruppe mir wohlbekannt, wollte ich heute mit einer Durchwanderung des Nambronestockes eine Überquerung der Cima Giner, 3052 *m*, seines höchsten und Stammgipfels verbinden.

Als wir auf gutem, kaum einstündigem Promenadeweg vorerst zum Nambinosee hinanspazierten, hemmte schon dort ein wunderschönes Landschaftsbild unsere Schritte. Im Grunde eines Almkessels gelegen, talwärts von Nadelwald umhegt, spiegelt das dunkle Gewässer die jenseits aufragenden Brentagipfel im Bereich des Grostépasses wider. Ist es auch in der Nachmittagsbeleuchtung schöner und am schönsten im Abendschein, jetzt in der taufrischen Morgenstimmung wirkte es erst recht auf mich mit seinen herberen Reizen. Am Gehänge des Monte Nambino schmiegt sich nordseits über dem See ein von der Paßhöhe des Campo Carlo Magno hereinführender Steig dahin. Zu dem stiegen wir nun hinan und folgten seinen Windungen aufwärts, bis er uns mit Erreichen der Höhe der westlichen Kesselumrandung den steten schönen Niederblick entzog. Nun ging's ein Stück über steinige Hutweide, die immer wüster wurde, schäbige Schneereste kamen in Sicht, die bald an Umfang und Fleckenlosigkeit zunahmen, und als wir schließlich eine Bodenschwellung überschritten hatten, lag schneeumrandet der dunkelblaue Serodolisee vor uns, auf dem wie weiße Schwäne leuchtende Eisgebilde schwammen. Im Hintergrund ein wüstes schneegesprenkeltes Kar, in dessen Grund ein zweiter, etwas kleinerer, noch halb zugefrorener See blinkte, der

Lago Gelato, alles umstarrt von wildem Blockwerk und Geklüft, und südöstlich, wo der freie Horizont sonst wäre, zückt die Brentakette die Riesendornenhecke ihrer Spitzenreihe. Mit Freuden sah ich den weltentrückten Winkel wieder, hatte ich doch einst einen ganzen Glückstag darin selig verschwelgt mit Bummeln, Sinnen und Schauen.

Heute trieb es mich aber nach dem noch fernen Ziel und ich mußte mich mit dem Bewundern während des Marsches begnügen. Zwischen den beiden Seen lavierend, steuerten wir rastlos dem in der Westumrahmung des Kares zwischen Monte Serodoli und dem Vaselgakamm eingesenkten Nambronepaß zu. Über die Schnee- und Blockhänge direkt hinauf, war es ein ziemlich steiler Anstieg, der uns aber dafür rasch auf die Paßhöhe brachte. Jenseits jäh in das Nambronetal abbrechend, das weit hinaus überblickbar ist, enthüllt die Paßkehle zugleich den ganzen östlichen Presanellabereich, der von dort mit seinen langaufgeworfenen, weit ausstrahlenden Gratkämmen wie erstarrter Wellenschlag anmutet.

Vom Nambronepaß querten wir weglos, so gut als möglich Höhenverlust vermeidend, rechts hinein in den Halbzirkus, den die Vaselgaspitze mit ihren entstrahlenden Zackenkämmen bildet, die noch ein ungewöhnlich reiches jungfräuliches Gebiet für Mizzi-, Wanda- und dergleichen Türme wären. Inmitten des dermalen noch ziemlich winterlich aussehenden Kares liegt wieder ein Meerauge, der damals noch in eisigen Banden schlummernde Nambronesee; auf dessen vorgelagerter Blockterrasse, unter deren Trümmern der Abfluß rauschte und gluckste, hielten wir kurze Rast.

Dann wanderten wir ansteigend auf eine augenfällige Schartung im Ostkamm des Monte Caldoni zu und gelangten so, leichter als erwartet, in das zwischen diesem Berge und der Cima Giner eingebettete Kar. Bei der Orientierung durch den obligaten mittäglichen Höhenrauch teilweise behindert, konnten wir dennoch eine günstige Anstiegsrichtung auf die Cima Giner festlegen, der wir nun stets in sanfter Steigung quer durch das Kar über Schnee, Schotter und Felsinseln zustrebten. Dieser höchste Gipfel des Nambronestockes entsendet einen langen Grat nach Südost. Nahe dem scheinbaren Gipfel zieht dort eine Schneerinne hinan, die sollte uns den Zugang vermitteln. Als wir sie etwa zur Hälfte durchstiegen hatten, befürchtete ich, daß sie uns oben unter einem schlechten Abbruch des Grates als Gefoppte zur Umkehr zwingen könnte, und beschloß daher, lieber gleich, wo wir günstige Gelegenheit fanden, den mauerglatt abbrechenden Begrenzungspfeiler zur Rechten zu ersteigen, um über diesen die Grathöhe zu gewinnen. Leisten und schmale, kaminartige Risse machten den Anfang nicht leicht, aber auf der Kante droben ging es immer besser und rascher vorwärts. Ohne nennenswerte Schwierigkeiten erreichten wir dann über den Grat die Höhe und sahen, daß wir erst auf einem Vorkopf standen, der auch von der Südseite nicht ungünstig zugänglich gewesen wäre. Vom Vorkopf zu einer Scharte hinab, unter der nördlich ganz nahe Firn ansetzte, und jenseits durch mächtiges Blockwerk hinan, hielten wir kurze Zeit später am Ziel, wie uns Trümmerreste eines Vermessungssignals trotz einhüllenden Nebels untrüglich bewiesen. Die Gipfelzeichnung der Alpenvereinskarte scheint also dort einer Richtigstellung bedürftig. In welchem Maß, kann ich aber nicht angeben, da ich keinen freien Überblick hatte. Eine erstmalige Gipfelrast im Nebel auf einem zweifellos günstig gelegenen Aussichtsberg ist mir zuwider, wie der Anblick einer dicht verschleierten Venus. Es fehlen mir gewissermaßen die seelenspiegelnden Augen. Bei der Cima Giner kam noch dazu, daß ich mir auch über den jenseits einzuschlagenden Abstieg gerne Klarheit verschafft hätte. Nach vergeblicher, längerer Rast blieb schließlich nichts übrig, als auf gut Glück westwärts abzusteigen, wo unbestimmt Schneefelder aufleuchteten. Nach ziemlich steilen Felsen und Rinnen kamen wir mit Erreichen des Schnees aus dem dunstigen Grau und sahen plötzlich wieder die Tiefe drunten klar ausgebreitet liegen. Unwillkürlich mußte ich sie mit einem Jauchzer be-

grüßen, den die Hirten bei den Almen am lichtgrünen Cornisellosee, 1000 *m* unter uns, mehrstimmig erwiderten.

Wieder fröhlich gestimmt, abwechselnd kletternd und über die Schneesteilen abfahrend, strebten wir nun flott talwärts, wobei wir uns stets nordwestlich hielten, um an den Terrassen unter den Wänden so nahe als möglich zum Scarpacopaß hinabzuqueren. Schon freuten wir uns, die bereits nahe gegenüber sichtbare Paßhöhe so leicht zu gewinnen, während sich unten im Graben mühsam ein Steiglein hinanwindet, als plötzlich eine große, wilde Schlucht uns den Weiterweg verwehrte. Kurz entschlossen in sie hinabkletternd, plagten wir uns bald in schweren Kaminen, an glatten Wandstufen und standen schließlich oberhalb unbezwinglicher Überhänge. Da wir viel zu wenig Seil hatten, um uns abzuseilen und vergebens nach mühsamem Rückzug an anderen Stellen ein Hinabkommen ertrotzen gewollt, blieb endlich nichts übrig, als de- und wehmütig umzukehren und über die plattigen Stufen der letztgequerten Terrasse den Umweg in den Graben einzuschlagen. Nach gut einstündigem Zeitverlust folgten wir dann doch gern dem zu früh verhöhnten Steiglein auf die Paßschneide. Jäh sinkt jenseits eine Schneehalde hinab zum Val di Bon, das, von felsgekrönten Steilhängen eingeengt, bereits im späten Nachmittagsschatten liegend, wie ein düsteres Gäßchen hinauszieht, über dem, schimmernden Wolken gleichend, die Berge der südlichen Ortlergruppe sichtbar sind.

Am Ende der flach auslaufenden Schneehalde auf Blöcken über die seeartige Stauung der Schmelzwasser balancierend, begannen wir nun ein erbittertes Ringen mit der üppigen Vegetation. Das dürftige Steiglein, — kaum gefunden, schon wieder verloren, — verkroch sich unter Krummholz in mannshohen Feldern blühenden Eisenhuts, im roten Meer des Alpenrosengestrüpps, lockte in Tunnels von Erlengebüsch und hielt uns mehr auf, als es uns vorwärts brachte. Endlich öffnete sich das Engtal doch in einen grünen Almkessel und nun begann auf deutlichem Pfad der Taltrab. Nochmals über einen sperrenden Waldriegel hinan, kamen wir jenseits auf herrliche Wiesen, wo die Heumahd im besten Gange war, und erhielten in einer der buntbelebten Hütten erquickende Milch, aber auch die schmerzliche Auskunft, daß wir noch gut eineinhalb Stunden bis ins Tal zu wandern hatten.

Nach mehr als 15 stündigem Marsch schimmerte endlich das alte Gemäuer der Ruine Ossana durch den hochstämmigen Lärchenwald und wenig später hielten wir im Gasthof Zanella zu Fucine Einzug, rechtschaffen müde, aber dennoch hochbefriedigt von der lehrreichen Wanderung quer durch die Nambronegruppe.

---

6. Auf den Palu, 3019 *m*

Ein Jahr später saß ich abermals in Zanellas Gasthofveranda, diesmal in Gesellschaft von Dr. B. und Leutnant Adolf Listhuber, der mit einer Kompagnie der Bozner Landesschützen in Pizzano sein Sommerquartier hatte und dessen ganze Hochgebirgsumgebung als eifriger Offizier und sportgerechter Alpinist auf das gründlichste kannte.

Ich hatte es vorerst auf den von ihm bereits 1911 erschlossenen Palugrat abgesehen, der vom Ostgipfel, 2996 *m*, über den Kulminationspunkt und nördlichsten Dreitausender der Presanellagruppe zum Westgipfel, 2986 *m*, gut 2 *km* lang, sich erstreckt und wohl die schönste Klettertur dieses Gebietes ist[1]). Von der Denzahütte am Presanellagletscher aus, wo uns Dr. B. erwarten sollte, hätten dann die weiteren stolzen Pläne verwirklicht werden können. Es wär' zu schön gewesen . . .! Nach einem Orientierungsausflug am Vortag über die gegenüberstehende Cima di Boai brachen wir am 14. Juli 1914 um 4 Uhr früh von Fucine auf, trafen eine Stunde später mit Leutnant Listhuber in Pizzano zusammen, wechselten rasch mein leichtes Strickleingegen ein langes, starkes Führerseil aus, da sich plötzlich wider Erwarten Dr. B. zur

[1]) Zeitschrift 1913, S. 322.

Hanns Barth phot.

Abb. 5. Brentagruppe aus dem Amolatal

R. Randa-Zwickau phot.

Abb. 6. Cercen und Busazza von Norden

Hanns Barth phot.

Abb. 7. Blick auf Carè alto und Presanella

Hanns Barth phot.

Abb. 8. Blick auf Re di Castello

Teilnahme an der Bergfahrt entschloß, und stiegen zum Vermiglio hinab. Jenseits zickzackt ein Almsträßchen an der Waldlehne hinan und biegt bald in das Palutal ein, wo es, fast eben verlaufend, auf einer Lichtung bei den Predozzo-Almhütten endet. Von Steilstufen kesselartig eingeschlossen, überragt von der gletschergesäumten mächtigen Palumauer, bot dieses morgenprächtige Bild einen gar verheißungsvollen Empfang.

Der Zugang zum obersten Gletscherkar ist ziemlich verzwickt, da man in der üppigen Vegetationswildnis und Bergsturzwirrnis bis über den Scheiderücken gegen das westlich benachbarte Riccolondatal hinüber muß und dann erst ins Palutal zurückwechselt, um längs dem weit vorgeschobenen Auslauf des vom höchsten Palugipfel absinkenden Nordgrates den versteckten Almboden ob der Baumregion zu gewinnen, von wo man endlich sturmreife Bahn vor sich hat. Dank Listhubers Ortskenntnis konnten wir dort schon gegen 8 Uhr vormittags an köstlicher Quelle glatt zum Frühschoppen landen und dabei das wildschöne, zackig ummauerte Gletscherkar bewundernd studieren. Anfangs gegen einen vorspringenden Felssporn des Nordpfeilers über Moränenschutt ansteigend, querten wir später schräg links aufwärts den kleinen Gletscher, der schließlich ziemlich steil in die Felsen des Ostgipfels emporzüngelt. In der Gipfelfallinie durchstiegen wir dann, manchmal gar nicht so einfach, die Plattenrunsen und Schrofen des brüchigen Absturzes, und da wir den Doktor ans Seil nehmen mußten, verzögerte sich das Vorwärtskommen ganz beträchtlich. Etwas nördlich vom Ostgipfel die Grathöhe erreichend, standen wir bald hernach um die Mittagszeit bei der zwischen großen, prismatischen Blöcken eingekeilten Trigonometer-Pyramide. Der erste Blick galt dem wildzerhackten Grat zum Hauptgipfel und von dort zur westlichen Ecke. Herrgott, liegen die zwei Endpunkte dieser stumpfwinkeligen Gratsäge weit auseinander! Schleunigst brachen wir daher auf. Aber schon nach den ersten zwei Grattürmen sahen Listhuber und ich ein, daß wir mit unserem Dritten in der Mitte heute nicht einmal bis zum Hauptgipfel hinüberkommen würden, um so weniger, als die eigentlichen schwierigen Stellen noch vor uns lagen. Also kurz entschlossen, aber schweren Herzens, zurück zum Ostgipfel. Verstimmt und stumm hielten wir Rast. Gegenüber im Süden stand herausfordernd der prächtige Scarpaco, daneben lugte — es schien mir höhnisch — die Nordwand der Presanella hervor, hinter dem Palu-Westgipfel schwang sich der lockende Grat vom Monte Cercen zur stolzen Busazza, im Norden schimmerten verheißungsvoll die südlichen Ortlerriesen, alles heißersehnte Ziele, die nun fraglich geworden durch den ungleichen Gefährten, denn Listhubers freie Zeit war knapp bemessen und allein konnte, durfte ich es vernünftigerweise nicht wagen.

In diesem ärgerlichen Zwiespalt fiel mein Blick ins weltverlassene Barcotal hinab, von dessen stiller Schönheit und dunklem See mir Listhuber schon vorgeschwärmt hatte. Und da er gerade zum Aufbruch drängte, aber selbst nicht recht wußte, wohin, schlug ich vor, den Abstieg in dieses einsame Tal zu nehmen und den noch unbegangenen Nordgrat dabei zu benützen. Ich voran, Listhuber als letzter, brachen wir auf. Streckenweise fast leicht, dann wieder schwierig, schließlich über plattige und steil wie ein Kirchendach abschießende Felsen kamen wir endlich in eine Scharte, aus der wir nach rechts in die Verschneidung zwischen Nord- und Nordostgrat queren mußten, um in das Barcotal zu gelangen. Ein rampenartiges Band, öfters von Absätzen unterbrochen, leitete dort unter rötlichen Turmwänden ganz angenehm hinab und mündete schließlich schluchtähnlich auf einen wenig steilen, kurzen Schneehang, der mit seinem untersten Eisrand auf einer mindestens 5 *m* breiten Schutterrasse fußte, die talseitig scharfrandig begrenzt, gute 100 *m* zum steilen Firnkessel des obersten Barcotales abbrach. Ich stand bereits unten auf dem ebenen Schotter der Terrasse und sah rechts von ihr in unserer bisherigen Marschrichtung harmlose Schrofen zum lustige Abfahrt verheißenden Schneefeld abdachen. Wir waren also am Ende des neuen, gut gelungenen Abstieges und belobten, wieder frohgelaunt, sogar den Doktor, der etwa 8 *m* schräg

über mir auf gutem Stand zwischen Schnee und Fels wartete, wegen seiner wackeren Haltung, während Listhuber, rasch nachgekommen, frei auf dem letzten Felskopf über ihm stehend, das lose Seil aufnahm. Die Weisung, Listhubers Sicherungsbereitschaft abzuwarten und dann meinen Spuren längs der Randfelsen zu folgen, mißachtend, wohl um zu zeigen, daß er besser im Schnee als im Fels bewandert sei, trat der Doktor auf den Hang hinaus, glitt aus, stürzte steif in seiner ganzen Länge seitwärts, und trotzdem er kaum 2 *m* Schwung hatte, flog der lange Mensch in die Luft, überschlug sich, den Pickel verlierend und einen Schreckenslaut ausstoßend, und wirbelte hoch im Bogen über die breite Terrasse.

Völlig unvorbereitet sahen wir zwei anderen auf dieses nie an solcher, sicher von jedermann als harmlos erklärten Stelle für möglich gehaltene Ereignis voll Entsetzen, denn es war uns sofort klar, daß wir, ungesichert dastehend, unweigerlich am Seil mit in die Tiefe gerissen werden mußten. Instinktiv das Seil soviel als möglich einraffend, erblicke ich im letzten Augenblick die Kante der Tonalitplatte, an der ich stehe, werfe das Seil darüber und presse und hänge mit aller Gewalt meinen Leib von vorne, hoffend und zweifelnd, dagegen. Schon verschwindet der Stürzende unter dem Abbruchsrand, ein unwiderstehlicher Ruck fesselt mich an den Fels. Die Platte hält. Das Seil ist nicht gerissen. Der Letzte droben steht fest. Wir haben ihn und uns — o, Glück! Hab' Dank! So blitzartig sich all dies abgespielt hatte, so lang und bang waren die folgenden Minuten. Zuerst kein Laut. Dann entdeckte ich unten am Rande die genagelten Schuhsohlen des Doktors. Hat er kopfabwärts an die Wand geschlagen, dann muß er trotz Hängenbleibens bei der Wucht des Sturzes sich zerschmettert haben. Dennoch rufe ich ihn an und erhalte Antwort. Erleichtert atmen wir auf. Wir sollen ihm helfen, er hänge kopfabwärts auf schmaler Leiste, aber rasch! — Ja wie? Beide Seilhälften sind gespannt wie Saiten. Wir wagen uns nicht zu rühren, denn dieser glücklich auf zwei Stränge verteilte Zug war unsere Rettung. Wird einer genügen? Was tun? Ich klammere mich womöglich noch fester an die Platte, und vorsichtig, millimeterweise, läßt Listhuber seine gestraffte Seilhälfte nach, bis wir die Überzeugung haben, daß ich den Gestürzten allein halten kann. Nun kommt Listhuber rasch herab, steigt zum Terrassenrand hinunter und dann ziehen wir an beiden Seilen den Gestürzten empor, der das wunderbare Glück hatte, beim Aufschlagen auf die Wandleiste den eigenen, gefüllten Rucksack gerade unter den Kopf als rettendes Kissen zu kriegen und auch sonst ohne nennenswerte Verletzung davonzukommen. Ja, nicht einmal seine Virginier-Zigarren waren gebrochen, wie der Doktor feststellte, als er sich von der begreiflichen seelischen Erschütterung erholt hatte. Und schließlich fanden wir auch noch seinen Pickel, der seitwärts auf einem Randzacken wie ein Wagebalken noch schwach auf- und abschaukelte. Später allerdings, beim Abstieg zum See, als sich die Aufregung legte, stellten sich Brustschmerzen ein, die auf Rippenbruch schließen ließen, was bei dem gewaltigen Seilzug auch gar nicht anders sein konnte. Infolge der dadurch bedingten vielen Rasten kamen wir in die Nacht, in der urwaldigen Vegetation verloren wir den armseligen Steig, dazu zog ein Gewitter auf. Nach stundenlangem Irren und Tappen, streckenweise im Sumpfwald, lotste uns doch der mit fabelhaftem Weginstinkt begabte Listhuber zur Barcoalm hinunter. Auf eigenen Wunsch nächtigte dort unser Invalide in der Hut der sofort hilfsbereiten, Listhuber wohlbekannten, braven Sennen, während wir zwei noch nach Pizzano hinunterstolperten, um den Doktor am Morgen holen zu lassen. Mitternacht war längst vorbei, als wir dort ankamen.

Ich habe den zu unser aller lebhaften Freude glimpflich verlaufenen Unglücksfall deshalb so ausführlich behandelt, weil er mir typisch scheint für so manche unerklärliche Hochgebirgskatastrophe, deren Opfer nicht mehr warnend die kleinen Ursachen feststellen konnten: Sorglosigkeit auf leichten Stellen infolge übertriebenen Sicherheitsgefühls nach gemeisterten Schwierigkeiten!

Am Morgen fanden wir bereits den Doktor im Wirtshaus beim Frühstück und wir ließen daseinsfroh und dankbar die Gläser klingen. Da erhielt der Offizier einen rätselhaften Befehl, der ihn an seine Garnison bannte. Das glückliche Spiel war aus, der blutige Ernst begann. Zum letztenmal schaute ich damals Adolf Listhuber, einem selten idealen Bergfreund, in die hellen Augen. Wenige Wochen später schloß er sie für immer, gefallen am San in Galizien. Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit . . .!

7. Aus dem alpinen Kapitel meines Kriegstagebuches

Und noch einmal führte mich das Schicksal in meine Lieblingsberge. Anfangs November 1915 kam ich eines Abends in Trient an, um von dort neuerlich an die Front zu gehen. Ich kannte die alte, interessante Bischofsstadt von meinen Ferien- und Urlaubsreisen, heute glaubte ich ihr Gespenst zu sehen. An den architektonischen Schätzen der berühmten Konzilstadt hatte der Krieg erfreulicherweise nichts verdorben, auch das dramatisch belebte Dante-Standbild war unversehrt. Nur das bunte, laute, kreischend-welsche Leben und Treiben fehlte. Überall Militär und Zucht, Ordnung und Reinlichkeit wie in einer Kaserne. Trient schien mir jetzt viel nördlicher zu liegen und gut ausgelüftet zu sein, wie nach großem Reinemachen.

Als aber plötzlich die spärliche, gedämpfte Straßenbeleuchtung befehlsmäßig erlosch und an den hohen Mauern entlang hier und dort ein zivilistisches Schemen, scheu und stumm dahinhuschend, auftauchte und in der Finsternis verschwand, kam es mir vor wie das Herumgeistern des personifizierten schlechten Gewissens der Stadt, das nun in bitterer Reue über seine Verblendung, die Mitschuld hat an dem großen Blutvergießen, ruhelos ist wie Judas Ischkariot.

Im Morgengrauen war das Pusten und Rattern der nach allen Seiten ausfahrenden Automobilkolonnen das erste Lebenszeichen des erwachenden militärischen Tagewerks. Im vordersten schweren Lastwagen des nach Judikarien bestimmten Transportes fand ich neben dem Lenker Platz. Der bereits angekurbelte Motor ließ den stehenden Wagen erzittern wie einen ungeduldigen Renner; endlich schrille Abfahrtspfiffe, ein Ruck und das schwer mit Bauholz beladene Ungetüm kommt in Bewegung. Noch ein paar kühne Wendungen in den engen Gassen und wir rollen donnernd über die feindseits mit Föhrenästen maskierte Etschbrücke ins Freie. Jenseits wird mit kräftigem Hebelzug die Übersetzung reguliert und schon stürmt mein Wagen an der Spitze des langen Munitions- und Materialstaffels die zügige Straße hinan, daß der in die Rebgärten des Etschtales vorspringende erratische Riesenblock des Doß Trento, hinter uns zurückweichend, in die Tiefe zu sinken scheint.

Bald biegen wir in die Belaschlucht ein, deren schmaler Luftraum außer den Doppeltragtürmen einer elektrischen Starkstromleitung noch von Ständern einer Seilbahn und den Kabeldrähten kreuz und quer verschränkt ist, schieben uns mit vom Widerhall vervielfachtem Geknatter vorsichtig durch die Tore des kleinen Sperrforts, jagen draußen wieder drauf los, dann: Steuer rechts, Steuer links, und die Serpentine ist genommen, wir haben die Höhe von Cadine, die erste Stufe und den Tag erreicht.

Grau und trüb ist Himmel und Erde. Kalter Wind sprüht dünnen Regen fröstelnd entgegen — Allerseelenstimmung. Fremd erscheint mir die wohlbekannte Gegend, die ich sonst stets in Sonnenglut farbenreich geschaut.

Und beim rastlosen, atembeklemmenden Bergabrasen auf der kotigen Straße, daß der lehmige Brei links und rechts klatschend zur Seite fliegt auf die aus- und eindruckslos vorüberfließende Landschaft, als Ortschaft um Ortschaft: Vigolo, Vezzano und Padergnone, kaum in der Ferne winzig gesichtet, unheimlich zur natürlichen Größe anschwellend, uns entgegenkommt, vorüberhuscht und verschwindet, packt mich Unbe-

hagen. Nicht wegen möglicher eigener Gefährdung, nein! Aber ich fürchte um das Wiedersehen des schönsten Bildes, das der Weg ins Sarcatal bietet, kinomäßig betrogen zu werden. Nun taucht es schon auf, wir rennen bereits auf die Felsmauer am Südrande des vorbereitenden Massenzasees los, noch eine jähe Wendung, da liegt es vor mir: das Kastell am Toblinosee![1])

Bevor ich den Lenker noch beeinflussen konnte, stoppte der schon unwillkürlich das Renntempo ab und langsam, fast andächtig, rollten wir am Ufer entlang. Obwohl er hier fremd war, wies er stolz auf das unvergleichliche Landschaftsbild, stolz aus Freude, so Schönes an *seiner* Straße zeigen zu können. Fehlten heute auch Sonnenlicht und kräftige Schatten auf Mauern und Zinnen der wehrhaften Bischofsburg und damit das märchenhaft leuchtende Spiegelbild in den smaragdenen Fluten, trat heute mehr das Düstere, das neronisch-kirchenfürstliche als das lieblich-claudienhafte der erotischen Renaissance-Schicksale, die sich an diese romantische Stätte knüpfen, in Erscheinung, wunderschön war das Bild dennoch, wenn auch den vollendeten künstlerischen Zusammenklang von Natur und Menschenwerk die trübe Novemberstimmung von Dur nach Moll überleitete. Selbst das moderne Zeichen des Roten Kreuzes auf dem Dache fügte sich harmonisch ein, denn wie im Mittelalter den Kreuzrittern, gilt es den Samaritern von heute als heiliges Signum christlicher Hilfsbereitschaft. Noch ein Abschiedsblick, bevor ein neuer Regenschauer alle Schönheit entzog, und nun konnte sie weitersausen die wilde Jagd nach Judikarien.

Zweimal steigt und fällt noch die Straße durch die wilden schaurig-schönen Cañons der Sarca, ehe sie Tione erreicht. So fesselnd sonst die Fahrt dahin ist, wo bald dräuend klaffende Schluchten und schimmernde Fels- und Firngipfel der Brenta-Dolomiten zugleich Abgründe der Hölle und verklärte Himmelsstützen schauen lassen, damals — dichte Nebel und wehende Regensträhne hingen tief zur Erde, alles grau in grau verschlingend — war ich herzlich froh, als wir von Tione ohne Aufenthalt zum vierten- und letztenmal bergan ratterten, nach Bondo hinauf, wo ich mich durchnäßt und halberstarrt, aber trotz dieser rastlosen tollen Fahrt heil und lebendig, beim Kommando melden konnte.

Dann verlebte ich einen milden Kalenderwinter teils oberhalb, teils unter der Erde, je nachdem es die überraschend gut und eifrig schießende italienische Artillerie erlaubte, lernte nach und nach als jeweiliger Kommandant statt alpiner Referent die verschiedenen Stützpunkte der dortigen Front und die gegnerischen Stellungen durch das Fernglas kennen, hielt mit Vorarlberger Standschützen und mit bunt zusammengewürfeltem Landsturm treue Grenzwacht und kam Ende März in eine Höhenstellung. Das ist die Zeit, da in Judikarien der wirkliche Winter einsetzt. Wo man im Dezember, Januar und Februar auf aperen, blumigen Halden im warmen Sonnenschein ohne Mantel sich wohlig ergehen kann, liegen um diese Zeit, wenn bei uns daheim das erste Frühlingsahnen einzieht, mehrere Meter hohe Schneelasten, und Tage und Nächte währendes Schneien ist dort keine Seltenheit. Trotzdem war ich verblüfft, als ich im April während eines echten Schneesturms Knall und Fall noch höher hinauf übersiedeln mußte und der Kommandant des betreffenden Kampfabschnittes nach 2 Stunden Anstieges in einem sichtigen Augenblick jenseits in einem weiten Schneekar, auf ein schwarzes Loch weisend, mir die Malga Stablo fresco zeigte, die unser Standquartier sein sollte; denn eine solche Polarlandschaft hatte ich im sonnigen Süden nicht erwartet.

Ich und meine Alpenländer waren rasch heimisch in der Eskimobehausung und inmitten der winterlichen Hochgebirgsszeneric, aber jene, die nie in den Bergen waren und zur Winterszeit schon gar nicht, die fühlten sich anfangs sichtlich unbehaglich in der weiten weißen Öde.

Wachtdienst auf dem Wächtengrat, der, von etwa 2200—2500 *m* Seehöhe ansteigend,

[1]) Siehe Zeitschrift des D. u. Ö.-A. 1916, Bild bei Seite 206.

Naturaufnahme von R. Randa, Zwickau

Bruckmann aut. et impr.

Vorgeschobene Stellung in der Hochregion

in weitem Bogen unser Kar umschloß und eine gute Stunde Anstieg erforderte, Bau einer Unterkunftsbaracke im Schutze eines günstigen Gratkopfes droben und Sprengung einer Kaverne in dessen Felsinnern, dazu das stundenweite Zutragen von Munition, Proviant, Wasser, Bau- und Heizmaterial über nicht gänzlich zu vermeidende Lawinenstriche, das machte bald alle zu tüchtigen Berggängern und trotz der schweren und schwierigen Pflichten und Arbeit bergfroh.

Solange ohne Unterbrechung hatte ich noch nie im Gebirge gehaust und ich sah nun mit Freude, daß es nicht bloß der Reiz der Abwechslung war, der mich als Großstädter so leidenschaftlich meine freie Zeit den Bergen hatte widmen lassen; denn jetzt, wo ich beruflich alltäglich dort sein mußte, wo ich nicht Gast, sondern gewissermaßen familiär geworden war, fühlte ich dennoch keine Stunde Langeweile oder gar Überdruß, wie mir schon von so mancher naiven Seite bedauernd zugemutet worden ist. Im Gegenteil, ich war noch selten so tief innerlich glücklich und zufrieden wie dort oben in der keuschen Hochgebirgseinsamkeit.

Die beseligenden Empfindungen, die der Alpinist bei Bergfahrten vereinzelt erlebt: die Freude an körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit, die Einkehr bei sich selbst, die Auferstehung des ureigensten Ichs, das fast Erkenntnis zu nennende Aufdämmern der gottähnlichen Begriffe Ewigkeit und Allmacht, hervorgerufen durch die unmittelbare, elementare Einwirkung der Natur, durch ihre Schönheit, ihre Gefahren, ihre irdischen und atmosphärischen Wunder und Stimmungen, all das zusammen, was wir Bergglück nennen und uns Vergoldung des Alltags, Veredelung der Lebensfreude bedeutet, das wird durch die Dauer gediegener, durch die Stetigkeit inniger. Das bessere Teil in uns ist nicht mehr bloß bei sich zu Besuch, es wird seßhaft und bodenständig; das leckerbissenartig Raffinierte des Naturgenusses wandelt sich ins Nährend-Fruchtbare des täglichen Brotes, alles Zwitterhafte und Schillernde unserer Kultur und Bildung weicht klarer, selbstsicherer, einfach-gesunder Menschlichkeit, die sich trotz Erkenntnis der Nichtigkeit des Daseins dankbar und würdig des Lebens freut.

Anfangs Mai bezogen wir unser neues, selbstgezimmertes Heim auf dem Grat, das unter einer wirklich senkrechten, 20 *m* hohen, nach Norden schauenden Felsmauer hingebaut, gegen feindliche Sicht und Geschosse völlig geschützt war. Wir waren alle herzlich froh, endlich da droben hausen zu können, denn das tägliche mehrmalige Auf und Ab war nicht angenehm, da ein großes Stück des Zuganges vom Feinde eingesehen und auch tatsächlich häufig mit Schrapnells und Granaten bedacht wurde, die zum Glück nur unschädliche Löcher in den weißen Flockenpelz der Natur rissen. Außerdem gab es stets längs des Grates, der noch immer tief verschneit und überwächtet war, viel Schnee- und Schanzarbeit, um ihn wegsam und verteidigungsfähig zu erhalten, da er unser bleiben mußte um jeden Preis, denn er war der Angelpunkt der ganzen Daonestellung.

Vom 2504 *m* hohen Cornovecchio, ein weißer Kalkknauf auf rotem Schiefersockel, in dem er gipfelt, senkt sich der Grat als splittrige Schneide südwestlich in eine enge Scharte, biegt dann als scharfer Kamm, wieder bis 2400 *m* ansteigend, mit südlicher Ausbauchung gegen Ost, wendet sich, kalkfelsig bekrönt und gezackt, südlich bis zum Punkt 2322, wo unser Geschütz eingebaut war, und senkt sich nun rasch, östlich umknickend, als breiter Rasenkamm zu einem flachen Sattel, aus dem jenseits der schroffe Kegel des Punktes 2217 aufsteigt, der, bereits kampffähig ausgebaut, meinen 3 *km* langen Verteidigungsabschnitt begrenzte. Südöstlich schwingt sich die Kammlinie als schmaler Grat zur massigen Kuppe des Doß dei Morti[1]), von der sternförmig steilhängige Rücken ausstrahlen, die einerseits in der östlichen Hauptrichtung in den umfangreichen Sockel übergehen, der den Zwickel zwischen Adana und

[1]) Der Name wahrt die Erinnerung an die Opfer einer mittelalterlichen Bauernschlacht, wo um den Besitz der guten Almweiden gekämpft worden ist.

Chiese einnimmt, anderseits mit jähen Wänden in das Daonetal abbrechen, dessen nördliche Torpfeiler bildend.

Dieses 3 *km* lange Bogenstück — das gegen innen die Almmulde von Stablo fresco (Kalter Boden) umschließt, die, wieder mit mindestens 500 *m* hohen Felswänden den obersten Kessel des Ronconetales umrandend, konzentrisch abschneidet; sich nach außen in ungemein jähen Steilhängen, von senkrechten Felsgürteln durchzogen, absenkt, und zwar: gegen Süden in das Daonetal, gegen Westen in dessen Seitental, das durch eine Felsschlucht gesperrte und vom Steilkogel der Malga Rolla verbarrikatierte Tal des Nomurbaches, — diese natürliche Bastion war die südwestlichste Ecke unserer Südwestfront, die vom Stilfserjoch über Gletscher und Fels, über Pässe und Taleinschnitte hin bis zum Isonzo und zu den Karsthöhen am Adriatischen Meer sich erstreckte.

In der ganzen, feindwärts gekehrten Flanke meines Abschnitts zog sich ein ununterbrochenes Drahthindernis bis unter die Steilabbrüche des Cornovecchio hin, das erst hier und dort mit den obersten Spitzen aus dem Schnee ragte, als wir die Stellung bezogen. In drei Monaten hatten es 60 Mann mühsam, zeitweise am Seile hängend, errichtet. Solch mehrreihiger Stachelzaun erstreckte sich aber Hunderte von Kilometern weit als sichtbare Grenzlinie gegen die Welschen! Dies und die dahinter im Schnee vorgefundenen und neu hergestellten Verteidigungs- und Unterkunftsbauten, sowie die je nach Ausaperung mögliche sofortige Wiederherstellung der eisernen Dornenhecke gaben mir eine Vorstellung von der Unsumme von Kraft und Kosten, die der unselige Krieg allein in dieser Richtung heischt. Dazu noch all die Hekatomben an Gut und Blut, an Material und Menschenwitz! Und man müßte verzweifeln vor Angst, daß jemals wieder Europa tonangebend die Welt und die Menschheit höher leiten könne, wüßte man nicht, daß Blut und Eisen noch stets der beste Regenerator gegen Senilität gewesen sind.

Nun war ich also ganz in der hehren Bergeinsamkeit und konnte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ihren Eindrücken mich hingeben. Am schönsten war es freilich, wenn unter der klaren, blauen Himmelskuppel die irdische Herrlichkeit vom Gardasee bis zur Marmolata im goldenen Sonnenlicht weithin ausgebreitet zu Füßen lag; am zauberreichsten, wenn Tag und Nacht farbenglühend kamen und gingen; geheimnisvoll, wenn milde Vollmondpracht sich über Berg und Tal ergoß; dämonisch, wenn die Elemente wüteten, der Schneesturm raste oder Gewitter gigantisch tobten, wogegen die 28er und 30er Mörser kindische Knallerbsen schienen; am unheimlichsten aber, wenn tückischer Nebel alles grau in grau träg und dicht einhüllte. Da empfand man bang die menschliche Unvollkommenheit, lechzte sehnsüchtig nach Klarheit und Auge und Ohr jauchzten förmlich auf, wenn man endlich merkte, daß die Erde noch existierte und die Sonne noch schien.

Und dennoch war ich auch dann nicht ganz zufrieden. Dort droben der Cornovecchio war schuld daran. Das „alte Horn" verdeckte mir die Hälfte des Horizonts, just den Teil, den ich schon lange kennen lernen wollte, den letzten Zipfel der Adamellogruppe, der mir noch unbekannt war. Es kamen zwar etliche Male vom unmittelbar vorgesetzten Kommando strikte Befehle, den Zugang dahin zu eröffnen und mit spanischen Reitern zu befestigen, aber hier oben hatte ich zu entscheiden, da war ich verantwortlich und ich durfte, ja mußte mich widersetzen als Alpinist, um Mann und Material zu erhalten; denn die Wächten auf dem schmalen Grat und die lauernden Lawinen am Steilgehänge scherten sich verdammt wenig um Subordination, Taktik und Strategie.

Aber nach und nach, da ich die Lawinengefahr für geschwunden erachtete, und dank einer Schönwetterperiode, arbeiteten wir uns doch an den noch immer winterlich verschanzten Berg heran. Immer höher schob sich ein Steiglein am Grat entlang; teilweise tief eingeschachtet in die mächtigen Schneelagen, teilweise über die Stümpfe

der mit Drähten (System Butterschneider!) abgesägten Wächten, in mühsamer Schaufelarbeit, die mehr als einmal über Nacht von vorne anzufangen war, bis endlich doch ein leidlich sicherer Patrouillenweg zustande kam, der es ermöglichte, günstige Postenstellungen zu beziehen.

Am 20. Mai gegen Abend wurde so der Gipfel des Cornovecchio erreicht, der eigentlich aus zwei scharfen Schneehörnern gebildet ward und an der Ostseite der nördlichen Spitze eine steinerne Wachthütte barg, deren Dach durch die darauf wuchtenden Schneelasten teilweise eingedrückt war. Nun hatten wir wieder unsere Verteidigungslinie geschlossen im Besitz, die vom Winter unterbrochen worden war, denn der steile Westgrat zum Fratepaß, der mit unnahbaren, brüchigen Wänden in die Valneda abbricht, gehörte bereits in den Bereich des benachbarten Abschnittskommandos und war derzeit noch nicht begehbar.

Oft saß ich nun da droben zwischen den rasch ausapernden Gipfelblöcken und hielt einsame Abendfeier. Schaute hinab zur engen Paßscharte, in der ein schlankes Felsgebilde, dessen Umriß, der Volksphantasie wie ein hagerer Riesenfrater erscheinend, Taufpate der wilden Örtlichkeit ward, die wohlverschanzt und besetzt den Anstieg vom Daonetal herauf durch die Schlucht des Remurbaches und die Täler Valbona und Valneda beherrschend, den Übergang in das Arno- und Breguzzotal sperrte. Schaute hinüber zur steilen La Uzza, die mit ungemein jähen Hängen und prallen Plattenschüssen die jenseitige, gleichfalls befestigte Begrenzung des Fratepasses bildet und in die mächtige Valbonaspitze übergeht.

Dieser nahe Bergkoloß, der einen kurzen Sporn nordöstlich entsendet (der in der hübschen Felszinne der Cima Agosto brüsk endet und das zu Füßen meiner Warte entspringende Arnotal vom Trivenokessel scheidet), westwärts jäh zum Danerbapaß absinkt, gegen Süden wild zerhackte schneidige Grate, wie lange Fangarme ausstreckt, die im grünen, breit und weit in das Daonetal ausladenden Sockel der Stabolonealm sich einbohren, verdeckte mir zwar auch wieder ein Stück des Horizonts, aber die Fee Erinnerung ließ ihn für mich durchsichtig werden, als wäre er aus Glas; denn der Fumokamm, der sich hinter ihm versteckte, war mir wohlbekannt von früher her.

Dafür sah ich wirklich die Zackengirlanden der langen Sägegrate, die sich von der Cima Danerba zum Cop di Casa, zum Cop di Breguzzo und weiter bis zum Caré alto hinüberspannen, wo für mich wieder vertrautes Gebiet begann, sah zwischen den langen östlichen Kammstrahlungen, die sich bis ins Rendenatal hinab erstrecken, weite, öde, weiße Kare, die mir einst, im aperen Zustand geschaut, wie bleiche, tote Landschaften des Mondes erschienen waren. Und all diese Einsamkeit und Wildnis wußte ich jetzt belebt und bewohnt, bewehrt und bewacht, sogar mit Kanonen bestückt, da all diese Zacken und Zinnen, die Scharten und Schneiden heute trutzige Bollwerke und Bastionen waren, an denen die welsche Einbrechergier zuschanden wurde.

Im Norden schimmerte die Presanella, ihr ganzes Reich entfaltend, und östlich davon loderte die Brenta wie eine flammende Korallenkette, im Westen, hinter der breiten Senke des Forcellinapasses, zwischen dem massigen Ré di Castello und dem kühnen Horn der Cima del Cap, schnitten die gigantischen Schattenrisse der Berninariesen scharf in den magisch leuchtenden Abendhimmel, doch als Schönstes im Schönen zog immer wieder der Caré alto meine ihn wohlgefällig liebkosenden Blicke an. Der edle Berg ragt, von hier gesehen, prächtig als stolze Pyramide in die Lüfte, zeigt fast im Profil seine jähe, weiße Westflanke, in der Draufsicht den plattigen Südgrat und als östliche Kontur eine kühngetürmte Schneide, meinen einst eroberten Weg zum Gipfel. Wieder klomm ich ihn im Geiste empor und stand auf seinem Scheitel, mich des unblutigen Sieges freuend, wie damals in der schönen Friedenszeit und unwillkürlich sprach ich halblaut vor mich hin, als wäre ein holdes Märchen aus der Kinderzeit in mir aufgewacht: Es war einmal . . .!

Von Woche zu Woche gestaltete nun die sieghafte Sonne meinen vorzüglichen Gruppen-Aussichtsberg zahmer. Der Frühling stieg sichtlich an ihn hinan. Die steilen Schneeflanken wurden flacher und gaben von Tag zu Tag verräterischer, was sie bargen, preis. Der Grat hob sich förmlich aus der schleißigen Firnhülle empor und eines Morgens zierten ihn zarte Soldanellen, ein klein wenig später, noch etwas fürsorglich mit seidigem Pelz angetan, putzige Anemonen, dann nickende Dolden goldener Primeln und tiefblauer Enzian. Das tote Weiß wich immer mehr lebendigem Grün, heute brannten einem schon die ersten Alpenrosen auf der Kappe, morgen brachte ein anderer gar ein flaumiges Edelweißsternchen heim, zierlich und fein, wie ein vergessener Flockenkristall. Und als damit wirklich die schönste Zeit gekommen, der sommerlichstarke Hochgebirgslenz, als wir mit den schwersten Verteidigungsarbeiten fertig geworden, der Weg zum aperen Cornovecchio ausgebaut, die zwei unangenehmen Steilstufen im lockeren Schiefergesteile mit Drahtseilen versichert, Gipfelhaus und Postenunterstände wohnbar und telephonisch verbunden waren, da kamen Verstärkungen, die uns ablösten, und ich konnte abziehen mit meiner wackeren Schar, neuen Aufgaben und Pflichten entgegen.

Wahrlich, nirgends lernt man es eindrücklicher als im Krieg: alles Schaffen, Mühen und Ringen dient den Kommenden!

Noch einmal stand ich droben auf dem „alten Horn" und blickte lange sinnend in die strahlende Runde. Dann winkte ich dem ausgebreiteten Adamello-Presanellabereich meinen Abschiedsgruß zu und stieg zu Tal.

Ob ich dich wiedersehe, mein Glückshort, wer weiß es? Vergessen werde ich dich aber nicht, solange ein Fünkchen Leben in mir pulst! Und das sei freudig hingegeben, wenn ich damit geholfen habe, ein Stück der Alpen der deutschen Heimat zu erhalten.

Von der Marmolata-Front II

Von Leo Handl

Jeder Kampfgenosse, der seit Pfingsten 1915 der italienischen Front in den Bergen gegenüberstand, wird mit eigenen Augen die Wahrnehmung gemacht haben, daß Freund und Feind seither gar vieles im Hochgebirgskrieg gelernt haben. Wer hätte vor zwei Jahren an zusammenhängende und derart stark ausgebaute Linien, an Verwendung von gehäuften Infanterie- und Artilleriemassen im schwierigsten Gelände gedacht! Ein Ringen um einzelne Felsköpfe, die mit höchstentwickelter Mineurtechnik — unzugänglichen Ritterburgen vergleichbar — stärker als ein modernes Panzerwerk ausgebaut sind, ist aus dem anfänglichen Drauflosgehen entstanden. Ist es zu wundern, wenn ein Angriff auf solche Stellungen, die von beiden Flanken gegenseitig wirkungsvoll unterstützt werden, wenn er auch mit Einsatz vieler Kräfte und überraschend mächtiger Feuerwirkung unternommen wurde, nicht durchdringt? Fast noch größere Opfer als der erste Einbruch fordert aber einem zähen Feinde gegenüber das Behaupten, Verbessern und Erweitern des eroberten Punktes. Ganz überraschende Leistungen vollbrachten dutzende Male die heldenhaften Verteidiger solch isolierter Felsennester; nur die Unmöglichkeit des Nachschubes von Kampfmitteln brachte zumeist das Ende des ungleichen Kampfes. Die Italiener scheinen alle Erfahrungen, die sie seit Kriegsbeginn bei den vielen Angriffen gegen die Karsthochfläche bis zu den Eisfeldern des Ortlers sammelten, bei ihrem Sturmlauf gegen die Fleimstalfront im Herbst 1916 in Anwendung gebracht zu haben. Ein Dutzend der bewährtesten Alpini-Bataillone ging dort, von allen Kampfmitteln reich unterstützt, mit großer Wucht und anfänglichem Erfolge die steilen, südfallenden Hänge der Fassaner Alpen an. Zäh und blutig wurde um schmale Felsgrate gerungen, — sogar als Italiener verkleidete Serben beteiligten sich todesmutig an den Kämpfen.

Da kam Anfang November 1916 der rauhe Wintersmann und trennte die erbitterten Kämpfer. Ein Höhepunkt des Gebirgskrieges war damit vorüber. Der Winter 1916/17 übertraf an Wildheit und Schneemengen seine Vorgänger seit wenigstens dreißig Jahren. Trotz der reichen Erfahrungen des Vorjahres in der Beseitigung der Lawinengefahr — Bau lawinengesicherter Unterstände und Einstellen jeden Personenverkehres — mußten wir nur zu sehr erfahren, daß wir noch lange nicht ausgelernt hatten. Die nicht bestimmbaren Unbekannten der unerforschlichen Gleichung setzen sich zusammen aus den unzähligen Kombinationen der Schneearten, die wieder beeinflußt sind von den Temperatur- und Windverhältnissen während und nach dem Schneefall. Die Oberflächen-, und zwar die Pulverschneelawine des eigentlichen Winters, nicht die nasse Grundlawine des Frühjahres, hat die meisten Opfer verschlungen. Wir konnten im vergangenen Herbst genau den Vorgang verfolgen: Der Herbstschnee wird durch die heftigen Winde solange hin- und hergetrieben, bis alle Unebenheiten des Bodens ausgeglichen sind; dadurch wurden die Wege für die den großen Schneefällen folgenden Lawinen geebnet. Wehe dann den Truppen, die nicht mit dem Notwendigen versorgt sind, um auf den regelmäßigen Zuschub verzichten zu können, oder deren Unterstände nicht an lawinengeschützten Orten stehen!

Daraus geht hervor, von welch einschneidender Wichtigkeit für alle Führer und

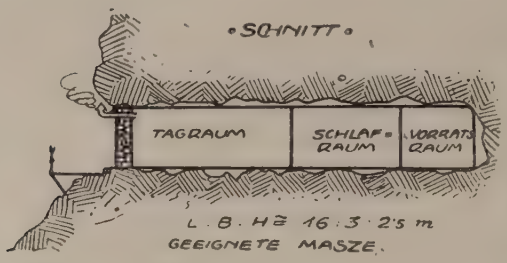


Abb. 1a. Felskaverne

selbst für die Leiter ganz kleiner Truppenteile die Kenntnis der Eigenheiten des Hochgebirgswinters mit allen seinen Erscheinungen ist, vor allem das Vertrautsein mit den ganz außerordentlich vielartigen Schneebildungen, und von welch geradezu entscheidender Bedeutung die zweckmäßige Unterbringung der Hochgebirgstruppen unter den so einzigartigen Verhältnissen der winterlichen Hochregion wurde.

Und in welchem Kreise könnte die Kunde von diesen Dingen mehr Interesse und mehr Verständnis finden als bei den Mitgliedern unseres Alpenvereins? Daher wird es berechtigt erscheinen, daß diese Zeilen in unserem Jahrbuch Aufnahme finden.

I. Unterstandsbau im Hochgebirge. Nach einjähriger alpintechnischer Tätigkeit im Costabella- und Contrinabschnitte versetzte mich im Juni 1916 ein kurzer Befehl in die höheren Regionen des anschließenden, noch wenig ausgebauten Marmolata-Kampfgebietes. Dieser Umgruppierung folgte bald eine Namensänderung meiner Abteilung; es wurde aus ihr der technische Zug einer Bergführer-Kompagnie gebildet, deren Arbeitsgebiet vom Pordoijoch bis zur Lusia reichte und deren Führer mein Bruder war. Hier öffneten sich der Betätigung im alpinen Baufache neue Aussichten. Die Zufuhr besorgte ein 9 Tonnen fördernder Seilaufzug, den deutsche Eisenbahner mit viel Sachkenntnis errichtet hatten. Gleich die erste Spannweite beträgt 900 *m*. In zwanzig Minuten treibt dich der unermüdliche Benzinmotor fast 700 *m* in die Lüfte empor und schon stehst du unter der blau-grünschimmernden, zerrissenen Gletscherzunge, aus deren Mitte dir das dunkle Gletschertor entgegengähnt. Doch wie merkwürdig! Du glaubst deinen Augen nicht trauen zu sollen; aus dem schwarzen Rachen schaut ein qualmendes Rohr heraus — Königin Marmolata scheint Kriegszigaretten zu rauchen?

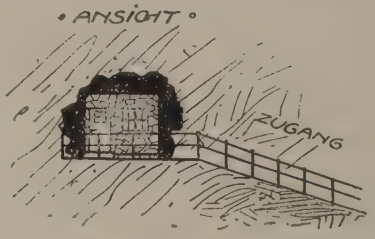


Abb. 1b. Felskaverne

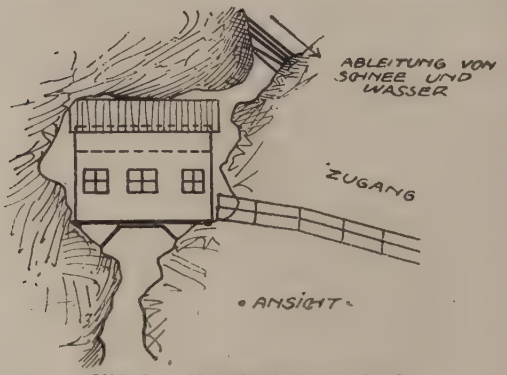


Abb. 2a. Unterstand auf Holzrost

Aber es sind nur Menschen — Kriegsmänner, die sich da eingenistet haben, und du kannst dich gleich selbst davon überzeugen, wie wohnlich wir es uns dort eingerichtet haben; sogar eine Küche mit Magazin und Wäscherei findet sich an den geräumigen, elektrisch beleuchteten Unterstand angebaut, der auf der einen Seite an den senkrechten Fels, auf der anderen an die etwas überhangende, 20 *m* hohe Eiswand an-

schließt. Solcher in früheren Zeiten ungekannter Unterkünfte für den dauernden Aufenthalt in großen Höhen sind unzählige entstanden, und ich darf nun wohl an dieser Stelle einiges über manche praktische Erfahrungen im Unterstandsbau in der Hochregion hier niederlegen. Wenn diese Zeilen auch, wie wir hoffen wollen, für diesen Krieg nicht mehr fruchtbringend verwendet werden dürften, so können sie doch vielleicht Anregungen für zukünftige Hüttenbauten des D. u. Ö. Alpenvereins geben.

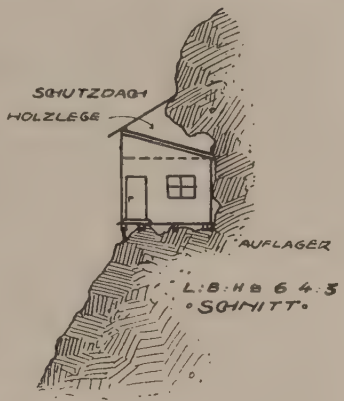


Abb. 2b. Unterstand auf Holzrost

Unterstände in Felshöhlen. Für unsere kriegerischen Verhältnisse sind als Wohnplätze unzweifelhaft künstliche oder natürliche Felshöhlen, sogenannte Felskavernen (= excavare = aushöhlen), das Sicherste und Dauerhafteste. Diese Kavernen wurden durch Einbau gut gefugter Holzbaracken wohnbar gemacht. Die Wände erhalten eine sorgfältige Papierverkleidung, damit des Ofens Wärme nicht zu rasch entweiche; die Wetterseite erhält eine mit Doppeltüre und großem Fenster versehene Mörtelmauer. Ein derartiges Bauwerk stellt den Traum des Gebirgssoldaten dar, denn weder Natur, noch Feind können seinem Felspalast einen Schaden zufügen. Für alpine Zwecke geeignete, große Kavernen sind an der Dolomitenfront in beträchtlicher Zahl geschaffen worden. Einige von ihnen könnten mit geringen Mitteln für Unterkünfte nach dem Kriege umgestaltet werden, da Bauholz im Überfluß schon an Ort und Stelle ist. Die Lebensdauer solcher Bauten dürfte eine lange sein, da sich die Witterungseinflüsse (Schneedruck, Gewitter) nur wenig geltend machen können. (Siehe Abb. 1.)

Unterstände an steilen Felswänden. Wenn der Gebirgsbaumeister rasch, das heißt, ohne sich auf langwierige Mineurarbeiten einzulassen, Unterkünfte schaffen soll, bereitet ihm die Bauplatzfrage die größte Sorge; er denkt nicht an die wenigen schneefreien Monate, sondern an die schwerwiegende Last der Schneedecke während drei Vierteilen des Jahres. Am Fuße von hohen Wänden kann man im Winter nicht bleiben, da sich dort allmählich ein 20—30 *m* hoher Schneekegel ansetzt; daher halten wir uns näher an den Grat und kleben die Häuser wie Vogelnester an steile Felsen.

Wir wollen einmal gemeinsam Ausschau halten nach Bauplätzen in unwirtlicher Felslandschaft: Siehst du, dort zieht ein breiter und tiefer Riß bis zu einem überhangenden, vielleicht eingeklemmten Felsblock empor. Daß Felsrinnen den Abfluß von Wasser, Schnee und Steinen vermitteln, ist allgemein bekannt; der überschattende Felsblock an der Stelle, wo die Rinne am engsten und geknickt ist, gibt uns die Möglichkeit, den Lauf dieser schädlichen Dinge durch Verrammeln in die freie Wand hinauszuleiten. Wir klettern bis zum Bauplatze hinauf, um die auszumeißelnden Auflager zum Einzwängen der starken Auflagerschienen (Rundhölzer oder eiserne Traversen) zu suchen. (Siehe Abb. 2.) Wenn der Einbau eines Rostes infolge natürlicher Felsbeschaffenheit nicht viel Mühe macht, sind solche Schwalbennester für 20 bis 30 Mann rasch und einfach fertiggestellt. Hütten mit größerer Längenausdehnung erheischen eine andere Art von Bauplätzen.

Wir gehen hierzu auf die Suche nach möglichst steilen und glatten Felspartien; große Überhänge, wie sie im Porphyr, Gneis und Phyllit vorkommen, sind uns noch mehr erwünscht. Nachdem wir den gesichertsten und geeignetsten Platz erkundet haben,

auch Zugangsmöglichkeiten, Lage zum Wind und zur Sonne, Aussicht u. a. geprüft haben, schreiten wir zur Ausführung. Der Bauplatz besteht aus Luft; die hintere Unterkante des Holzbaues muß auf einem durch Eisenstifte (35 *cm* lange Mauerhaken) gehaltenen, wagrechten Auflagerbaum ruhen, das Gewicht übernehmen kräftige Drahtseile, die an den Polsterhölzern befestigt und zum Regeln der Spannung mit Spannkloben versehen werden. (Siehe Abb. 3.) Auf diese Art hängt die Hütte wie ein Briefkasten an der Wand; die Schwierigkeiten sind überwunden, sobald das Gerüst in der Luft schwebt. Der ungeheure Schneedruck bedingt Pultdächer mit sehr steiler Neigung; diese eignen sich zwar zur Unterbringung eines großen Dachbodens, ergeben aber leicht zu ausgedehnte Dachflächen und daher zu schwere Dachstühle. Zum Schutze des Daches gegen Schnee und Steinschlag verflochten wir die unter 60° aufwärts gespannten Drahtseile mit feinen Drahtnetzen und belegten sie mit glatten Blechen, um das Abrutschen zu erleichtern.

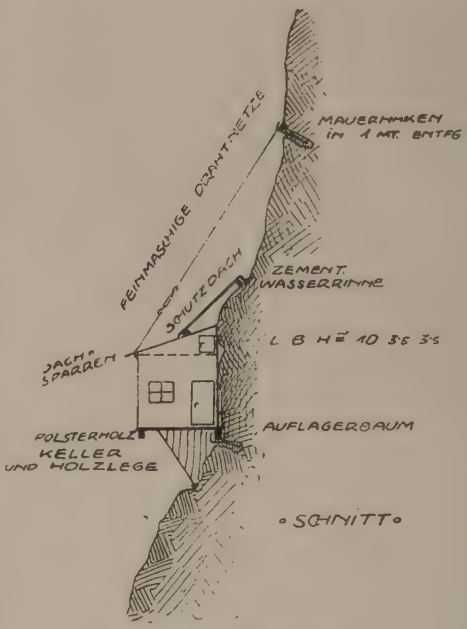


Abb. 3a. Unterstand mit Drahtseilen gehalten

Viel sicherer als diese luftige Bauart, aber auch mehr Zeit und Arbeit fordernd, ist das Einbetonieren von Traversen in die Felswand zur Bereitung eines Auflagers. (Siehe Abb. 4.) Wir verwendeten zum ersten Anbringen des Hängegerüstes für die Mineure den Ceplschen Kletterapparat, der seinem Erfinder alle Ehre macht; auch weniger des Kletterns Kundige wußten nach kurzem Unterricht geschickt damit umzugehen. Wer möchte die Mauerhaken zählen, die mit dessen Hilfe so manchem Dolomitfels ins Fleisch getrieben wurden? Noch lange werden diese stolze Zinnen an die große Zeit der Benagelung denken müssen, denn die Verwitterung wird

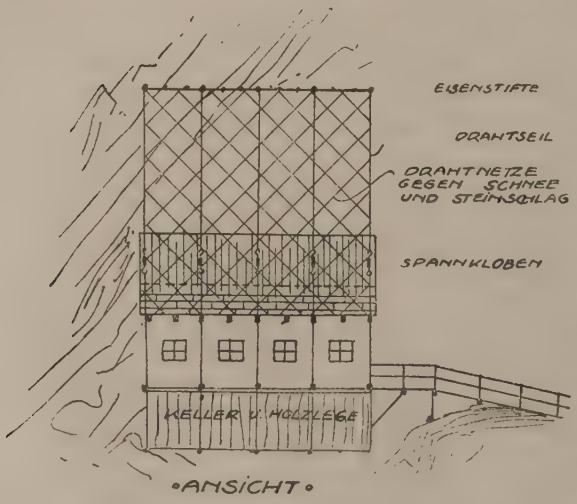


Abb. 3b. Unterstand mit Drahtseilen gehalten

Mühe haben, bis alle eisernen Fesseln abgeschüttelt sein werden. Über die eiserne Klettertechnik, die im jetzigen Gebirgskrieg um manches bereichert wurde, soll indes ein andermal berichtet werden. Der D. u. Ö. Alpenverein wäre — gemeinsam mit der Heeresverwaltung — an erster Stelle berufen, die hochalpinen Kriegsschöpfungen von bleibendem Werte zu erhalten oder teilweise für seine Zwecke umzugestalten; Staat und Land werden ebenso ihr Möglichstes tun, um sie nutzbringend zu verwerten.

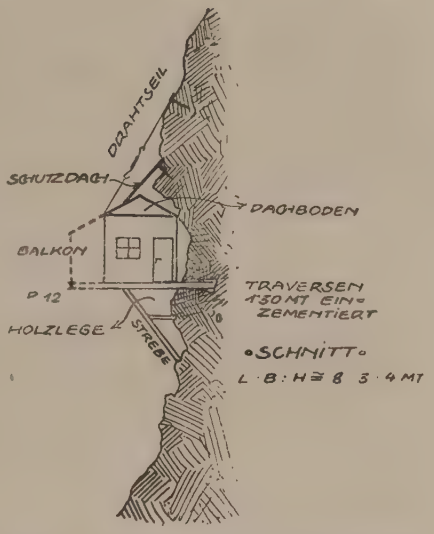


Abb. 4. Unterstand mit Drahtseilen gehalten.

II. Wächtenstudien im Hochgebirge. Der rauhe und schneereiche Winter 1916/17 war besonders geeignet zum Studium der Windwirkungen und der Schneearten. Unsere „technische Kolonie" liegt ein Stück unter der Gletscherzunge auf einem gerundeten Felsrücken. Der Übergang von üppiger Vegetation zu den glattgescheuerten, von den Schmelzwassern karrenartig bearbeiteten Felsplatten vollzieht sich auf einer Strecke von wenigen hundert Metern. Unsere sieben, mit Rücksicht auf die feindliche Artillerie verstreut angelegten Hütten stehen an der Grenze des Alpenrosen- und Graswuchses; gleich unterhalb dehnen sich undurchdringliche Latschenfelder. Dort der steilaufragende, oben abgedachte Rücken heißt Col da la Baranchie, das ist: Latschenkopf; die Einheimischen sollen seinerzeit aus den kräftigen Stämmen und Wurzeln sogar Bretter geschnitten haben. Im Winter stechen aus der Schneedecke nur einzelne, früher vom Blitz, seit zwei Jahren von welschen Granaten zerzauste Lärchen- und Zirbelgreise hervor. Als im Herbst 1916 nur zu früh unaufhörlich die Flocken fielen, die uns zum Stubensitzen verurteilten, waren wir gezwungen, uns zum Kampf mit den Naturgewalten bereitzustellen und nichts unversucht zu lassen, um die grausamen Feinde nicht nur unschädlich, sondern wenn möglich auch nutzbar zu machen. Zuerst wurden Schneeverbindungsgänge zwischen allen Unterkünften ausgestochen; schon nach zwei Tagen erfolgte der Durchstich der Hauptstraße zum „Kaffee Zentral", denn die Mannschaft hatte es satt, stundenlang im Schnee zu schwimmen. Durch geschicktes Einfangen des Windes mittels aufgestellter Wellblechtafeln wurden zwar einige Verbesserungen gegen das lästige Verwehen erzielt, die Notwendigkeit, die Schaufel als treuen Gefährten ins Quartier mitzunehmen, war damit aber noch keineswegs beseitigt. Schon längst hatte ich auf die Aussicht aus meinem Fenster auf

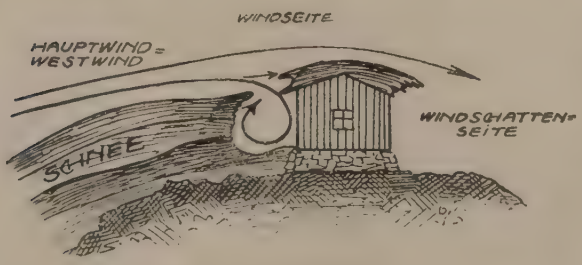


Abb. 5. Wächtenrichtung

Langkofel und Boë verzichtet, da wollte es eines Morgens gar nicht mehr hell werden: die Fenster waren vollständig zugeschneit und das elektrische Licht versagte böswillig seinen Dienst. Der Windgott allein schien Erbarmen mit uns zu spüren, denn er begann heftig von Westen auf die Längsseite des Häuschens zu blasen. Man konnte es deutlich verfolgen, wie dadurch der feine Schneestaub zum Teil über das Dach weggeblasen, zum Teil aber durch den an die Wand anprallenden Wind nach abwärts getrieben wurde, der so eine Rinne tiefer und tiefer ausschliff. (Siehe Abb. 5.) Nach einigen Stunden waren die West- und Nordseite freigefegt und wenn wir schlau gewesen wären, hätten wir unsere Türe auf die Windseite verlegt. Wir wußten uns aber allerdings auch auf der Windschattenseite durch den anschließenden Schneestollen gegen Verwehungen zu schützen. Der Wind ist trotz seiner Gewalt doch ein zartfühlender Geselle; man stelle ihm, wenn er den Schneestaub über die Flächen treibt, ein irgendwie geformtes Hindernis entgegen, gleich bildet er vor ihm eine ähnlich aussehende Vertiefung, die man als Windspiegelbild bezeichnen könnte.

Abb. 6

Nach den anhaltenden Schneefällen sah das Landsschaftsbild sehr verändert aus. Der Wind ist es, der an und mit dem Schnee kunstfertig sein plastisches Spiel treibt. Im Frieden bewunderten wir auf unseren Schiwanderungen oft die Tatsache, daß alle Unebenheiten der Sommerszeit verschwunden, daß schmale Felsgrate von breitkrämpigen Wächten überdacht waren, aber dabei waren wir nicht, wie der Wind Kristall an Kristall drückte, mit wechselnder Heftigkeit und bei verschiedenen Temperaturen, und wie er allerlei Schneearten daran hin- und herformte, bis ihm sein Werk gefiel. Wir Gebirgskrieger jedoch hatten seit Februar 1915 mehr als einmal Gelegenheit, ihn bei seiner Arbeit heimlich zu belauschen.

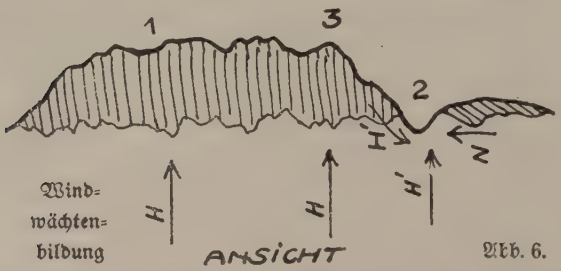


Abb. 6.

Schneeschichtenpläne, Windschattenwächte, Windschliffwächte. Beim Besuch der Arbeitsstellen oder von den Seilaufzügen aus im langsamen Flug über verschneite Mulden und Rücken galten oft unsere Gedanken den

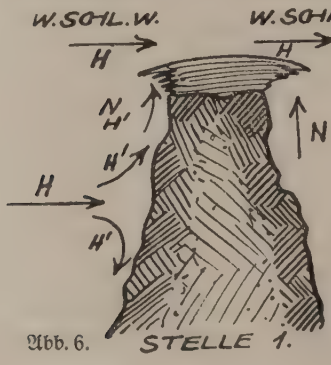


Abb. 6.

Abb. 6

ewig sich ändernden Formen des Schneeteppichs. Besonders die Harschtarten (Krusten oder Rindenbildungen), die dem Schneefahrer weniger Genuß bringen, mußten sich alle möglichen Erklärungen gefallen lassen; der Mangel mikroskopischer Hilfsmittel verwehrte uns leider einen tieferen, restlos erklärenden Einblick.

Betrachten wir beispielsweise einmal die wenig beachteten Schneeschichtenpläne. Die seltensten und verwickeltsten Geländeformen kann man in meisterhafter Reliefdarstellung während der Harschtbildung vorfinden; man glaubt, einen ganzen Atlas vor sich liegen zu haben. Verfolgt man die Lage der einzelnen Schichten, so bemerkt man, daß sie nicht von Linien gleicher Höhe begrenzt sind, sondern daß die Schichtenachse zur Windrichtung geneigt ist (schiefgestelltes Relief). Die Richtung der Grat- und Tallinien sowie die hohlausgeschliffenen Stufen der oberen Schichten lassen uns richtige Schlüsse auf die Windrichtung ziehen. Derartig zifelierter Harscht kann anfänglich leicht durchgetreten werden; wenn aber der Wind den feinkörnigen, trockenen Schneestaub stunden- und tagelang in derselben Richtung antreibt und andrückt, schei-

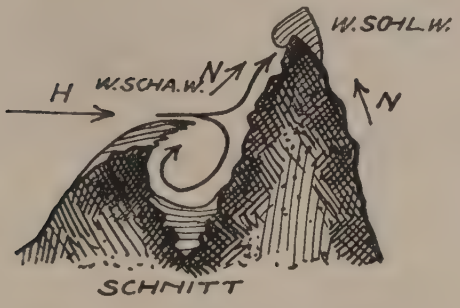


Abb. 6.

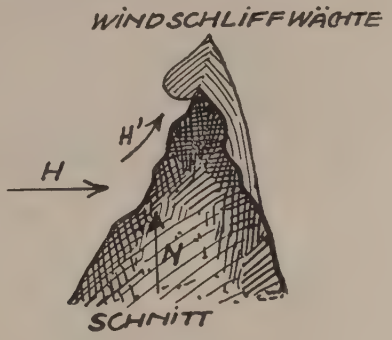


Abb. 6.

nen die feinsten Kristalle infolge günstiger Lagerung eine innigere Verbindung einzugehen. Die größte, gewölbeartige Festigkeit tritt natürlicherweise an hervorragenden Graten zutage; dort werden zuerst die Talformen des Reliefs glatt aufgefüllt. Da wir diese Vorgänge bei großer Kälte und ohne Sonneneinwirkung beobachteten, betreffen sie nur Wind- und nicht Sonnenharscht!

Zu gleicher Zeit beschäftigten wir uns mit der Erklärung der eigentümlichen Gratwächtenformen, die teilweise der gewöhnlichen Auffassung widersprechen. Vorausschicken muß ich, daß bei uns vom November bis Februar fast ausschließlich der Westwind vorherrschte; zugleich bildete sich in der Zeit, wo die Sonnenstrahlen die Gletscherplatte nur streiften, zwei Monate lang aber überhaupt nicht beschienen, eine gleichbleibende Berg-(Süd-)Windströmung aus, bedingt durch das Abfließen der Kälte ins wärmere Tal, die am Morgen ihr Maximum erreichte. Die Nord-Süd streichenden Felsrippen des Col da la Baranchie, Col di Bous, Dodici und Undici waren wegen ihrer Lage und Form für diese Beobachtungen sehr geeignet: der Haupt- oder Westwind stieß senkrecht auf ihre Westwände, der Neben- oder Bergwind bestrich deren Längskanten; die ersten zwei hatten flache, abgedachte, die letzteren scharfkantige, gezackte Grate.

Die allgemein verbreitete Ansicht wäre nun: Bei Westwind wird sich der Treibschnee bei nordsüdlich verlaufenden Geländebrüchen gesimsartig gegen Osten ansetzen, es wird eine nach Osten überhangende, also eine Wächte im Windschatten entstehen.

In vielen Fällen und gerade im Mittelgebirge (Schwarzwald), wo diese Vorgänge zumeist Beachtung fanden und wo der Verlauf der Winde viel regelmäßiger als im Hochgebirge ist, muß die obige Erklärung als richtig anerkannt werden. Denen, die winterliche Hochturen ausführen, möchte ich nahelegen, in Zukunft die nachstehend ausgesprochenen Ansichten zu prüfen: Ich unterscheide die gewöhnliche Windschatten- und die vom Wind ausgeschliffene oder kurz gesagt: die Windschliffwächte. Letztere entsteht im Gegensatz zur ersteren auf der Windseite, sie wird ausgeschliffen und ausgehöhlt durch direkte Winde. Das Aussehen beider Wächtenformen ist ganz ähnlich (Abb. 6), nur ihr Entstehen ist verschieden. Der Schnitt einer reifen oder ausgewachsenen Wächte zeigt tiefe, übereinanderliegende Rinnen. Tiefe Einsenkungen im Grat (Abb. 6) sind wie geschaffen, um Haupt- und Nebenwände flankierend und daher schleifend wirken zu lassen. Auf winterlichen Gratwanderungen können uns diese pickelhaubenartigen Schliffwächten das Überschreiten von tiefen Scharten wesentlich erleichtern (Abb. 6).

Denken wir uns in das Billardspiel des Windes ein wenig hinein, so wird uns auch klar, wie Wächten auf Graten, die von Scharten unterbrochen werden, die Seite wechseln können. Noch vor fünf Jahren stand ich im Samnaun nahe der Fließer Scharte vor einem Rätsel, als ich die durchweg südfallenden Wächten (= Windschliffwächten) mehrmals an flacheren Gratstellen nach Norden (= Windschattenwächte) umschlagen sah. Der Bergsteiger kann sich der Windschliffwächte mit mehr Sicherheit anvertrauen, da sie aus aufgepreßtem Schnee besteht und weniger zum gesimsartigen Abbrechen in wagrechten Schichten neigt. Auf der Vernelscharte, 2997 *m*, die wir Anfang Februar 1917 in einer klaren Vollmondnacht zum ersten Male im Winter überschritten, — die dortige Windschliffwächte war gegen 20 *m* hoch, nach Westen (= Hauptwindseite) überhangend und so hartgeweht, daß wir den Bau einer Unterstandshöhle im Schnee bleiben lassen mußten — machten wir die Wahrnehmung, daß überwächtete, schmale Scharten nicht in ihrer Mitte, sondern nahe an den seitlichen Felswänden, wo der Wind statt des Überhanges steile Rinnen ausgeschliffen hat, am leichtesten überschreitbar sind, worauf in alpinen Weisungen selten aufmerksam gemacht wird.

Die Wächten sind im allgemeinen dem Gebirgssoldaten keineswegs feindselig gesinnt; er muß nur stets ihr Wachsen und ihre Gestaltung im Auge behalten, um verdächtige Auswüchse mit der Schaufel, an unzugänglichen Stellen mit Infanteriesalven oder Handgranaten, zur richtigen Zeit zu entfernen. Die Beobachtungsposten nisten sich gern in solche Wächten ein, aus denen sie durch kleine Gucklöcher gute Übersicht genießen; auf solche dunkle Punkte wird monatelang im Stellungskrieg ein Scheibenschießen abgehalten. Nahe der Thurwieserspitze stürzten im vergangenen Jahr die feindlichen Verteidiger einer in eine überhangende Wächte allzukühn eingebauten Stellung mit Waffen und Munition nordwärts in den schauerlichen Abgrund.

Wer wie ich, lange an der Hochgebirgsfront stand, konnte verfolgen, wie beide Parteien in diesem Vernichtungskrieg sich die größte Mühe gaben, die furchtbaren Naturgewalten des Hochgebirges ebensosehr zum Schaden des Feindes wie zum eigenen Nutzen in Dienst zu stellen. Daraus geht hervor, welch ungeheuren Wert die alpine Kriegserfahrung hat!

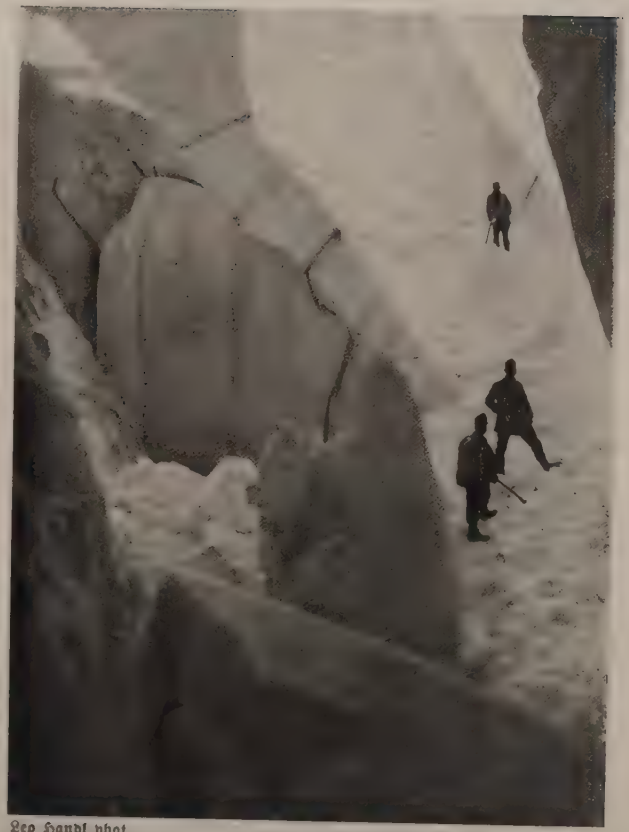
III. Eisarbeit und Gletscherforschung. Wie der Krieg in der Ebene die Truppen zur Vermeidung großer Verluste bei schwerer feindlicher Artilleriewirkung und zur Maskierung der eigenen Absichten gezwungen hat, sich mit Zuhilfenahme aller technischen Erfahrungen im Tunnelbau immer tiefer in das Erdinnere zu vergraben, so war auch der Gebirgssoldat eifrig bemüht, sich schützende Deckungen zu schaffen. Schotter, Erde und Baumwuchs sind leider nur seltene und kostbare Dinge im Reiche der kahlen Felsen und ewigen Firne, deshalb mußte die Wahl naturgemäß auf Schnee

Leo Handl phot.

Abb. 1. Der Dom
(Kreuz und Eiskanzel rühren von einer Feldmesse her)

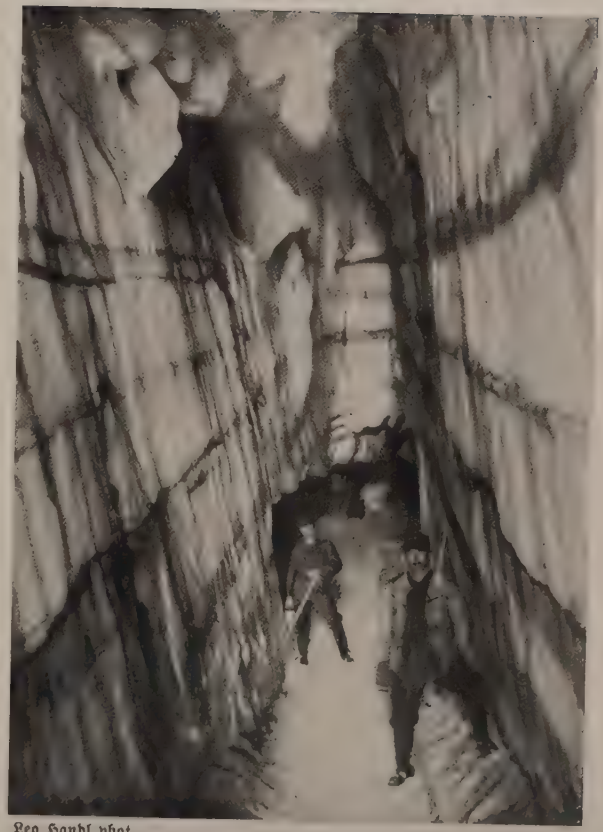
Leo Handl phot.

Abb. 2. Einstieg in die Kaiser-Franz-Josephsspalte, 3200 *m*, im August 1916



Leo Handl phot.

Abb. 3. Ein Spaltenweg



Leo Handl phot.

Abb. 4. „Kärntnerstraße" mit „Stephansdom"

und Eis fallen. Beide scheinen auf den ersten Blick hierzu nicht übermäßig geeignet zu sein; und doch — das eiserne Muß ließ uns auch in ihnen eine Reihe guter Eigenschaften als Bau- und Sappenmaterial entdecken.

Schon im Kriegswinter 1915 bürgerten sich in vielen Höhenstellungen die Schneegewölbe oder Schneestollen ein. Lehrgerüste aus Holz, Drahtgittern, Wellblechen u. a. ergaben den gewünschten Hohlraum für Personen-, Tragtier- oder Schlittenverkehr; nach kurzer Erhärtung des angeworfenen Schnees wurden die Formen abgenommen, um anderweitig verwendet zu werden. Ähnlich wurden die gepreßten Schneemassen abgegangener Lawinen mit Schneestollen in dem bewährten gotischen Spitzbogenprofil durchstoßen; sie hielten auch noch stand, wenn eine zweite und dritte Lawine darüber rollte.

Im März 1916 war infolge eines gelungenen Vorstoßes im Costabella-Gebiete das Wohnen vieler Mannschaften in Schneehöhlen — die durchschnittliche Altschneelage betrug 5 *m* — notwendig geworden, wobei eine Reihe von „kalten" Erfahrungen, auch mit dem Thermometer in der Hand, gesammelt wurden. Im Besitze dieser Erfahrungen begannen wir nun im Juli 1916 die Maulwurfsarbeit sogar im Eispanzer

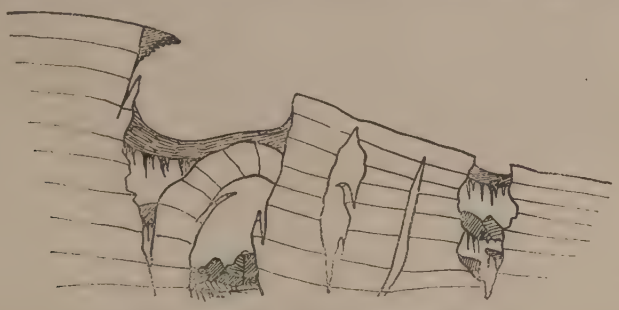


Abb. 7. Schnitt durch ein Spaltensystem

der Marmolata, über die in nachstehendem einige Bemerkungen, soweit es zweckdienlich erscheint, mitgeteilt werden sollen[1]).

Zuerst verging einige Zeit mit der Anfertigung von Werkzeugen und Bohrmaschinen sowie mit dem Erproben von Sprengstoffen im Eis. Fast gleichzeitig begann die genaue Durchsuchung und Durchforschung der Risse und Runzeln des Gletscherinneren, Arbeiten, die nur bei Nacht oder bei andauerndem Nebel ausführbar waren, denn der Gegner hatte weder Verständnis für Gletscherforschung, noch duldete er bei Tage weißgekleidete Männlein. Im Laufe der Arbeiten bekamen wir immer mehr Übung in diesem eigenartigen Handwerk; ähnlich soll es den Höhlenforschern im Karst gegangen sein.

[1]) Der Marmolata-Gletscher soll nach einer in ähnlicher Form öfter wiederkehrenden Sage als die strafende Folge einer Sonntagsentheiligung entstanden sein. Saftige Wiesengründe dehnten sich einstmals dort, wo jetzt blaugrünes Eis langsam talwärts fließt. Zwischen den Almwiesen stand ein liebliches Wallfahrtskirchlein Marie Schnee (Maria della neiv'), wohin alljährlich am Hauptfesttag (5. August) in hellen Scharen die Wallfahrer eilten. Doch einmal zwang die weitum gefürchtete, reiche Gräfin, der das Einbringen des Heues weit wichtiger als Amt und Prozession erschien, die ihr unterstellten Bauersleute mit roher Gewalt, an diesem hohen Festtage von früh bis spät am Feld zu arbeiten. Doch dieser Frevel blieb nicht ungerächt. Gegen Abend desselben Tages entlud sich ein furchtbares Gewitter, das aber alsbald in einen wilden Schneesturm überging, so daß alle Bauern in wilder Flucht zu Tal eilten. Nur die böse Gräfin mit ihrem Gesinde blieb zurück und wurde unter den ungeheuren Schneemassen begraben. Als sich nach mehreren Wochen die schwarze Wolke hob, bemerkten die Bewohner mit Staunen, daß sich ein Gletscher gebildet hatte und die ganze Umgebung rauh und steinig geworden war.

Nicht weniger von Bedeutung für unsere vielfachen, immer neue Lösungen aufnötigenden Aufgaben war die Kenntnis über die Abwärtsbewegung des Eises, sowie über die Druck- und Temperaturverhältnisse. Dafür standen uns die Angaben und Instrumente einer meteorologischen Station in 3200 *m* Höhe zur Verfügung, wie solche über unser ganzes Kriegsgebiet reichlich verteilt sind, deren Tätigkeit hauptsächlich unsern Fliegern zugute kommt. Prof. Dr. Brückner wies mich in liebenswürdiger Weise an Geheimrat Prof. Dr. S. Finsterwalder in München, der im Verein mit seinem langjährigen Kollegen der Gletscherforschung, Prof. Dr. H. Heß, mir viele wertvolle Beobachtungsinstrumente auf Kosten des D. u. Ö. Alpenvereins verschaffte, mich brieflich auf die Art und die Wichtigkeit der Temperaturmessungen aufmerksam machte, und wir erfreuten uns sogar, nachdem unsere Heeresverwaltung die Erlaubnis erteilt und die Reise in zuvorkommendster Weise erleichtert hatte, seines lieben und wertvollen Besuches hoch oben im Eise. Krieg und Wissenschaft eng vereint und sich gegenseitig unterstützend, das gibt einen guten Klang! In der gemütlichen Stube der verschneiten „Handl-Hütte" am Gletscherrand feierten unter dem Krachen der italienischen Granaten wir Jungen mit den Alten bei Tiroler Rebensaft die feierliche Stunde als Pioniere der Eiswelt, als eifrige Mitglieder des alten und ewig jungen D. u. Ö. Alpenvereins.

Der Marmolatagletscher, der größte in den Dolomiten, ist ein Plateaugletscher, der auf einer ungefähr 30° nördlich fallenden Kalkschichtfläche aufliegt. Die aus einer durchschnittlichen Höhe von 3200 *m* herabfließenden Eismassen müssen sich tiefer unten in vier Gletscherströme teilen, um die aufstehenden Felsgrate zu umfließen, und enden jetzt in einer Höhe von etwa 2400 *m*. Nach Angabe der alten Bergführer ist der Gletscher in raschem Rückschreiten begriffen; wir selbst sahen seit Jahresfrist zahlreiche Eisstürze. Einer solchen Eislawine verdanken wir einen der unheilvollsten Unglücksfälle. Um uns vor diesen gefährlichen Lawinenerregern zu schützen, verfolgen wir seitdem mit Argusaugen die Eisbrüche und bringen überhangende Eisblöcke durch künstliches Absprengen zum Absturz.

Die Firnlinie liegt bei 2700 *m*. Einige steil hervorragende Eisrücken in der Höhe von 3100 *m* stehen im Zeichen der Abschmelzung (Ablation), da der gefallene Schnee durch die heftigen Winde bald weggefegt wird. In den Firnmulden dagegen ist aus demselben Grunde ein starkes Wachstum wahrzunehmen (1—$1^1/_2$ *m* im Jahr). Die Gletscheroberfläche scheint also einer Ausebnung zuzustreben. Im Herbst 1916 begannen sich alle offenen Spalten mit dem mehlsandartigen Firnschnee zu füllen; durch solche Fensterpolster schützte die Eiskönigin Marmolata ihren Kristallpalast vor dem Eindringen der Winterkälte; selten sank die Temperatur im Innern unter + 1°, während — 20° an der Luft keine Seltenheit waren. Infolge dieser günstigen Temperaturverhältnisse ersparten wir uns viel kostbares Brennmaterial und die leidigen Erfrierungen; zugleich waren wir wundervoll geborgen und gefeit gegen feindliche Sicht und Geschosse, gegen Schneestürme und Lawinen. Oft standen wir voll Bewunderung bei der Durchforschung der glitzernden Gemächer still: Weiße, feinkörnige Firnwände, von wagrechten, durchsichtigen Eisbändern durchzogen, wechselten mit malachitgrünen, rundlichen Gesimsen, von denen tausendfach schimmerndes und funkelndes, seidenartig glänzendes Eiszapfengeschmeide in den wunderlichsten Formen herniederhing. Hätten die Ahnen von diesen blauen Wundern gewußt, wie viel anders wäre die Sage von dem Märchenschloß der Königin Marmolata ausgestaltet worden! Manchmal geht ein gewaltiges Zittern und donnerähnliches Beben durch den stählernen Eisleib; die Ursache liegt entweder im plötzlichen Aufspringen eines schmalen Risses, wenn das Maximum der Zug- oder Druckspannungen überschritten ist, oder es bemühen sich die Kanoniere, ihre Geschosse durch einen schmalen Spalt hinauszujagen.

Die innere Ausstattung ist bei solchen Wohnungen, die als Dach eine dicke, ganzjährig geschlossene Firndecke besitzen, bescheiden und ohne Wandverzierungen; diese Räume sind häufig gegen 40 *m* tief, 3—5 *m* breit und mehr als 100 *m* lang. Die breiten, mit offenen Fenstern versehenen Spalten werden von Jahr zu Jahr reicher an Schönheit und Form; die winterlichen Schneebrücken sinken allmählich in die Tiefe und bilden so bewegliche, hängende Stockwerke. Je nach Bedarf wählen wir verschiedene Höhen zum Durchwandern der Eisstraßen; wenn sich die gegenüberliegenden Spaltenwände senkrecht zur Flußrichtung verschieben, können schaumrollenartige Gebilde, kühn geformte, viele Meter vorragende Firnschleifen entstehen; der von uns so genannte „Stefansdom" in der „Kärntnerstraße" ist ein Vertreter dieser Art.

Daß die Wasser- und daher die Eiszapfenbildung gerade in den höchsten Eislagen auch im Winter keineswegs aufhörte, ist ebenso merkwürdig, wie das Vorhandensein ausgedehnter, wasserdurchrieselter (Wassereis von + — 0°) Eismassen in einer Höhe von 2500 *m*. Ob die vielgerühmte Wünschelrute auch im Eis die unterirdischen Wasserbehälter zu finden vermag, muß erst der Versuch zeigen. Daß solche, teilweise unter Druck stehende, wahrscheinlich vom Sommer herrührende Wasser vorhanden sind, wurde festgestellt.

Nicht weniger als die verschiedenen Eistemperaturen (von 0° bis zu — 7° in 30 bis 50 *m* Tiefe ohne Luftzutritt) geben uns die Luftdruck- und Feuchtigkeitsverhältnisse zu denken; sie verursachen eigenartige Luftströmungen und Rauhreifbildungen, deren Erklärung erst nach Zusammenfassung aller Messungsergebnisse versucht werden kann. Skizze 7 soll eine anschauliche Darstellung dieser etwas verschleierten Beschreibungen geben.

Nur die wenigsten Bergfahrer hatten bei friedlichen Gletscherwanderungen Gelegenheit und Muße zur Durchforschung solcher Eisbrüche; die Bergführer, deren Streben das sichere Überschreiten der schwarzen Schlünde war, mußten sich erst allmählich an diese Eisarbeit gewöhnen. Allerdings hatten wir infolge der kriegerischen Umstände viele Schwierigkeiten zu überwinden, wobei der eiserne Soldatengeist unserer braven Alpenländler am meisten mithalf. Meinen treuen Begleiter auf Spaltenforschungen, Bergführer Anton Jori aus Penia, sah ich einmal mit verschmitztem Lächeln einige Blindgänger in den Wänden der großen Randkluft, in die im Sommer die ausapernden Geschosse hineinrollen, verstecken. Er dachte an die Zukunft und meinte: „Vielleicht, wenn ich wer sein am Leben, kon ich verkaffn an meine Turistn so a Gronotn." Möge sein biederer Wunsch recht bald in Erfüllung gehen, damit endlich praktisch und theoretisch verwertet werden könne, was in diesem großen Ringen der Vernichtung zum Trotz geschaffen wurde zum Nutzen des D. u. Ö. Alpenvereins.

Mai 1917, im Eise.

Kriegsbilder aus den Hochalpen

Von Adolf Deye

„Von hohen Bergen" stieg Zarathustra nieder, um dem Menschen den Weg zum Übermenschen zu weisen. Am höchsten hatte sich sein Reich über aller Lebenden Reiche erstreckt, „in öde Eisbärzonen", und dort war Einsamkeit seiner Weisheit Gründerin. Eine harte Sprache redete ihm die Stimme der Berge, die Lehre von dem notwendigen Untergang alles Nichtigen und Unvollkommenen zum Zwecke einer fortschreitenden Entwicklung von Menschenmacht und -geist, bis dereinst aus immerwährendem Vergehen und Werden die höchste Stufe alles Erreichbaren errungen werde.

Eine fremdartige Lehre, so kühn, so seltsam und rätselhaft wie ihre Heimat, die Stätte des im Gletschereise erstarrten Lebens, der Ewigkeit des Todes. Und dennoch wird uns diese Lehre heute zum Gleichnis im Wüten des Völkerkampfes, dessen umstürzender und wieder bauender Strom gleichsam den Willen und das Streben der Geschichte in gedrängter, vielfach noch verworrener Form verkörpert.

Jenes Streben, das — wollen wir bei unserem Gleichnis bleiben — darauf hinzielt, durch Kampf und Vernichtung dem lebenskräftigsten Volke zu dem ihm gebührenden Vorrange zu verhelfen, dieses selbst zu läutern von Krankheit und Schwäche, um schließlich aus der höchsten Not auch die höhere Vollendung auferstehen zu lassen.

Freudig erkennen wir, daß das Übergewicht völkischer Lebenskraft auf der Seite des Deutschtums liegt; nicht allein die Überlegenheit der deutschen Faust hat dies gezeigt, sondern noch mehr jene alles erstarkende Urkraft, die dem deutschen Denken zugrunde liegt. Dieses Denken in seiner Klarheit, Gradheit und Rechtlichkeit, das nur allzusehr der welschen Auffassung widerspricht, wurde von jeher — und nicht nur von den Bergsteigern — als ein Spiegelbild der im Hochgebirge und seinen Naturkräften versinnbildlichten unpersönlichen, freien Herrschermacht betrachtet. So ist auch der Kampf in den Bergen für den Deutschen derjenige, der am meisten seine begeisterte Kampffreudigkeit erwecken konnte, und gar wir Bergsteiger erträumten es uns wohl schon, bevor die Zeit gekommen war, als höchstes Glück und herrlichstes Ziel unseres Strebens, unsere eigenste und eigentlichste Heimat, die Berge, mit dem Einsatz von Blut und Leben verteidigen zu dürfen.

Dieser Geist, der in den an der Alpenfront zur Zeit noch kämpfenden Landesföhnen steckt, hat es neben der natürlichen Widerstandskraft der Stein- und Eisbarrikaden bewirkt, daß jenes tückische Volk, dessen ungrades Wesen nicht zu der Reinheit des Hochgebirges paßt, die gierigen Hände von dem Heiligtume blutig zurückziehen mußte.

Auf hohen Bergen, deren wesentlichstes Zeichen vordem immer die weltentrückte Einsamkeit war, tobt heute noch der Lärm des Krieges. Aber nicht entweiht wurde diese Stätte durch die Inanspruchnahme ihrer besten Eigenart von rauhen Kriegsmännern. Die sind schon lange verwachsen mit ihren Bergen, selbst Felsen, auf denen das Deutschtum sein Haus gebaut hat. Ohne viele Worte verrichten sie dort oben ihre oft furchtbar harte Arbeit — sie reden nicht davon, aber ihrem Inneren ist es gegeben, das unbeugsame Bewußtsein von der eisernen Notwendigkeit ihres Ausharrens. Wenn sie zurückkommen, sie werden still und selbstverständlich wieder

hinter dem Pfluge herschreiten und ihre Felder bebauen, oder ihren anderen friedlichen Aufgaben nachgehen. Oh, daß dann ihr schlichtes, echtes Heldentum bei denen immer gewürdigt und unvergessen bleiben möge, die zwar wenig gehört haben von den aufgewendeten, gewaltigen Mühen und Opfern, sie aber wenigstens einigermaßen zu ahnen vermögen! —

Allgemeines

In dieser Zeitschrift hat schon mein Freund und Berggenosse Dr. Gustav Renker ein anschauliches Bild vom „Krieg in den Bergen" entrollt und es fällt schwer, seinen Angaben noch Neues hinzuzufügen. In gleicher Weise wie Dr. Renker in den Julischen Alpen stand ich im Sommer 1916 in freiwilliger alpiner Verwendung an der Südtiroler Front. Da das Gebiet meiner Tätigkeit die Adamello- und Ortlergruppe war, werde ich versuchen, die Mitteilungen Dr. Renkers, die sich nur auf das Felsgebiet erstrecken, in bezug auf die Verteidigung der Eis- und Gletscherzone, also der eigentlichen „Hochalpen", zu ergänzen, im übrigen aber mich auf die Wiedergabe von Geschautem und Erlebtem beschränken.

Besonderes Augenmerk wurde im Hochgebirge naturgemäß auf dauer- und musterhafte Anlegung der Zugänge zu den Höhenstellungen gerichtet. Es ist ganz erstaunlich, wie verhältnismäßig bequem die Erreichung von Punkten, die größtenteils über 3000 *m* hoch lagen, ermöglicht war. Breite, schwach ansteigende Straßen, die auch für den Transport der schwersten Geschütze geeignet sind, wurden nicht selten bis zur Höhe von 2000—2500 *m* angelegt. Als Beispiel kann ich eine Kunststraße anführen, die von der Ortschaft Stavel (unterhalb des Tonalepasses) bis zur Denzahütte am Presanellagletscher emporführt. Der Proviantnachschub auf solchen Straßen ist im Sommer ohne Schwierigkeit und im Winter, von der allerdings meist bedeutenden Lawinengefahr abgesehen, wenigstens durchführbar. Anschließend an die genannten Kunststraßen wurden für Transportzwecke zu allen bedeutenderen Stellungen ziemlich starke, widerstandsfähige Drahtseilbahnen gebaut. Für den Personenverkehr kommen diese Bahnen selten in Betracht, da vorzügliche Saumwege gut und sicherer zur Höhe leiten als die Drahtseilbahnen, deren schwanke Kästen immerhin keine volle Gewähr vor einem Absturz bieten. Allerdings können bei großem Neuschneefall gerade die Seilbahnen oft die einzige Möglichkeit des schnellen Erreichens der Stellungen bieten und in dringenden Fällen erfolgt dann auf ihnen auch der Zu- und Abschub von Personen. Mir ist eine Fahrt auf einer Seilbahn unvergeßlich, auf der ich im Angesicht einer erhabenen Gletscherrunde noch beim letzten Tageslicht wilde, von Wasserfällen durchtoste Schluchten in bedeutender Höhe übersetzte und — wie vom Luftballon aus — tiefe, dämmerige Täler aus der Vogelschau betrachten durfte. Als dann, noch während dieser Luftreise, allmählich vollkommene Dunkelheit eingetreten war, gab es für mich Einsamen in dem schmalen, aus dünnen Brettern gezimmerten Kasten kein anderes Zeichen menschlicher Wirkungsstätten als ein schwaches Lichtfünkchen, das hoch über mir zaghaft Nebel und Dunkelheit zu durchdringen versuchte, dann aber immer heller wurde und scheinbar näher kam, bis endlich die Seilbahn mich selbst in den traulichen Kreis seines Schimmers führte: in den engen, aber behaglich durchwärmten Offiziersunterstand, knapp unter dem Scheitel eines vielumstrittenen Gipfels.

Die Unterstände, auf die ich nun zu sprechen kommen kann, sind ganz besonders den Verhältnissen der hohen Lage angepaßt. Alle sind doppelt mit Brettern verschalt, so daß auch der eisigste Schneesturm und die höchsten Kältegrade nichts ausrichten können. Ihre Standorte sind natürlich so gewählt, daß sie von feindlicher Seite nicht gesehen werden können. Da außerdem auf Gletscherboden nicht gut zu bauen ist, wurde jede, wenn auch noch so winzige Fels- oder Schuttinsel in den breiten Eisströmen für die Aufstellung von Hütten ausgenützt. In allen Fällen war

eine tiefe Ausſprengung des Bodens notwendig, teils um gegen Sicht vor dem Feinde zu ſchützen, hauptſächlich aber, um die Hütte gegen Lawinen und Schneedruck zu ſichern. Zu einer fachkundigen Aufſtellung der Unterſtände war oft viel Erfahrung notwendig; dieſe Erfahrung fußte großenteils auch auf den Ergebniſſen der erſten Überwinterung, die ſehr lehrreich, leider aber auch nicht ganz ohne Schaden geweſen waren. Alles, was ſich früher als unzweckmäßig gezeigt hatte, wurde aber im Sommer 1916 beſeitigt, ſo daß der Winter 1916/17 die Wege und Unterſtände in der denkbar beſten Vorbereitung fand.

Das Leben in den Unterſtänden entbehrte nicht des romantiſchen Anſtrichs. Je nach Größe der Hütten war der Aufenthalt mehr oder weniger bequem geſtaltet. Man kann da zwiſchen drei Arten von Unterſtänden unterſcheiden. Zunächſt ſind zu erwähnen die großen „Lager", förmliche Dörfer von Bretterhütten, meiſt in hochgelegenen Tälern gebaut, nicht ſelten aber auch an breiten, geſchützten Plätzen, zuhöchſt den Gletſchern, aber noch unterhalb der Gipfelerhebungen. In der Adamellogruppe war ein Lager für 2 Kompagnien auf einem Paſſe, 2564 *m*, und ein ebenſolches oberhalb des Preſanellagletſchers, 2921 *m*. Selbſt an dieſen hochgelegenen Orten wurde im Laufe der Zeit manche Bequemlichkeit des modernen Lebens geſchaffen; ſo fehlte es z. B. nicht an einem Bade mit Zuleitung warmen Waſſers aus der großen Küche, welch letztere auch einem größeren Hotel zur Zierde gereicht hätte.

Eine zweite, immer noch ganz angenehme Art von Unterkünften waren auf höheren Punkten vereinzelt angelegte Baracken für Offiziere, meiſtens Kommandanten eines ſchwerer zugänglichen Abſchnittes und für die Artillerie-Beobachter. Dieſe Hütten waren ſchon häufig ziemlich abgeſchloſſen vom Verkehre mit dem Tale und den Lagern und die Ankunft von Gäſten wurde dort immer als ein Feſt betrachtet, bei welchen Gelegenheiten der Koch das oft ſtaunenerregende Höchſtmaß ſeiner Künſte zu zeigen pflegte und der ſonſt wohlgehütete Keller ſeine manchmal ergiebigen Schleuſen öffnete.

Schließlich, als dritte Art von Unterſtänden, ſind diejenigen der „Feldwachen" zu erwähnen. Dieſe wurden an allen wichtigeren Punkten der Hochregion, namentlich auf Gipfeln und ſchwierig erreichbaren Scharten aufgeſtellt. Kein Felszahn iſt zu ſchroff, kein Eishang zu ſteil und zu zerklüftet, um nicht von einer dieſer kleinen Hütten gekrönt zu ſein. Oft wurden die für den Bau notwendigen Bretter mit unſäglichen Schwierigkeiten einzelweiſe hinaufgeſchafft. In vielen Fällen ſind die Feldwachen nur bei Nacht erreichbar, da die Zugänge allzuſehr dem feindlichen Feuer ausgeſetzt ſind. In einer Feldwache hauſt meiſt ein Unteroffizier als Wachkommandant mit einer kleinen, erleſenen Schar bergtüchtiger Leute. Ein langer Aufenthalt in einer Feldwache muß, auch wenn keine Zwiſchenfälle eintreten, als eine Zeit heldenmütigen Ausharrens bezeichnet werden, denn in dieſen Hütten kann infolge der ſchwierigen Zugänge in der Regel nur das für die Lebensbedürfniſſe Notwendigſte untergebracht werden. Abgeſehen davon aber ſind die Bewohner der Wachthütten den verſchiedenſten Gefahren ausgeſetzt. Sie ſind Verteidiger der gegen die feindlichen Stellungen am weiteſten vorgeſchobenen Punkte und haben täglich Angriffe zu erwarten, wie ſie auch allen Wetterlaunen ausgeſetzt ſind. Es muß unaufhörlich daran gearbeitet werden, die Hütten auszubeſſern und widerſtandsfähiger zu machen, eine Tätigkeit, die wegen der Nähe des Feindes nur bei Nacht oder Nebel vollführt werden kann. Im Sommer droht nicht ſelten Blitzgefahr, im Winter iſt die Zufuhr von Holz und Mundvorrat oft auf viele Wochen abgeſchnitten. Freilich wurden die Wachſoldaten ſchon immer im Sommer für dieſe Fälle mit entſprechenden Nahrungsvorräten verſehen, aber es iſt eine harte Forderung, im Falle von feindlichen Angriffen, oder auch ſonſtigen unvorhergeſehenen Ereigniſſen, wie Erkrankung, jeder Hilfe von unten entblößt zu ſein.

In der Ortlergruppe hat schon unter solchen Verhältnissen eine Wachmannschaft auf der Cima Cadini, 3521 *m*, den ganzen Winter zugebracht; das Höchstmaß an Leistungsfähigkeit erbrachte aber die Besatzung der Feldwache auf einem 3293 *m* hohen Gipfel in der Adamellogruppe, die während der ganzen Dauer des Winters auf sich selbst angewiesen war. Dieser Eisgipfel ist im Sommer schon einer der am schwierigsten zugänglichen des dortigen Bereiches, im Winter aber so gut wie überhaupt unnahbar. Wer die Unsumme von Willenskraft, die von den Bewohnern derartiger Hütten aufzuwenden ist, auch nur annähernd ermessen kann, wird anerkennen, daß hier viel schlichtes und echtes Heldentum ruhmlos verrichtet wird, das so manche gefahrvolle Einzelleistung um ein wesentliches übertrifft.

Die eigenartige Lage vieler Unterstände inmitten des unergründlichen Gletschereises hat eine eigene Kunst geschaffen: die Tätigkeit im Innern von Schnee und Eis. Vom einfachen Stollen angefangen bis zum feenhaften „Eispalast" wurde hierin der Phantasie und Geschicklichkeit der einzelnen Kommandanten kein Ziel gesetzt. Ich habe ganze Firnkämme begangen, ohne nur einmal ganz auf die Oberfläche der Schneedecke zu kommen. In langen, vielfach gewundenen Gängen konnte man allmählich die Höhe eines Gipfels gewinnen, ohne vom nahen Gegner gesehen zu werden. Durch zierliche Fensterchen aber konnte man die feindlichen Stellungen deutlich und bequem überblicken.

Ein anderes Beispiel von „Schneearchitektur" bot der Gipfel der Cima . . . . Dort hatte der Abschnittskommandant, Herr Oberleutnant Z., die Zeit der größten sommerlichen Ausaperung, in der die ganze Gipfelfläche schneefrei wurde, dazu ausgenützt, den Gipfel durch Sprengungen zu einer breiten, ebenen Fläche auszugestalten und dann mit starken Schutzmauern zu versehen, diese aber wieder mit einem soliden Bretterdach einzudecken. So bildete die Oberfläche des ziemlich schlanken und kühnen Firnhauptes einen regelrechten Pavillon mit zahlreichen Schießscharten nach allen Richtungen, der sehr bald unter dem Schutze einer hohen Schneelage von weitem, also auch von den italienischen Stellungen, als solcher nicht mehr kenntlich war. Die erforderlichen Bauarbeiten verliefen ungestört, dürften also kaum vom Feinde bemerkt worden sein und jetzt kennzeichnet sich dieser Gipfel in nichts vor dem unverfänglichen Aussehen der vielen anderen umgebenden Firndome. Ein steiler, mit Drahtseilen und Stiften versehener Schacht, der ebenfalls mit einer Bretterverschalung gedeckt wurde, vermittelt den Zugang von der tiefer gelegenen Feldwache unmittelbar zum Gipfel, der dergestalt auch bei den ärgsten winterlichen Schneefällen von der Wachmannschaft trockenen Fußes erreicht werden kann.

Solche großzügige Anlagen sind die hauptsächlichsten Faktoren, auf denen eine Verteidigungsmöglichkeit auch unserer höchsten Vergriesen für die Dauer des ganzen Jahres fußt. Bemerkenswert ist dabei, daß gerade die schrofferen und schwieriger zugänglichen Gipfelformen am besten für wirkungsvolle und schwer zu erobernde Verteidigungswerke geeignet sind. Das Gegenteil beweisen die vielen verhältnismäßig leicht erreichbaren, abgeflachten Firnkuppen der Hochalpen, die nur selten zu starken Stellungen ausgebaut wurden und meistens „neutrales" Gebiet darstellen, auf dem sich weder unsere, noch die feindlichen Truppen dauernd eingenistet haben. Diese Gipfel und desgleichen auch ausgedehnte, flache und daher wenig Deckung bietende Gletschergebiete werden beiderseits meist nur ab und zu von Patrouillen begangen, um auf diese Weise dem Gegner zu zeigen, daß eine dauernde Besetzung in der Tat nicht ungestört vollzogen werden könne, da das Gelände viel zu „offen" und meist auch allzu entfernt von größeren Nachschubstationen ist. Patrouillengänge in solchen Gebieten verlaufen meist ganz harmlos. Die beiderseitigen Stellungen sind hier viele Kilometer von einander entfernt und man findet ein weites Gebiet ungestörten Vordringens, falls nicht etwa zu gleicher Zeit eine gegnerische Patrouille

ebenfalls Lust zu einer solchen Bergfahrt im neutralen Gebiet findet. Dann gibt es manchmal Zusammenstöße, oder aber es wird von beiden Seiten vorgezogen, sich unbehelligt zu lassen und respektvolle Entfernung zu halten. Kampfhandlungen größeren Stiles sind in diesen höchsten Regionen ganz vereinzelt und man kann dort tatsächlich zu gelegener Zeit noch „friedlichere" und einsamere Bergbesteigungen unternehmen, als im friedlichsten Frieden — denn die Schar der sonst hier wohl zeitweise verkehrenden „karrierten" und Gelegenheitsturisten wird ohne großen Schmerz vermißt. — Mir war es vergönnt, bei einer solchen Beobachtungsfahrt zwei herrliche Sonnentage im Bereiche von Österreichs höchsten „Zuckerhüten" zu verbringen und noch selten habe ich so den Zauber ungezwungenster, hochalpiner Einsamkeit verspürt, wie dazumal. Zudem war unser Gang auch militärisch nicht ganz ergebnislos, denn der umsichtigen Leitung des die Patrouille führenden Herrn Oberleutnants J. war es zu verdanken, daß wir von Lage und Anlage der gegnerischen Stellungen gute Kenntnis erhielten.

Schließlich wäre noch der im Gletschergebiete zur Anwendung kommenden Abwehrsicherungen zu gedenken. Die Anlage von Drahtverhauen und allen ähnlichen Hindernissen wird hier selbstverständlich einesteils durch die zahlreichen Schneefälle und andernteils, in geringerem Maße, durch die Eigenbewegung der Gletscher erschwert. Dagegen hilft eben nur eine ständige, immer des Nachts zu verrichtende Ausbesserungstätigkeit. Immer wieder müssen die sogenannten „Spanischen Reiter" (stacheldrahtüberzogene Holzgestelle) aus dem Schnee gehoben und neu aufgestellt und verstärkt werden. Oft aber auch verdeckt ein einziger Neuschneefall die Sicherungen so vollständig, daß man sie ruhig in der Tiefe der Schneemassen läßt und neue aufführt.

Auch die Anlagen der Fernsprechleitungen leiden sehr unter der Veränderlichkeit des unsicheren Bodens und wohl mehr als in anderen Gebieten sind hier Ausbesserungen an der Tagesordnung.

Wie schon angedeutet, bietet ein besseres Mittel, als alle Drahtverhaue, für die Verteidigung die Schroffheit und schwierige Ersteiglichkeit der Gipfel selbst. Hier ist dann auch, in unmittelbarer Nähe der Stellungen, die Errichtung von anderen Abwehrmitteln, wie breite Steinmauern und zum Ablassen vorbereitete Steinlawinen, möglich.

Was über die Kampfweise in diesen höchstgelegenen Gebieten zu sagen ist, liegt eigentlich schon in der Eigenart ihrer geologischen Erscheinungsformen begründet.

Großzügige Kampfhandlungen und Eroberungszüge werden wohl niemals ihren Schauplatz im Bereiche der Hochgipfel finden können. Hiefür kommen einzig die breiten Talsenkungen in Betracht und von diesen zu reden, fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit. In der Hauptsache werden nur Angriffe kleineren Umfanges, etwa um eine gegnerische Feldwache, oder einen Posten auszuheben, unternommen. Große Verschiebungen der Front sind dabei nicht zu erwarten, wenn auch der eine oder andere Gipfel den Gegnern entrissen werden kann. Nicht zu vergessen aber ist, daß gerade diese Unternehmungen kleinerer Abteilungen und Patrouillen die größten Anforderungen an Bergtüchtigkeit, Mut und Ausdauer der Beteiligten zu stellen pflegen. Die Schwierigkeit des Geländes allein, das zudem meist bei Nacht begangen werden muß, nicht selten auch die Unmöglichkeit eines raschen Rückzuges, zeigen, wie sehr hier im Gegensatz zur sonstigen modernen Kampfweise jeder einzelne seinen Mann zu stellen hat und es ist ganz unglaublich, mit welch unsäglichen Mühen und Gefahren auch der allerbescheidenste Erfolg erkauft werden muß. Die bessere Verteidigungsmöglichkeit der Berg-Stellungen bringt eben auch die Erschwerung der Angriffstätigkeit mit sich.

Leider wird es unbekannt bleiben, welche Fülle von wahrhaftem Heldenmut bei diesem harten und zähen Kleinkrieg aufgebracht wurde, sei es in der Verteidigung, auf Kundschaft, oder beim Vordringen. Die niemals erlahmende Beharrlichkeit der Offiziere und Mannschaften in Ausübung und Erkenntnis ihrer schweren Pflichten kann nicht genügend gerühmt werden. Nicht ein einziges Mal habe ich ein

Ernst Faihs phot.

Abb. 1. Kammstück aus einem Frontverlauf in der Presanellagruppe
Von links nach rechts: Cercen, Busazza, Presena, vorne Tonalepaß

Ernst Faihs phot.

Abb. 2. Die Presanella und ihr Gefolge

Ernst Faihs phot.

Abb. 3. Eine Gipfelstellung in der Ortlergruppe

Ernst Faihs phot.

Abb. 4. Vorgeschobene Sandsackstellung

Nachlassen dieser Festigkeit bemerkt, selbst nicht bei Wachsoldaten, die viele Monate unter schwierigsten Verhältnissen eine weltabgelegene Feldwache zu verteidigen hatten.

Wohl mag dieses klaglose Sichhineinfinden in das unabänderliche Muß selbstverständlich erscheinen und Art des Soldaten ist es, für diese Pflichterfüllung keine Bewunderung von den Daheimgebliebenen zu erwarten. Eines aber muß gesagt sein: Wenn auch der einfachste Mann im Felde draußen die Notwendigkeit seines Ausharrens richtig erfaßt, warum fand man im Hinterlande nicht immer den gleichen Geist des Verständnisses? Oder meint man etwa, die Nahrungsmittelsorgen, bei denen übrigens noch kaum jemand verhungert ist, sind auch nur annähernd zu vergleichen mit den Entbehrungen und Opfern, die der Mann im Felde zu erbringen hat? Dieser kennt nicht das sinnlose Klagen, das man im Hinterlande leider von manchen willensschwachen und noch mehr von denkunfähigen Menschen hören mußte. Hätte man diese nur für eines Tages Dauer auf einer hochgelegenen Grenzwarte im Schneesturme Posten stehen lassen — vielleicht hätten sie begriffen, daß ihre Schwachheit Hochverrat war — vielleicht aber auch wäre ihnen die Erleuchtung gekommen über die Größe ihrer Dankesschuld gegen die Wackeren dort oben, eine Schuld, die nimmer bezahlt werden kann!

Nächtliches Geschützfeuer

Wir stehen hinter den starken Schutzmauern der festen, vorgeschobenen Stellung am S.-Passe. Rechts und links heben sich schattenhafte Felskulissen in den nächtlichen Himmel; unseren Standort bildet die dazwischen eingefurchte, schmale Scharte. Jenseits italienischer Boden. Lauernd lugen die Mündungen der Maschinengewehre hinüber. Unsere Posten stehen zu beiden Seiten verteilt, jederzeit anschlagbereit. Aber die Dunkelheit läßt keine Ziele erkennen. Tagsüber pfiffen die Kugeln im lustigen Wettstreit hin und her, jetzt tiefes Schweigen und dennoch stetige Achtsamkeit, obwohl irgendeine Störung kaum zu erwarten ist.

Nicht weit von uns, auf italienischer Seite, strömt ein Gletscher schwach und unstet etwas Helligkeit aus. Vor unseren Augen tanzen graugesprenkelte Lichttöne, wenn wir angestrengt den Schleier des jenseitigen Geländes mit unseren Blicken zu durchdringen versuchen. Nur die ewig gewaltigen Linien, die eine abenteuerlich angelegte Grenze zwischen Bergen und Himmel bilden, sind in naher Deutlichkeit zu erkennen, ebenso das vollkommene Schwarz der fernen, schlafenden Nadelwälder, die tief zu unseren Füßen den Machtbereich der in breiten Strömen emporziehenden, todbringenden Trümmerwüsten begrenzen.

Hier oben herrscht schon von Natur der Grundsatz von Tod und Vernichtung. Auch die Menschen, die schon vor langen Monden hier herauf einen Teil des lärmenden Lebens unserer gewaltig durch die Lande erschallenden Zeitläufte gebracht haben, taten dies zu keinem anderen Zwecke als dem der gegenseitigen Vernichtung.

Und doch scheint mir das Gleichnis unharmonisch. Wir kennen die Berge und ihre steingewordene Todeslehre schon von Friedenszeiten her. Immer waren sie uns Sinnbild einer zwar empfindungslosen, dafür aber leidenschaftsfreien Reinheit, einer erhabenen Welt voll Ungebundenheit und einer den kleinen Gesichtskreis menschlichen Denkens ewig überragenden Größe, fremd und feindlich der modernden Vergänglichkeit allen animalischen Wesens. Jetzt auf einmal wird der Thronsaal aller wahren, unpersönlichen Größe zum Schauplatz menschlicher Interessenkämpfe, deren Bedeutung in dieser Umgebung kläglich zusammensinkt, ein Zeichen der untilgbaren Kleinlichkeit des Menschengeschlechtes, das sich nicht zur Höhe einer zusammenwirkenden Gemeinschaft emporschwingen kann, obwohl die weltbeherrschenden Naturgesetze klar und unverkennbar den Weg zur Erkenntnis weisen.

Leicht verfällt man in so weltfremdes Sinnen auf hochalpiner Grenzwacht, wenn die

Einsamkeit der Nacht zeitweise vergessen läßt, daß man sich im Bannkreise des Krieges befindet. Wie kleinlich erscheint menschliches Wirken und Streben in diesen Augenblicken. Und dennoch vermag man nicht allzulange so unpersönlich zu denken. Ist es das entfernte Rauschen des Gletscherbaches, das in unserem Ohr plötzlich einen wärmeren Klang gewinnt, oder erregt jenes winzige Lichtlein, das aus einem Talorte heraufblinzelt, unsere Phantasie? Kurz — erst zaghaft, dann immer mächtiger und gestaltungsreicher erklingt eine Saite in unserem Denken, die uns von alledem erzählt, was wir zu Hause gelassen haben. Unsichtbare Fäden spinnen wir zu den Heimstätten unserer Lieben und alles heimlich traute Glück und Sorgen vergangener Tage erscheint uns in der verschönenden Ausgestaltung sehnsuchtsbeschwingter Gedankengänge. Kennt ihr Friedrich von Spee, den Dichter einer vereinsamten Lebensrichtung? In dessen „Trutznachtigall" finden wir folgende Worte:

„In stiller Nacht, zur ersten Wacht,
Ein Stimm' begunnt zu klagen.
Der nächt'ge Wind hat leis und lind
Zu mir den Klang getragen." —

Diese schlichten Worte und die ebenso einfache, einschmeichelnde Weise des Liedes kamen wir nicht aus dem Sinn in jener schläfrigen Stille der Bergnacht. Nie, so sinnierte ich, vermag sich der denkende und fühlende Mensch loszulösen von den vielen, oft kleinen Dingen und Werten, die unser Leben reizvoll gestalten, ihm den traulichen Schein und Odem eines persönlichen Wirkungsvermögens einhauchen. Wenn auch das ganze Weltall und in notwendiger Folge alles Werden und Vergehen unter dem Zwange kalter, starrer, empfindungsloser Gewalten steht, so hat doch das erste Recht inmitten all dieser Todeskälte das warme, pulsierende Leben, und zwar das Empfinden von Liebe und Brüderlichkeit, das im Grunde, trotz allen gegenteiligen Anscheines, der innerste, eigentlichste Kern des echten Menschengeistes ist. So groß uns das Welt- und Schöpfungsgebäude erscheinen mag, das größte in ihm ist doch das Menschenherz.

Stunden waren schon verflossen, da nahte für uns die Zeit, aus untätiger Träumerei zur Wirklichkeit zurückzukehren, zur Erfüllung der Aufgabe, wegen der wir hier heraufgestiegen waren. Es galt eine nächtliche Beschießung des Feindes mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln. Der Zeitpunkt dazu war gekommen und nun begann das höllische Konzert.

Kurz zuvor noch das unendliche Schweigen der Hochgebirgsnacht, jetzt ein Donnern und Toben, als ob die ganze Welt im Einstürzen und Zerbrechen begriffen sei. Rechts und links von uns ratterte ununterbrochen je ein Maschinengewehr. Etwas entfernter, aber mit dröhnenden Donnerschlägen ertönten die beherrschenden Stimmen der Geschütze. Und doch wurde all dieser betäubende Lärm noch bei weitem übertönt, als in nächster Nähe die Minenwerfer zu arbeiten begannen. Das war kein Klang mehr, genau wahrnehmbar für menschliche Ohren, das war nur noch ein gewaltiges Schüttern, das die Luft in allen Atomen erfüllte, während zu gleicher Zeit eine Feuergarbe lohend zum Himmel stieg, die nahen Felspfeiler mit roter Glut durchleuchtend bis in die verborgensten Kerben. Leuchtkugeln stiegen jetzt drüben bei den Welschen empor, ein Beweis, daß dort wegen der unvermuteten Ruhestörung größte Verwirrung herrschte. Magisch erstrahlte dann die ganze Fels- und Gletscherwelt im weiten Umkreise in grüner Belichtung. Die ersten Gegenmaßregeln der Feinde waren nun bald zu erwarten. Allerdings, bis zur Aufnahme des Geschützfeuers konnte noch eine gute Zeitspanne verstreichen, erfordert derlei doch Fassung und Vorbereitung.

Bald aber begannen die ersten Kugeln mit ihrem eigenartigen Surren über unsere Köpfe hinwegzuschwirren, oder sie verfingen sich mit kurzem, schnell ersterbendem

Klirren in den Sandsäcken vor uns. Nun wurde es Zeit, das Feuer wieder einzustellen, nachdem vorher noch einige telephonische Meldungen über die beobachteten guten Erfolge einlangten.

Zum verabredeten Zeitpunkte verstummten wie mit einem Schlage Gewehre und Haubitzen. Als ob ein kurzer, aufregender Traum die friedliche Berglandschaft aufgerüttelt hätte und diese jetzt wieder in arglosen Schlummer verfallen wäre, — so plötzlich war die unendliche Ruhe wieder hergestellt.

Kurz darauf erschallte in der bretterverschalten gemütlichen „Wohnstube" des Offiziersunterstandes ausgelassenes, froh bewegtes Leben. Alles Grübeln und Sinnen ertrank in dem durchaus nicht unerwünschten „Tropfen", der hier ausgeschenkt wurde, und während lustig die Gläser erklangen und lebensfröhliche Soldaten- und Studentenlieder den Raum erfüllten, zischten über den Dächern die ersten schweren Geschosse italienischer Abkunft hinweg, um unweit mit dröhnendem Aufschlage den Gletscherboden zu zerwühlen.

Auf Kundschaft

An einer Stelle der Linie war es einem mit glänzender Kühnheit durchgeführten Ansturm Tiroler Landesschützen gelungen, einen weit gegen die feindlichen Stellungen vorgeschobenen Felssturm zu erringen. Im Laufe der Zeit zu einer äußerst starken Stellung ausgebaut, wurde dieser Gipfel mit einer Feldwache versehen und bildete so einen sehr günstigen, keilartig gegen und zwischen die italienischen Stellungen vorgeschobenen Stützpunkt. — Ein scharfer, vielzerzackter Felsgrat zieht von diesem Gipfel zu einem etwa um 100 *m* höheren Zacken empor, der im Besitze der Italiener war. Ebenso hatten sich gegnerische Stellungen im steilen, rechten Gehänge des Grates, bis etwa 70 *m* unter der Kammhöhe, eingenistet.

In Begleitung eines bergtüchtigen Kameraden, der zu Friedenszeiten Bergführer gewesen war, verließ ich an einem nebelschweren Abend die erwähnte Feldwachstellung, um auf dem bis damals noch unbegangenen Grate zu Beobachtungszwecken vorzugehen. Nicht ohne Mühe die Drahtverhaue überkletternd, stiegen wir über den steilen Absturz zur nächsten Gratscharte ab, schon jetzt unter möglichster Vermeidung jedes Geräusches, um nicht die Aufmerksamkeit der ziemlich nahen feindlichen Posten zu erregen, vor deren Blicken uns der im Gebirgskriege vielfach zu Ehren gekommene Nebel schützte.

Jenseits der Scharte zogen wir es vor, den direkten Gratverlauf, der einen schwierigen Eindruck machte, zu meiden und ein durch die steilen Wände zur Rechten schräg emporziehendes, schmales Band zu begehen. Über einige Unterbrechungen kamen wir gut vorwärts und wandten uns dann an geeigneter Stelle wieder dem Grate zu, dessen Schneide wir über einige steile Wandstellen, von denen die unterste nicht ganz leicht war, erreichten. Bis hierher war die Kletterei nicht anders verlaufen, als bei irgend einer Friedensbergfahrt.

Nun sollte das anders werden. Zunächst begann der Nebel sich aufzulösen und gleich darauf erblickten wir unweit unter uns das breite Dach einer italienischen Feldwache. Es war also höchste Zeit, Deckung zu suchen, die uns hinter einer an die Bergwand angelehnten Plattentafel ermöglicht wurde. Wir waren auf der feindlichen Seite sicherlich unbemerkt geblieben und betrachteten nun aus unserem Versteck heraus in aller Behaglichkeit das italienische Gelände. Wir konnten da manch Wertvolles sehen.

Da es galt, die Nacht abzuwarten, machten wir es uns, so gut das hier ging, bequem. Platz dazu war nicht allzuviel vorhanden und es bedurfte einiger Gliederverzerrungen, damit nicht vielleicht doch „ein Zipfel" von uns da drüben sichtbar wurde.

Unsere Lage war keine alltägliche. Es hatte einen eigenen Reiz, so gleichsam losgelöst von allen menschlichen Verbänden auf einsamer Felsklippe zu kauern, und zwar „zwischen den Feuern", denn unaufhörlich schwirrten hoch über uns die Kugeln von

Freund und Feind hin und her und es war interessant zu beobachten, daß von diesem Standpunkte aus das Geräusch, mit dem die Geschosse die Luft durcheilten, viel vernehmlicher und naturgemäß anhaltender und langgezogener zu hören war als in den Stellungen. Zum Zeitvertreib erzählten wir uns von unseren Bergerlebnissen in Friedenszeiten und ich glaube, es wurde uns warm dabei, trotz der höchst unwirtlichen Kälte, die allmählich die Luft zu erfüllen begann. Wie fern schien uns das alles gerückt und wir konnten kaum erfassen, daß es einmal wieder so werden könne, daß man im hellen, friedlichen Sonnenschein die Berge erklettern wird, ohne dabei ständig nach „Deckung" suchen zu müssen — außer vielleicht gegen Steinschlag, gegen „schönen, natürlichen, friedlichen Steinschlag", der uns dann als „Inbegriff der Gefahrlosigkeit" erscheinen würde — im Gegensatz zu — „so manchem anderen".

Von den „Drei Zinnen" sprachen wir, von der Palagruppe, der Marmolata, und es erschien uns fast sündhaft, damals die besten Kräfte aufgewendet zu haben für „nicht dienstliche Angelegenheiten". So war es bei munterer Wechselrede allmählich dunkler geworden und schließlich glaubten wir, ohne Gefahr weitergehen zu können. Das Seil trat jetzt in Anwendung und wir tasteten uns vorsichtig an Gratzacken und losen Felsblöcken vorwärts. Mit Genugtuung stellten wir fest, daß wir uns auf eine Seillänge schon gegenseitig nicht mehr sehen konnten und daß wir immer mehr eins wurden mit dem Dunkel der Felsen — alles Dinge, von denen man in Friedenszeiten weniger entzückt gewesen wäre.

Unser Grat führte mit wechselnden Schwierigkeiten bald auf einen ausgeprägteren Gipfel. Die Arbeit des Steinmannbauens, die bei einer Erstbesteigung unter anderen Umständen wohl als unerläßlich gegolten hätte, ersparten wir uns.

Vor uns ragte nun wieder ein höherer Gipfel auf, dessen Besuch wir als letztes Ziel in Aussicht genommen hatten, denn diese Erhebung ist nur noch durch eine schmale Scharte von dem damals im Besitze der Italiener gewesenen Gipfel getrennt. Unsere militärische Aufgabe konnten wir durch die vorangegangene Beobachtung schon teilweise als erfüllt betrachten. Aber auch im weiteren Verlaufe der Nacht konnten wir noch manche nutzbringenden Erhebungen über Art und Standort der feindlichen Stellungen machen — doch kann ich hier nicht des näheren darauf eingehen.

Jedes Geräusch auf das peinlichste vermeidend, setzten wir unsere immer ausgesetzter werdende Kletterei fort. Da begann es langsam zu schneien, erst in einzelnen Flocken, denen wir keine Beachtung schenkten; bald aber konnten wir es uns nicht länger verhehlen, daß da ein ganz den Regeln der Kunst entsprechender Schneesturm im Anzug sei. Wir beschleunigten unser Vordringen, denn unser Ziel war nicht mehr fern. Vor uns ragte in großer Steilheit unser Gipfel auf, drohend in seinen kühnen, schattenhaften Umrissen. Schon waren alle Griffe und Tritte mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Alle zehn Schritte mußten wir stehen bleiben, um die Hände aufzutauen. Endlich standen wir unter dem letzten Grataufschwung, einer senkrechten Kante, deren Erkletterung mir viel zu schaffen machen sollte. Wäre ich an einem schönen, sonnigen Friedenstag hier gewesen — vielleicht hätte ich in einem späteren „Turenbericht" geschrieben: „Über ein hübsches, steiles Wandl schwierig und ausgesetzt zum Gipfel" und es würde sich dann später sicher einer gefunden haben, der selbst die Bezeichnung „schwierig" für „einfach lächerlich" gehalten hätte. In diesem Falle aber will ich gerne zugeben, daß ich mir auf meine Kletterfähigkeit nichts zugute tun darf, denn als ich nagelscharrend aufwärtszukommen trachtete, konnte ich — und mein Begleiter mit mir — nicht genug meine große Unbeholfenheit bewundern. Als ich mich dergestalt einige Meter hinaufgearbeitet hatte, wäre ich gerne wieder umgekehrt — wenn es nur so leicht gegangen wäre. So mußte ich vorziehen, weiter nach oben zu streben. Mit den Händen hatte ich einige splitterige Griffe ausgegraben, denen ich mein Körpergewicht anvertrauen mußte, was mein Sicherheits-

Ernst Faihs phot. Bruckmann aut. et impr.

Punta d'Albiolo, 2978 *m*, mit den feindlichen Stellungen

gefühl nicht bestärkte, ebensowenig wie die Wahrnehmung, daß die Finger nur noch unempfindliche, eiserstarrte Henkel waren, denen man nicht allzugroße Belastung zumuten dürfe. Ich konnte also meinem unten harrenden Gefährten die tröstliche Versicherung geben, daß ich wohl jeden Augenblick „heruntergesauft" käme — und dann kratzte und scharrte ich mit erhöhtem Eifer mit den Nägeln von Händen und Schuhen an den vereisten Platten herum, bis es mir durch die Schnelligkeit dieser Bewegung gelang, endlich wieder einen sicheren Standplatz zu erlangen.

Zu meiner Beruhigung bemerkte ich nun, daß ich die Kante des schmalen Gipfelblockes schon in Händen hatte. Mit einem raschen Klimmzug schob ich mich noch vollends empor — und als ich noch überlegte, wie ich hier am besten den Kameraden nachsichern könne, während ich gleichzeitig nach einem geeigneten Abseilblock für den Rückweg Umschau hielt, blitzte es urplötzlich in nächster Nähe kurz auf und der scharfe Knall eines Gewehrschusses durchbrach — ebenso kurz abgerissen — das wütende Heulen des Schneesturms. Mein Kamerad rief in halblautem Tone zu mir herauf, daß es höchste Zeit zum Umkehren sei, und fügte dann die glaubwürdige Mitteilung hinzu, daß der Schuß uns gegolten habe.

Also wieder herunter! Was mir schon im Aufstieg kaum gelungen war, sollte ich jetzt im Abstieg in größter Schnelligkeit wiederholen. Aber im Bewußtsein einer neuen, vielleicht größeren Gefahr gelang es wider Erwarten gut. Wenige Augenblicke später stand ich bei meinem in einen Schneemann umgewandelten Begleiter. Zu gleicher Zeit flammte das blendende Licht einer Leuchtrakete auf, die ganze, wilde Berglandschaft auf fühlbare Dauer mit Helligkeit überflutend. Wir hielten uns eng an die Felsen gedrückt und ich glaube kaum, daß uns jetzt und später die aufmerksam gewordenen Katzelmacher gesehen haben.

Daß die feindlichen Stellungen tatsächlich alarmiert waren, konnten wir nur zu bald bemerken. Während wir hastig auf unserem Grate zurückletterten, flammte fast alle 5 Minuten eine Leuchtrakete auf, was uns anfangs etwas besorgt machte, später aber zu einer gewissen Annehmlichkeit wurde — konnten wir doch wenigstens zeitweise etwas von unserem Rückwege sehen. Die Italiener schienen in größter Aufregung zu schweben und wir hatten den Eindruck, als ob sie einen Angriff erwarteten. Denn plötzlich erschallte ein donnerartiges Krachen, dessen Hall, wie uns später gesagt wurde, bis ins Tal hinunter vernehmbar war. Die Feinde hatten von ihrer Gipfelstellung eine ungeheure, vorbereitete Steinlawine losgelöst, deren Trümmer nun über die gegen unsere Stellungen gerichtete, steile Bergseite hinunterstürzten. Unsere Sicherheit war zwar nicht gefährdet, aber dennoch standen uns noch schlimme Stunden bevor.

Der äußerst heftige Schneefall hatte es bewirkt, daß wir diejenige Bergflanke, die wir beim Aufstieg zur Umgehung des ersten Steilaufschwunges benützt hatten, in fast ungangbarem Zustande antrafen. Ich will von einer Beschreibung der langwierigen Versuche, die wir in den steilen Hängen anstellten, um hinunterzukommen, absehen. Mit kurzen Worten: Es wollte dies auch unter Aufwendung aller Kräfte und allen Spürsinnes nicht gelingen. Auf das Fühlbarste mitgenommen von Kälte, Hunger und Ermüdung, fand uns das erste, dämmernde Licht des Morgens noch immer in den Felsen des Grates, dessen ehemalige Harmlosigkeit durch einen rätselhaften Zauber in Tücke und Unnahbarkeit umgewandelt schien. Schon wurde es heller und heller und immer deutlicher konnten wir die Einzelheiten des Geländes, aber auch die feindlichen Stützpunkte unterscheiden — und es schien uns fast unglaublich, daß wir nicht schon längst von dort beobachtet worden waren. Es war die allerletzte Zeit, von hier fortzukommen, denn traf uns der Tag hier an, so wußten wir nur allzugut, was uns bevorstand.

Ich glaube nicht, daß man auf Friedensbergfahrten in eine ähnliche Rat- und Hilflosigkeit geraten kann, und ich will auch nicht verhehlen, daß mich damals alle

Erfahrung und Übung im Stiche ließ. Um es kurz zu machen, sei berichtet, daß wir endlich doch noch — ganz wider Erwarten — auf der Gratschneide selbst, die uns zuvor fast ungangbar erschienen war, einen nicht allzu schwierigen Abstieg fanden. So erreichten wir wieder die letzte Scharte vor dem von unserer Feldwache besetzten Gipfel und mit großer Freude fühlten wir uns jetzt sicher und geborgen. Beschleunigt klommen wir in den wohlbekannten Felsen aufwärts, überstiegen die Drahtverhaue, die wir mit dankbaren Blicken wahrnahmen, da sie doch die unseren waren — und bald darauf betraten wir den engen Raum der gut durchwärmten Feldwachhütte.

Wenn ich je in meinem Leben mich einem Menschen gegenüber zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet fühlte und fühlen werde, so werde ich immer zuerst an die rauhbärtigen, stämmigen Tiroler Bauernsöhne denken, die meinen Kameraden und mich in jener windumtosten Hütte mit einem raschgebrauten Trunk schwarzen Kaffees erquickten und mich dann mit einem kräftigen Händedruck verabschiedeten, dessen derbe, treue Herzlichkeit mir in den Fingern brannte und auch heute noch in meiner Erinnerung treulich weiterbrennt.

Die „Bayerländerspitze"

Eine Erstersteigung zunächst der Front. Es war nicht allzu selten, daß die „alpinen Herren" einzelner Abschnitte an der Südfront dienstfreie Tage zur Ausführung der einen oder anderen Bergfahrt verwenden konnten und zwar — wie in alter Zeit — losgelöst von militärischen Aufgaben, zum „Selbstzweck", wie der schöne alpine Fachausdruck lautet.

Auch mir war ein so herrlicher Tag zur Ausspannung und Gewinnung neuer Bergfreude vergönnt. Schon anläßlich einer dienstlichen Begehung eines wenig bekannten Gebietes der Adamellogruppe war mir ein schöner Felsgipfel mit langem, dreifach gezacktem Grat aufgefallen, der im Gefolge anderer, schon früher bestiegener, aber keineswegs bedeutender Gipfel zum Umrandungskamm eines hochgelegenen Hängegletschers gehört. Nähere Angaben über Zugang und Lage des Gipfels muß ich für eine spätere Gelegenheit aufsparen, wenn die Möglichkeit für die Abgabe eines genauen Besteigungsberichtes wieder bestehen wird. An dieser Stelle will ich nur in großen Umrissen von den unvergeßlichen Eindrücken jener ungebundenen Fahrt berichten.

In der einsamen Val P. . . . liegt inmitten weitgedehnter Weideflächen eine friedliche Malga, die, obwohl in nächster Nähe der Linie gelegen, auch im Kriege in Frieden gelassen wurde. Das Tal hatte eben keine „strategische Bedeutung" und dessen freuten sich sowohl Senner, wie Herden, die auch in den Kriegssommern dort unbehelligt weiterhausten, gleichviel, ob die ernsten Stimmen der Gewehre und Geschütze grollend herüberhallten. In dieser Almhütte hielt ich am frühen Morgen eines schönen Augusttages Frühstücksrast, ließ mir vom Senner Milch und Polenta vorsetzen und versuchte, mich mit ihm in meinen damals noch bescheidenen italienischen Sprachkenntnissen, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem recht mangelhaften Pennälerlatein hatten, zu verständigen. Die Folge war, daß der gute Alte zwar meine Fragen nach dem oder jenem Wege nicht verstand, aber statt dessen meine Rede für das eindringliche Begehren nach neuer Nahrungszufuhr hielt, was ihn veranlaßte immer höhere Polentaberge vor mir aufzutürmen.

Das trieb mich in Anbetracht des Umstandes, daß es Berge gibt, denen ich mehr zugetan bin, in Kürze zum Weitermarsch an, nicht ohne daß ich zuvor versucht hätte, durch einen überschwenglich verklärten Gesichtsausdruck meine Sättigung und Dankbarkeit zu bezeigen, da ich diese Gefühle nicht hinreichend mit Worten zum Ausdruck zu bringen vermochte.

Ein schmales, oft verwachsenes Steiglein führte mich in den schluchtartigen Hintergrund des Tales und nun hieß es, durch eine Wildnis von Gestrüpp und Latschen selbst einen Weg zu bahnen, immer mit Richtung auf den Fuß des begehrten Berges, der einige hundert Meter höher seine blinkenden Plattentafeln in der Sonne spiegelte. Links über eine Felswand rauschte ein Wasserfall; rechts davon zog ich mich mühselig

an Gras und Stauden über das steile Gehänge empor. Die wenigen Bäume, die hier noch standen, zeigten zum Ersatz für ihre Spärlichkeit ein umfangreiches Gewirr von hervortretenden, wild verschlungenen Wurzeln, mit denen es einen heißen Kampf auszufechten galt. Nach stundenlanger Arbeit kam ich aus der Vegetationszone, aber nicht etwa um auf bequemeres Gelände zu gelangen. Im Gegenteile — ein Labyrinth von gewaltigen, oft haushohen Blöcken nahm mich auf und verlangte neben einigen Kletterfähigkeiten auch einen gesunden Spürsinn. Scheinbar unendlich dehnte sich diese Stätte eines lustigen, furchtbaren Bergsturzes hinan. Aber mein alter alpiner Eifer hatte Blut geleckt und ich ließ mich nicht beirren. Pflichtschuldigst sprang ich von Block zu Block, oder kletterte diesseits eine Wand hinauf, und jenseits wieder hinab.

Man weiß wohl aus eigener Erfahrung — und man kann es in jedem alpinen Aufsatz lesen —, daß auch Kare und Trümmerfelder einmal zu Ende gehen, was eigentlich jedesmal wieder von neuem überrascht, spricht man doch in stets wiederkehrendem, verbissenem Pessimismus von der „Endlosigkeit" solcher beliebter Geländeformen. Also auch ich erreichte den Fuß meines Berges, und zwar in der untersten Scharte seines dreitürmigen Nordgrates, über den ich den Aufstieg nehmen wollte.

Wie in allen Scharten, die man in glühender Sonnenhitze erreicht, gab es hier zunächst einen guten Schluck aus der Feldflasche, dann erfreute ich mich an dem prächtigen Tiefblick auf das blaue Eis des kleinen Gletschers, der zu meinen Füßen traulich in der Sonne schillerte. Jenseits der Scharte eröffnete sich die Aussicht in ein tiefeingefurchtes Tal, wo die Herrschaft des Krieges keine unbekannte war, und darüber erhoben sich gewaltige Fels- und Gletscherstöcke, deren Gipfel mir alte Freunde waren. Denn dort hatte der Krieg seine liebsten Heimstätten aufgeschlagen. Ständig ratterten dort Stutzen und Maschinengewehre — ein alltägliches Spiel, dessen lautes Getriebe mir in nichts mehr den Zauber des umgebenden Bergfriedens störte. Hoch in den nebelfreien Lüften zog ein Flieger seine Kreise, zierlich seine Tragflächen in der Sonne spiegelnd wie ein weißer Schmetterling, der sich arglos seines leichtbeschwingten Lebens freut. Bald wurde seine Bahn von winzigen, weißen Wölkchen verfolgt, den zerplatzenden Schrappnells, und auch ihr Anblick verlor in der sonnendurchwobenen Helle der Luft seinen drohenden Ernst.

Über meiner Scharte türmte sich der zerklüftete Fels des Grates in vielfach durchbrochener Schichtung, seines Zeichens ein von Stürmen und Blitzschlag arg zerzauster Turmbau splitterigen Glimmerschiefers. Kleine Grasbüschel hatten hier allen Wettergewalten zum Trotz sich zähe zwischen Spalten und Ritzen verklammert und allenthalben lugten schimmernde Edelweiß-Sternchen aus ihnen hervor, in ihrer nie gestörten Einsamkeit wohl mutiger und stolzer gewachsen als auf andern Bergen.

Das war ein Anblick, der zum Weitergehen lockte, und mit verjüngter Kletterfreude klomm ich an den durchwärmten Schrofen empor, bald einem unfreundlichen, steingewordenen Wachtposten zur Rechten ausweichend, um ihm dann zum Lohn für sein mürrisches Wesen von rückwärts auf die scharfkantige Pickelhaube zu steigen.

Der erste der drei markanten Grattürme war damit überwunden und nun begann auf der ausgesetzten, luftigen Schneide eine herzerfreuende Höhenfahrt über lose und feste Blöcke und Türme. Immer tiefer sank zur Linken die glitzernde Gletschermulde und zur Rechten die waldesdunkle Talfurche vor dem freier sich weitenden Blick hinab. Klarer und blendender erhoben sich nah und fern die weiten, von edlen Spitzen gekrönten Flächen der Riesenfirne in der Adamello- und Ortlergruppe. Der gewaltige Mandrongletscher erinnerte an die kriegerischen Vorgänge, die sich vor nicht langer Zeit dort abgespielt hatten und die gewiß dereinst diesen umstrittenen Höhenregionen den geheimnisvollen Glanz geschichtlicher Denkwürdigkeit verleihen werden.

In wechselvollem Ringkampfe mit manchen hartnäckigen Hütern des einsamen, selbst vom Kriege vergessenen Grates gelangte ich nach vier Stunden in die Scharte vor dem

letzten, hohen, burgartigen Gipfelaufschwung. Allseits stürzt er in senkrechten, abweisenden Mauern ab, wodurch dem kletterfrohen Angreifer alle Freuden gewährleistet werden, die in Kaminen, Bändern, Überhängen und Rissen der Erfüllung harren.

Soll ich nun von der „schmalen Leiste" erzählen, mit deren Hilfe ich in die untere Wandhälfte einstieg und von der „Felskanzel", die, „über abgründige Tiefe hinausgebaut", mir zum willkommenen Rastplatz wurde? Diese immer wiederkehrenden Redewendungen, die den Reiz der landläufigen Kletterfahrt schildern sollen, mögen mir und dem Leser erspart bleiben. Für mich war jene „Ersteisteigung" mehr als eine solche. Sie war mir mit den Bergen und alter Bergbegeisterung ein Wiedersehen und Wiedererkennen. Unter dem Zwange der Pflichterfüllung war mein Blick für das eigentliche Wesen der Berge getrübt worden und ich dachte daran, wie es gleich mir vielen anderen gegangen war, die ehemals jede freie Zeit in den Bergen verbrachten und nun davon sprechen, wie sie es anstellen werden, um ihnen im Frieden möglichst ferne zu bleiben. In jener stillen Stunde, im schwierigsten Aufwärtsringen durch die drohend-ernsten Schieferwände, erkannte ich alles das wieder, was uns früher an die Bergwelt gefesselt hatte und von dem der echte Gläubige sich nimmer frei machen kann, so lange er lebt und hofft. Denn ein immerwährendes Hoffen verleiht unserem Leben seine notwendigste Kraft und dieses Hoffen und den Glauben an den richtigen Weg schöpfen wir aus den Bergen immer wieder von neuem; ob wir uns auch der Erfüllung nähern oder nicht, das gilt uns gleich, denn für uns ist Kämpfen und Streben seliger, als eine Erfüllung, über die wir nicht mehr hinauskönnten.

In später, feierlicher Nachmittagsstunde erreichte ich den weittragenden Scheitel meines Gipfels. Gerade klangen die dumpfen Donnerschläge des um diese Zeit gewohnten Geschützfeuers aus dem Kampfgebiet herüber, als ich einen dauerhaften Steinmann baute. Nicht weit, ein Nachbargipfel, grüßte der steile, breite Firndom der Presanella, um mich zu erinnern, daß ich vor wenigen Tagen dort oben den Entschluß zur heutigen Ersteigung gefaßt hatte.

In einer leeren Sardinenbüchse verwahrte ich unter dem Steinmann eine Feldpostkarte, auf die ich folgende Worte schrieb: „Am 29. August 1916 bestieg ich als erster diesen schönen Gipfel und benenne ihn in heimatlichem Gedenken und zu Ehren der Sektion „Bayerland" des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins „Bayerländerspitze". Das Donnern der Geschütze und Maschinengewehre am nahen T. . . Passe gibt den feierlichen Salut zu dieser Taufe."

Bis zur Neige des Tages verharrte ich auf der aussichtsreichen Hochwarte. Beim Abstieg fand ich von der Scharte unter dem Gipfelturme einen näheren Weg ins Tal und zwar unmittelbar zu dem erwähnten, kleinen Hängegletscher.

Spät wanderte ich über die duftenden, nächtigen Weiden des P.-Tales hinaus zu meinem Standort. Der vergangene Tag hatte mich wieder ganz zum Bergsteiger gemacht und seither bin ich, trotz mancher gegenteiligen Meinung, der Ansicht, daß sich der Alpinismus auch nach diesem furchtbarsten Kriege nicht überlebt haben wird. Vielleicht wird sich die Zahl seiner Jünger vermindern — doch das kann uns nicht anfechten, denn es sind nur faule Früchte, die abfallen.

Wohl ist verständlich, daß mancher Wackere, der unter den schweren Verhältnissen und Eindrücken des Krieges durch viele Monate auf einer abgelegenen Gipfelstellung aushalten mußte, beim Geläute der Friedensglocken gerne wieder ins Tal steigen wird. Nicht lange aber und es werden auch in seinem Gedenken wieder die Bilder von jenen langentschwundenen Feiertagen aufsteigen, da er mit den Bergen sein Bündnis schloß. Sie haben es ihm treulich gelohnt, denn sie gaben seinem Leben tieferen Gehalt und jene Richtung, die ihn in den Tagen vaterländischer und alpenländischer Not zum Schützer seiner Hochburgen und Zwingherrn welscher Niedertracht bestellte.

Aquarell von Gustav Jahn

Bruckmann aut. et impr.

Unterstand mit Blick auf Pelmo und Punta Serauta (Marmolatagruppe)

Bergtage im Felde
Tagebuchblätter von Dr. Gustav Renker

Der erste Dienstgang

Eng und steil zieht die Schlucht zur Scharte empor und ein kleines Steiglein durch den Schnee bildet die Treppe, auf der wir Menschen tagaus, tagein hinaufsteigen, hinauf zur lichtumflossenen Scharte und drüben durchs Kar zur zweiten Stellung. Winter ist es, Mitte Februar, und die Wände sind mit Schneebalkonen und langen, blauen Eiszapfen geziert. Noch nie war ich im Winter hier oben in diesen Bergen, denen die Sommertage meiner Jugend gehörten; erst der Krieg mußte kommen, der mich aus den winterlichen Bummeleien mit Schiern in den Kärntner Nocken hierher lockte in das firnumflossene Zauberreich der Julischen Alpen. Noch vermag ich das alles nicht zu fassen, da ich jetzt langsam die Eisstufen empor zur Scharte steige. Wie rasch das alles gekommen ist! Noch vor 8 Tagen ehrsamer Schriftleiter in Steiermarks friedvoller Hauptstadt und nun mitten in den Winterbergen, mitten in dem Grauen, den aufpeitschenden Geschehnissen dieses Weltkrieges. Unvermutet war es und kaum gehofft. Mich, den Schweizer, der in Kärnten seine zweite Heimat gefunden hatte, nahmen sie auf freiwillige Meldung hin als „alpinen Referenten" an, flugs hatte der Redakteur lange Hosen und hohen Kragen in die Ecke geworfen und stieg nun im altvertrauten Bergsteigergewand zur Korscharte empor. Den Zivilisten im gelben, verwetzten Kletterkleid sahen sie gar neugierig an, die braunen Kerle in grauem Kittel, die jetzt aus der Felswand unter der Scharte herauslugten. Wahrhaftig, aus der Felswand! Denn dort hatten sie sich eingebohrt und eingesprengt, hatten Höhlen und Gänge geschaffen. Dort hockten sie im Halbdunkel auf Pritschen, rauchten und qualmten oder spielten auf einer Kiste, auf der „Achtung! Sprengstoff!" stand, Karten, daß es nur so klatschte. Der Leutnant hauste daneben in einem kleinen Verschlag, lächerlich klein für die Bedürfnisse eines modernen Kulturmenschen. Scheint sich aber doch recht wohl drin zu fühlen, der junge Techniker, der zur Wintersöde in diese Schartenkaverne verbannt wurde. Zumindest hat er sich die Bude recht gemütlich ausgestattet, Bilder und allerlei herzigen Krimskrams darin, an der Wand ein Regal, auf dem Bücher — schwere technische und chemische Werke — stehen. Tisch hat die Bude keinen, wäre auch kein Platz darin, wo sich der Erscheinungen Flucht im engen Raume stößt und drängt. So sitzen wir denn auf der Pritsche und der Leutnant klärt mich darüber auf, was ich eigentlich hier zu tun hätte. Oben in der Scharte, 2300 *m* über dem Meere, steht ein Geschütz, eine Gebirgskanone. Die zogen sie einstmals herauf, als noch der Herbst über den Tälern glühte und die Kare in bleichem Schuttgeröll erglänzten. Da hub dann ein fröhliches Schießen an. Pfeifend surrten die Projektile des Flachbahngeschützes über das Kar und hieben drüben am welschen Hang in die Felswand ein. Stoben da die Katzelmacher nicht heraus! Aber schlau sind sie auch, legten einfach hinter dem Grat Stellungen an und nun konnte das Korschartengeschütz in die Wände preschen, soviel es wollte. Aus dem Raccolanatal aber rollten schwere Kaliber durch die Luft, Dreißiger, Achtundzwanziger und Fünfzehner heulten herüber und zerbarsten im Gefels. Systematisch suchten die Italiener das Terrain nach der unangenehmen Kanone ab. Wieviel tausende schöner Lire ruhen nun wohl zersplittert im Kar unten! Unser Geschütz aber steht noch breit und protzig mitten in der Scharte und der junge Leutnant knallt

mit einer Frechheit herum, wie sie eben nur ein österreichischer Artillerieoffizier haben kann. Daß ihn mal eines der „Rollwagelen" treffen könnte, daran dachte er nicht. Aber — und das ist bezeichnend — um sein Geschütz bangte er. „Wenn mir die Halunken mein Kanonderl z'sammschießen!" Und da reifte in ihm der Plan, das Geschütz an eine fast unangreifbare Stellung zu bringen; und nun sprengen und hämmern sie oben auf dem Grate eine künstliche Scharte, ein kleines Plateau aus. In dolomitähnliche Zacken eingebettet, unsichtbar dem Feinde, soll das Geschütz da oben stehen. Wenige Wochen nach meinem Besuch haben sie dann Rohr und Lafette an Stricken über die Schrofen auf den Grat gezogen. Meine Aufgabe aber soll sein, irgendwo ein gedecktes Plätzchen zu suchen, das des Beobachters Asyl sein soll. Nie darf der Beobachter knapp beim Geschütz sein, nur das Telephon bildet die Vermittlung.

Nach dem Plauderstündchen bei dem Leutnant steige ich nun in Begleitung eines Kadettaspiranten und eines Korporals zur Scharte empor. Richtig, da steht die Kanone, sorglich mit Segelleinwand überdeckt und reckt ihren Hals neugierig über die Schneewehr ins welsche Land hinüber. Mit einem guten Fernglas müßten die Italiener doch das Rohr sehen, müßten sehen und zielen können — getroffen haben sie es nicht. Man soll den Feind nicht schmälern und Gerechtigkeit ist des Deutschen edelste Zier. Die italienische Artillerie schießt gut, aber eine Scharte ist schwer, sehr schwer zu treffen. Ein paar Meter zu hoch oder zu tief und die Granate saust diesseits oder jenseits der Scharte in die Tiefe, um wirkungslos zu verpuffen. Vom Geschütz führt ein steiler, mit einem Hanfseil versicherter Klettersteig in die Höhe, auf den Grat, wo lustiges Gepoche herabschallt. Dort bohren sie die Sprenglöcher, deren Dynamitfüllung die Felsen zerreißen und das Plateau für das Geschütz herstellen soll. Der Weg da hinauf ist schon nicht angenehm, denn vereiste Stufen leiten empor und Steinsplitter von den Sprengungen täuschen Tritte und Griffe vor, wo keine sind. Am Grat arbeiten 5 Mann, ruhig und sicher, als ob sie im tiefsten Frieden einen Alpenvereinsweg ausbauten, als ob nicht jede Minute ein „Rollwagele" über die Berge gefegelt kommen könnte, das, wenn es der Zufall will, gerade dort einschlägt.

Wir drei Kundschafter binden uns nun das Seil um und ich nehme den ersten Gratabsatz in Angriff. Blau und glashart steigt er vor mir als Firnwand empor, ein paar notdürftige Hiebe mit dem Pickel und ich klimme in fingerbreiten Stufen auf den Grat. Eine Rinne ist es, in der man sich hüben und drüben anstemmen muß und die unten zur Hälfte auf das neue Plateau, zur Hälfte in die Wand endet. Wer da rutscht, hat die Wahl, sicher auf dem Plateau zu landen, oder in die Tiefe der Karniza zu sausen, zum großen Gaudium der Italiener, die von drüben unserem Beginnen zusehen und sich den Kopf zerbrechen, weshalb die „Austriaci" da winterliche Gratwanderungen unternehmen. Doch das lange Nachdenken scheint denen da drüben ebensowenig wie unseren Kriegsleuten angeboren zu sein — im Felde gilt das Handeln. Und bald scheinen sie an ihren Gewehren zu „handeln", denn vom Cregnedulhang erschallt ein heiseres Kläffen und am Grat klirrt etwas auf wie zerbrochenes Glas. Bald darauf surrt eine Mücke an uns vorbei, pfeift zwischen uns durch und zerspellt mit schrillem Aufschrei im Gestein. Und der Kadettaspirant, der seit Monaten an der Front ist, klärt mich Neuling darüber auf, daß das eine Gewehrkugel war. So singt also so ein Ding! Ich allein hätte es nicht gewußt, denn der terror Mars ist dem friedsamen Schweizer Redakteur bisher ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Und der Kadettaspirant erzählt mir weiter, was da zu tun sei. „Man geht ruhig weiter, denn sie treffen ohnedies nichts. Eigentlich schießen sie nur per Hetz, denn auf diese Entfernung — wir sind etwa 1500 *m* vom Cregnedulhang entfernt — können sie nicht gut zielen." Ich gewöhne mich denn bald an die „Hetz" und klettere ruhig weiter. Der Grat, der nach dem ersten Absatz breiter und gangbarer wird, verengt sich nun wieder, wird dach-

firstähnlich und schmal. Rechts schießen in spiegelglatten Eisplatten die Hänge ab, links stürzt die Wand senkrecht ins Weißenbachkar zur Tiefe. Wenn jetzt die „Rollwagelen" kommen, können wir uns nirgends decken. Der Gedanke hat für mich etwas ungemein Gruseliges — ich bin eben noch ein „Greenhorn" im Felde. Der Kadettaspirant meint aber, wenn jetzt die feindliche Artillerie schießen würde, so wäre das ein „Mordsspaß", weil man dann so schön die Einschläge beobachten könnte. Wie sich die Zeiten geändert haben — späterhin fand ich die Würze dieses „Mordsspaßes" bald selbst heraus, und wurde etwa die Korscharte beschossen, so liefen wir wie zu einem Theaterstück rasch ins Kar hinauf und sahen, oft nur sehr mangelhaft gedeckt, zu, wenn die Granaten im Fels zerbarsten. Gewöhnung ist eben alles und im Felde ist Gewöhnung das Alpha und Omega des Gefühlslebens. Ohne Gewöhnung wären wir ja in diesem maßlosen Grauen schon alle verrückt.

Der Grat war schön, purpurblau die Tiefen, in denen schon die Dämmerung lag, stahlblau der Himmel über uns und rein, wie aus Zucker geformt die weißen Berge um uns. Drüben über den Gletscher des Monte Canin zogen etwa 10 Italiener nach hartem Tagesdienst der behaglichen Kaverne in den Wänden des Sasso bianco (Belapetsch) zu. Die hatten sich wohl auch tagsüber in den ersten Stellungen abgefroren und freuten sich nun auf die Minestra und Polenta. Von ferne her, ganz rückwärts aus den walddunklen Tälern des Kärntner Hinterlandes, klang wie fernes Sphärenklingen ein Abendgeläut — so friedsam, als stünde das Kirchlein, dessen Glocken dort schwangen, gar nicht wenige Kilometer hinter der Front. Eine verträumte Abendstille lag über den Bergen und die Katzelmacher drüben in den Wänden hatten ihre Scheibenschießkünste auf uns drei Gratsilhouetten schon wieder eingestellt. Wir aber wandelten noch immer über den First der Berge hin, die Steigeisen knirschten im spröden Eis und das sichere Plätzchen für den Beobachter hatten wir noch nicht gefunden. Nun brach der Grat jäh und unvermittelt zur Tiefe und eine senkrechte Wand sperrte unser Weiterkommen. Eben überlegte ich, ob wir uns da abseilen oder frei klettern sollten, da fiel mein Blick von ungefähr auf ein Blockgewirr am Südhange. Heureka! Das ist ein Plätzchen! Eine Art Nische, behaglich und wohlig überdacht, freie Sicht, ohne selbst gesehen zu werden. Hier mag man dem Beobachter ein Zelt und einen Schwarmofen aufstellen und hier mag er den weiten Gipfelkranz vom Rombon bis zum Monte Canin und den Cregnedulhängen überblicken und das Feuer des Geschützes in der Korscharte lenken. Froh sind wir, daß wir etwas Passendes gefunden haben und eine Rastzigarette vereint uns zusammengekauert in der Felsnische. Aber bald pruften wir in die Hände und raffen das erstarrte und vereiste Seil wieder ein. Die Nacht kommt und kalt, bitterkalt wird es auf den großen Höhen.

Über den Grat hasten und klettern wir in unseren Stufen zurück und stehen bald, rascher als wir es gedacht hatten, vor dem letzten Gratabbruch. Das Seil hat sich etwas gelockert, und um es fester zu knüpfen, nehme ich das halberstarrte Geflecht meinen Vordermännern ab und schlinge den Knoten neu. Derweilen geht mein Korporal an den Abbruch und äugt hinunter. Auf einmal meint er: „Das ist eigentlich eine lustige Rutschbahn", setzt sich an den Rand und sauft mit erschreckender Geschwindigkeit die vereiste Rinne hinab. Unten, wo sie sich gabelt, der rechte Ast aufs Plateau, der linke in die Wand, gibt er dem Körper einen gewaltigen Ruck und landet schneeüberstäubt auf der Plattform. Und ehe ich mich's versehe, rutscht ihm der Kadettaspirant ebenso nach. Ich aber, der „Bergsteiger von Beruf" und jahrelanger Erfahrung, klettere höchst bedächtig, die Eisen in den blauen Firn bohrend, nach. So werfen sie unsere alten, von den Klassikern Zsygmondy und Purtscheller entworfenen Gesetze über den Haufen, unsere schneidigen, jungen Bergkrieger, denen hier Gefahr tägliches Brot ist. Wo unsereiner pickelschlagend und vorsichtig geht, setzen sie sich auf der Natur diskretesten Körperteil und rutschen; wo wir Griffe suchen, fassen sie

Unebenheiten, wo wir lawinenängstlich über den Firn huschen, stapfen sie singend und lachend dahin — alle Gesetze hat diese veränderte Bergsteigerkunst zerschlagen, und ein neues, unglaublich keckes Geschlecht ist in den Soldaten entstanden, die da oben hausen und denen die Berge das geworden sind, was uns die Straßen bedeuten — tägliche Pfade. Sie kennen nicht mehr den Anreiz der Gefahr, das vorsichtige Erwägen von Ja oder Nein — ihr ganzes Schaffen ist ein helles Bejahen, der Tod hat, je mehr er sie umgibt, desto mehr den Schrecken für sie verloren. Aber die über Gefahren grübelnde, Gefahren erst geistig, dann körperlich bezwingende Überlegung, die uns auf schweren Turen geleitete, ist geschwunden. Ich möchte die Ausübung der Alpinistik, die der Krieg gebracht hat, eine gedankenlose, mechanische nennen. Das Bewußtsein der Gefahr, das als mächtiges Stimulans auf unser Tun wirkte, das uns für das Talleben neue, tiefe Werte gab, ist geschwunden, ist abgestumpft und abgetötet worden. Tapferkeit? Ist es nicht viel mehr als Gewöhnung? Wird das Spielen mit der Gefahr nicht viel mehr das Selbstverständliche, der Beruf? Ich habe einen einzigen Menschen kennen gelernt, den ich an der Front feige gesehen habe. Dieser Mensch war ein Wiener Bankbeamter und seine Feigheit war pathologisch. Es war keine Feigheit, die vor einzelnem Drohen schreckt und sonst den Schein zu wahren weiß, jener Begriff der Feigheit, dem wir so oft im gewöhnlichen Leben begegnen und der sich dadurch zu retten sucht, daß er sich die Gloriole des Heroismus aufsetzt — etwa die Feigheit Nietzsches, der sich vor den Menschen fürchtete und deshalb den Helm des Übermenschen aufsetzte. Der Kadett, den ich kennen lernte und der sich etwa nicht über eine Schuttmoräne zu gehen getraute, weil er fürchtete, daß Steine herabrollen könnten, war vollkommene Verneinung der Natur. Feigheit ist immer ein Kampf der Überkultiviertheit gegen das Bestehende. Die Treibhauspflanze verneint des Himmels natürliches Thermometer und jener Mensch war überhitzte Temperaturen künstlichen Großstadtlebens gewöhnt. Sein ganzes Denken und Wesen lehnte den Krieg, die Berge als Kampf der Materie ab; sie waren von seinem Standpunkt aus unmoralisch, zwecklos. Eine Weltanschauung diametral der unserer Alpensöhne entgegengesetzt, zitterte da vor der Andersheit seiner Umgebung. So wenig wir in die dünne Atmosphäre des Mondes passen, so wenig konnte er sich in diese unsere Welt finden, wie wir umgekehrt wohl in seinen Salons und Klubs eine sehr lächerliche Rolle gespielt hätten. Bergvolk und Bergsteiger aber wirken in Positivem, in Natürlichem und sind es nicht anders gewöhnt. Es ist für sie nicht einmal eine Kunst, tapfer zu sein. Tapfer — das heißt ihre Welt voll und klarsehend erfassen. Der eine mehr, der andere weniger, der eine schwächer, der andere stärker. Tapferkeit als Vollbegriff, als philosophische Idee gibt es nicht und kann es beim Menschen nicht geben — soweit sie erreichbar ist, soweit das animalische und moralische Einswerden mit den Naturgesetzen den Sterblichen vergönnt ist, soweit wird es von den Menschen an der Alpenfront erreicht. Je primitiver, je ursprünglicher sie werden, desto mehr schwindet die Schranke, die Mensch und Naturgewalt trennt. Geht er dann zugrunde, der Troglodyt der einsamen Felskavernen, stürzt er im Bogen über die Wand, scharrt ihn eine Lawine ein oder reißt ihm ein Granatsplitter den Leib auf, so ist es, als stürze ein hangender Block aus des Grates Zackenkrone zur Tiefe. Ein Stück der Natur selbst. Wir, die wir oben saßen, verbanden uns, bewußt oder unbewußt, immer mehr der umgebenden Welt, unserer Welt, und wie die Wasser unablässig am Kalkstein nagen, wie der Fels allmählich zerfällt, so selbstverständlich sahen auch wir da oder dort dem Ende entgegen. Das ist der Mut des Bergkrieges!

Der Festungsberg

Durch die Mosesscharte rast der Schneesturm und peitscht weiße Wolken vor sich her. Mitten in der Scharte steht eine seltsame Felsfigur. Sieht man sie von unten, wo ehemals die Findeneggbütte

stand, an, dann gemahnt sie an das Meisterwerk Michelangelos, den Moses, der zu Florenz steht. Hier oben, 10 Schritte von der Gestalt entfernt, wo wir in den eisverkleideten Fels unsere Kaverne gebohrt haben, ragt über unseren Köpfen nur der Felsturm ohne mythologische Gestaltung auf und seine Flanken zittern in dem wütenden Orkan, seine Gipfelplatte aber hat eine weite, weiße Haube angesetzt. An ihren Fuß schmiegt sich die kleine Wachthütte an, deren Fensterlein in die Schneeschlucht zur Spranja hinabsieht. Aus dem Fenster aber lugt ein Maschinengewehr.

Es geht gegen Abend. Um die Berge schleiern die Nebelfetzen und durch die Scharte heult der Nordsturm. Da trete ich mit meinem Diener aus der Kaverne ins Freie hinaus. Wohlverpackt sind wir beide, mit Schneehauben um die Ohren, warmen Mänteln, über denen die Schneemäntel wie weiße Fahnen flattern, und dicken Fäustlingen an den Händen. Trotzdem klammen sich die Finger, werden kalt und fühllos, da wir jetzt hinter der Wachthütte die Leiter emporsteigen und den firnüberzuckerten Draht mit den Händen fassen. In einer etwa 30 *m* hohen Wand stürzt hier die Kastreinspitze zur Scharte ab — über diese Wand aber hat das Militär die erwähnte Leiter gelegt und auf dem Gipfel ein kleines Hüttlein aus Holz und Teerpapreve erbaut.

Der Sturm singt in den Drähten, die den Weg säumen. Uns beide packt er oben und reißt uns schier vom Grat hinab, über den wir jetzt zum Wachthause schreiten. Dort empfängt uns der diensthabende Zugführer und meldet stramm. Das Hemd ist ihm an der Brust offen und der Schnee wirbelt auf die nackte, braune Haut — so rennt er tags und nächtens hinaus, begleitet die Ablösungen und weiß kaum mehr, daß er die Brust offen trägt im Winter, 2500 *m* über dem Meere, bei etwa 24° unter Null. So sind sie alle hier oben — Anpassung, du wundervoller sechster Sinn des Menschen! Aus der Urzeit hast du unser Geschlecht zu der Höhe unserer Tage geführt, bis der hochentwickelte homo sapiens die Waffe umkehrte und nicht sich der Natur, sondern die Natur seinem Wesen anpaßte. Erst der Krieg, die starren, unbezwinglichen Gesetze der Berge, haben wieder machtvoll diesen Sinn erweckt und so haben wir uns eingelebt in die uns fremde Welt der Höhen. Denn was waren die behaglichen Hochturen weniger Tage ferner Friedensjahre gegen dieses fortwährende Leben in den Höhen! Wir mußten umlernen, mußten wieder den feinen, instinktiven Sinn des Tieres bekommen, um uns hier dauernd behaupten zu können. Die Anpassung hat es uns gelehrt.

Mein Weg auf die Kastreinspitze ist ein dienstlicher Gang. Kahl und schutzlos ist der Berg, seit ihn der Fähnrich Oberweger in einer Wetternacht des Oktobers mit einer Handvoll Leute den Italienern abtrotzte. Nur die kleine Hütte steht oben und westlich, in einer Scharte, kauert hinter Sandsäcken ein Posten. Der Weg zu ihm ist „eingesehen" und die Italiener schießen mit haarscharf eingespannten Gewehren herüber. Nun bauen wir einen Weg durch die Nordwand des Berges, wo wir außer Sicht gehen können. Verwegen ist das und toll, denn noch kein Kletterer hat diese Wand durchstiegen und keiner könnte sie durchsteigen, zumindest nicht horizontal queren. Und horizontal muß der neue Weg gehen, der von der Wachthütte die Scharte erreichen soll. Der Krieg aber ist ein unerbittlicher Forderer. Es muß gehen — und es geht. Seit Wochen sprengen sie durch die Wände künstliche Bänder und Gesimse ein, führen eine Trasse durch senkrechten, oft überhangenden Fels. Nun ist der Wegbau an einen Punkt gekommen, wo sich für die Fortführung mehrere Möglichkeiten ergeben, und da muß der alpine Referent die Fortsetzung bestimmen.

So schreite ich denn mit Gräfling, dem getreuen Diener, aus der behaglich warmen Wachtstube wieder in den Sturm hinaus. Ein steiles, mit unsicherem Schnee bedecktes Geröllfeld queren wir und stehen nach etwa 10 Minuten am Beginne des künstlichen Bandes. Etwa einen halben Meter breit schlingt es sich auf- und absteigend durch die Wände. Noch ist das Drahtseil nicht gelegt, das den fertigen Weg

sichern soll, und wir haben rechte Mühe, uns in dem erstarrenden Schneesturm zu halten. An die Wand gepreßt, tasten wir vorsichtig vor. Über uns wölbt sich gelb und brüchig das überhangende Gestein, unter uns geht es unvermittelt in die Tiefe der Spranja — ein Gang, so luftig und ausgesetzt, wie wenige in unseren Bergen. An einer Felsecke kommt uns ein firnberieselter weißer Mann entgegen, gleich darauf ein zweiter. Die Lunte der Sprengladung ist angezündet — wir mögen uns hinter den Felsen ducken. So kauern wir, frostdurchschüttelt, einige Sekunden. Nun erschüttert ein dumpfes, rollendes Beben den Berg, ein Krach zerreißt das Heulen des Sturmes und vor uns sprüht eine Rauchsäule auf. Steine und Blöcke wirbeln durch die Luft und versinken lautlos in den Nebel, der weiß aus den Tiefen des Kares aufquillt. Der Jahrmillionen alte Leib des Berges aber zuckt noch einige Sekunden, bis sich das Grollen und Dröhnen in seinem Innern zu leisem Gemurmel verliert. Da eilen wir um die Ecke — die letzte Felsnase ist fortgesprengt, und über das trümmerbesäte Band ist der Weg frei in das unbekannte Land jenseits der Kante. Vorsichtig tasten wir über die Geröllflecken hin und stehen am Beginn eines natürlichen Felsbandes, das sich abwärts senkt. Nun nehmen wir das Seil und ich trete, von Gräfling gesichert, vorsichtig das hochüberschneite Band hinab. Ehe noch das Seil abgelaufen ist, sehe ich, daß es hier keinen Weiterweg gibt. Das Band verläuft neuerdings in einer Wand und liegt schon zu tief unter der Scharte, die ich erreichen will. Also oben! Unmittelbar hinter der gesprengten Stelle zieht eine seichte, eis- und schneeerfüllte Verschneidung zu einem zweiten Band empor. Ein mühsam Stücklein ist diese Verschneidung, denn Tritte und Griffe muß ich sorgsam auskratzen und unsicher, sehr unsicher ist jedes so gewonnene Plätzchen. Das Band oberhalb der Verschneidung ist schön, überhaupt legt sich das Gelände allmählich stark zurück und ich sehe, daß es möglich sein wird, ohne starken Aufwand von Sprengmaterial die lockend nahe Scharte zu erreichen, so zu erreichen, daß auch der Mann in voller Rüstung zu ihr wandern kann. Gräfling, ich und der eine der Mineure, ein schlichter, bescheidener Mensch, der hier im Sturm, auf schmalem Gesimse hockend, tagaus, tagein schuftet, dessen Brust kein Ehrenzeichen ziert, wir drei sind bei einiger Vorsicht, die die hohe Schneelage erheischt, bald in der Scharte und lugen jenseits hinab. Über dem italienischen Grat brauen die Nebel, also können wir uns frei bewegen und ausspähen. Freilich, hier muß ein Posten stehen! In sanftem Gefälle senken sich die Hänge der Kastreinspitze südseitig zur Bärenlahn hinab. Wie wohl kenne ich diese Hänge, welch liebe, ferne Erinnerungen rufen sie mir wach. In friedlichen Bergsteigerzeiten, wenn ich nach manchen Klettertagen auf der Findenegghütte Rasttag hielt, stieg ich vormittags auf die Wiesenmatten an den Kastreinsüdhängen, sonnte mich, lugte hinüber zu dem weißen Gletscherteppich des Monte Canin oder holte ein Büschlein der silbrigen Edelblüten der Berge aus den Schrofen. Und unweit dieser Hänge liegt der Gipfel, den meine alpinen Bekannten scherzhaft mein „Privilegium" nannten, der klobige Villacherturm, dessen Gipfel ich als erster betreten und durch dessen Nordostschlucht ich gleichfalls den Weg zur Höhe gefunden hatte. Wie oft bin ich auf den weißen Gipfelplatten des schönen Turmes gelegen, so oft, daß ich es schließlich unterließ, stets meine Karte in die Gipfelbüchse zu legen, die mit einer Ausnahme nur meinen Namen nannte. Da habe ich mich im erquickenden Sonnenbad umgesehen und von der Felsöde der Montasiowände tauchte der Blick stets wieder in das tiefe Grün der einen Steinwurf weit entfernten Kastreinhänge unter. Und nun ist dieses mein ureigenstes Berggebiet mir verschlossen. Gehe ich darüber, so knallen mich die Italiener, die an den Hängen der Scala auf der Lauer liegen, nieder wie eine wechselnde Gams. Da ich hinter den Blöcken des Grates hinabluge auf meine schönen Sonnenbadwiesen, da ist mir, als hätte mir der Krieg den Pfad zu einem Jugendland versperrt.

Die Nacht ist hereingebrochen und zwischen den jagenden Wolken blitzt zeitweilig

der Mond hervor. Da beschließen wir, über den am Südhange horizontal verlaufenden Weg zur Wachthütte zurückzukehren. Als die Italiener noch die Kastreinspitze besetzt hielten, haben sie diesen Weg gebaut, der, an ihrem Hange laufend, von uns natürlich nur im Dämmerlichte oder Nebel begangen werden darf. Denn zu schön sehen sie herüber und zu nahe sind ihre Gewehre auf diese Route eingestellt.

Etwas unterhalb der Scharte liegt, noch tief im Schnee vergraben, ein italienisches Lager, das sie bei ihrer Flucht im Stiche ließen. Da steigen dann nächtens unsere Leute hinab und mausen allerlei schöne Dinge: Feldflaschen, Patronen, Mäntel, Mützen. Ich selbst habe von dort einen prächtigen Mantel ergattert, der, zu einer derben Kletterhose umgenäht, hoffentlich frohe Friedensbergtage mit mir erleben wird. Ergötzlich war auch die Geschichte der dort aufgefundenen Weinflasche. Mißtrauisch betrachteten unsere Kaiserschützen das rubinrote edle Naß, das sie von welscher Tücke vergiftet hielten. Als sie nun zögerten, den ersten Schluck aus der vielversprechenden Bottiglia zu tun, da erkiesten sie durch das Los ein Opferlamm, das einige Schlucke probieren sollte. Würde das Opferlamm „grean und blau", dann war der Wein vergiftet, wenn nicht, dann sollte er der wackeren Runde zugute kommen. Der Gewählte trank und nun saßen die Leute im Kreise um ihn herum und warteten, ob er „grean oder blau" wurde. Wurde es aber nicht, sondern lebt heute noch seelenvergnügt und der vino nero hat damals unseren Edelweißern recht wohl geschmeckt.

Die wirbelnden Wolkenzüge begünstigten unseren Gang über den italienischen Weg. Nur einmal trat der Mond hervor und warf unsere Schatten scharf auf den Firn. Da schrien denn auch einige Kugeln neben uns im Felsen auf und durch das Windheulen klangen vom Cregnedul herüber die harten, trockenen Schläge der Infanteriewaffe. Doch bald hetzte neues Gewölk über das gutmütig dumme Gesicht Frau Lunas und auf dem leichten, nirgends ausgesetzt sich hinschlängelnden Weg erreichten wir bald die Wachthütte. Bitterlich war noch der Abstieg über den versicherten Steig, an dessen Drahtseilen ganze Tücher von Schneewehen hingen. Um 10 Uhr nachts erwärmte ich den ausgefrorenen Leib mit heißem Tee in der behaglichen Kaverne der Mosesscharte.

Monate sind vergangen und der Sommer singt seine Lichtsinfonien über die Julischen Alpen, da ich nach diesem Winterbesuche wieder die Kastreinspitze betrete. Wieder ist es abends, als ich mit meinem lieben Kameraden Fähnrich Klug über die knarrende Holzleiter die erste Wand erklettere. Beim Angreifen des sichernden Drahtseiles durchzuckt uns ein rascher heißer Schlag — über dem Montasio hangen pechschwarze Wolken, aus denen zeitweise ein hellzuckender Feuerstrahl bricht, und die Luft ist mit Elektrizität erfüllt. Im Winter die Lawinen — jetzt der Blitz. Das sind die beiden größten Gefahren des Hochgebirgskrieges. Diesmal mußten wir nicht bei Nacht und Sturm wieder hinab zur Mosesscharte, denn nun steht, tiefverankert in senkrechter Felswand, auf der Kastreinspitze eine Hütte und deren behagliches Offizierszimmer nimmt uns auf. Da wir nun hier bei Lampenlicht sitzen und über Wagners „Parsifal" disputieren, — Klug und ich bewegen uns meist auf metaphysischen Gebieten, — da prasselt draußen ein Hochgebirgsgewitter nieder und die Blitze fahren wie von Götterhand gezeichnete Flammenlinien an den Wänden hin. Dafür strahlt am nächsten Morgen der Himmel in südlichem Blau und die Felsbastionen des nahen Wischberges funkeln wie goldene Tempelsäulen. Da gehe ich wieder mit dem braven Diener Gräfling auf den Wegen, die wir vor 6 Monaten im Wintergrauen dahinschritten. Wie hat sich das alles gewandelt in der Zeit, da ich in dieser oder jener Stellung ferne von hier meines Amtes waltete! Der Felsensteig, den damals die beiden heldenhaften Mineure durch die Wände brachen, ist nun wohlgesichert. Drahtseile säumen seinen Rand und es läßt sich, wenn auch immer noch sehr luftig, doch bei der hier ganz unumgänglich nötigen Schwindelfreiheit bequem und sicher über Ab-

gründen hinschreiten. So gelangen wir zur Scharte, von der wir damals auf die Kastreinhänge herablugten. Diese Scharte ist der einzige Wegteil des Berges, der noch Achtsamkeit erfordert. Denn frei und groß zeigt sich da die Silhouette des Gehenden dem Italiener. Und da wir in Abständen getrennt über den Platz laufen, knallt es auch schon drüben und hart neben mir klatscht das Eisen in den Fels. Auch Gräfling bekommt beim Passieren dieser Stelle einen Gruß der bella Italia, der ihm ebensowenig schadet wie mir. Unterhalb der Scharte aber hacken bereits drei Pioniere an den Felsen herum und lange wird es nicht dauern, so ist auch diese Möglichkeit, uns zu schaden, dem Feinde genommen. Auf nordseitig gesicherten Wegen schreiten wir nun dem letzten der drei Kastreingipfel zu, in dessen Felsenfalten eingebettet eine neue Wachthütte steht. Auf dem Gipfel selbst aber, durch einen riesigen Kalkblock geschützt, grüßen mich eine Bank und ein Tisch, neben ihnen eine Tafel mit der stolzen Aufschrift „Kaffeehaus Mädihöhe". Kellner ist leider keiner da, der in diesem höchstgelegenen „Kaffeehaus" Europas serviert und die Auswahl an Speisen und Getränken ist auch nicht groß — Gräfling entnimmt dem Rucksack nur eine Flasche schwarzen Kaffees, eine Büchse Sardinen und eine Tafel Schokolade. Vereint mit dem trefflichen „K-Brot" gibt das eine köstliche Vespermahlzeit — der freie Blick in die Lande ist dabei gratis zu genießen. Wohl deckt des Wischbergs Riesengestalt die Sicht gegen die Hafnergruppe und gegen die Gmündner Nocke. Aber als feine Silbernadel ragt über den nebeligen Furchen des Drautales der Großglockner auf und östlich wölbt sich in grüner, behaglicher Kuppe die Gerlitze, der Berg, an dessen Fuß am Ufer des stillgrünen Ossiachersees mein Elternhaus „Waldfriede" liegt. Da habe ich hinübergegrüßt und ein inniges Gedenken flog hin zu dem schlichten, braunen Holzhause, in dem zwei alte, einsame Leute wohl ihres Sohnes im Kriege denken mochten. Im Süden breitete sich das firngesponnene Linnen der Gletscher, über denen als goldene Krone im Morgenschein der Gipfelzug der Caningruppe lag. Und hinter ihm, fern verschwommen in rätselhaft blauer Unendlichkeit — was mag dort wohl sein? Von der Eispracht der Hohen Tauern bis zu den Küsten der Adria geht der Blick, der satte und doch unersättliche, der soviel sieht und noch mehr sehen möchte, der sich in jede Einzelheit dieses überreichen Bildes eingraben, vor jeder neuen Schönheit verweilen will.

Neben dem „Kaffeehaus", d. h. neben dem Bänklein, steht in einer Felsnische ein Maschinengewehr, dessen Eisenhagel im Notfalle die ganzen westlichen Südhänge der Kastreinspitze bestreichen kann. Für den Ostteil bis zur Scharte des Villacherturmes sorgt ein zweites Maschinengewehr, das auf dem östlich letzten Gratbuckel steht. Ob und wie sich die Italiener über diese beiden „Kugelspritzen", deren Existenz sie gar wohl wissen, ärgern, beweist, wie oft sie unsere Kastreinspitze mit ihren Granaten überschütten. Aber die beiden Maschinengewehre sind zu gut eingebaut und aus der Kastreinspitze, früher einem von etlichen Mann besetzten nackten Gipfel, ist eine Festung geworden, die ihren Verteidigern in Felsnischen und Höhlen Schutz gegen die schwerste Artillerie gibt. Wege ziehen quer und krumm durch die Wand, jeder Punkt des Grates ist von der Hauptkaverne, jener Hütte im Fels, in der ich heute übernachtete, in wenigen Minuten zu erreichen. Und nun hämmern und bohren sie schon wieder unten in der Mosesscharte und hier auf dem Grat. Bevor der Winter neuerdings in die Berge zieht, werden sich schwanke, aber zähe Drahtseile zwischen der Krone der Kastreinspitze und dem Standplatz des ehrwürdigen Bibelvaters spannen und kleine Karren werden an diesen Seilen zur Höhe und Tiefe laufen, um die Kastreinbesatzung automatisch mit Lebensmitteln und Munition zu versorgen. Dann wird auch der harte Weg über die Leiter und den Grat zur Winterszeit nicht mehr so oft zu begehen sein, denn den Hauptverkehr dürfte wohl die Seilbahn auf sich nehmen. Und die Italiener werden wieder wütend über die Berge schießen, um die Drahtseilbahn, die sie vom Karnizenturm aus gar wohl sehen, zu zerstören. Aber ein schwankes

Seil zu treffen — das ist wohl von vornherein eine Unmöglichkeit. Die löbliche Zensur möge sich nicht darüber empören, daß ich hier allerlei „Strategisches" ausplaudere. Was ich erzähle, das wissen die Italiener so gut wie wir selbst, und was sie nicht wissen, das verrate ich auch dem geschätzten Leser nicht.

Die Berge im Felde, besonders so vielumworbene, haben ihr wahres Antlitz verloren. Was wir dereinst dort suchten, Menschenfernheit und Natur, werden wir nicht mehr wiederfinden, denn auf Schritt und Tritt wird uns in späteren Friedenstagen Menschenwerk entgegentreten. Wir werden auf ausgesprengten Wegen wandeln, werden alte Kavernen und Hütten finden, werden verlassene Geschützstände sehen und zeitweilig, wie auch auf der Kastreinspitze, grüßt uns wohl ein schlichtes Kreuz, darunter einer der Männer in die Ewigkeit hinüberträumt, einer jener, die einst hier mit ihrem Leibe die Heimat vor Not und Kriegsgrauen schützten. Aber haben diese Berge auch ihre Reinheit, ihr alpines Ideal verloren, so sind sie uns etwas anderes geworden, das ich zumindest ebenso hoch einschätzen möchte: gewaltige Denkmäler einer heroischen Zeit, Künder von Treue und Opfermut sondergleichen. Die Helden, die in Winterstürmen und sommerlichem Blitzgefunkel da oben lebten, kämpften und starben, haben sich in diesen Bergen, denen sie machtvoll Züge ihres eigenen Wesens eingruben, die sie zu wehrhaften, furchtbaren Kriegsgeschöpfen wandelten, Denkmäler gesetzt, die alle künstlichen Sieges- und Heldensäulen, mit so billiger Mühe in den Städten hergestellt, überdauern. In den Felsbergen eurer Heimat, die ihr zu Festungen gewandelt habt, lebt ihr Männer des Alpenkrieges zur Ewigkeit!

Eine Erstbesteigung im Artilleriefeuer

Der Sommer ist da und mit ihm der alpine Ehrgeiz. Es ist ja auch zu verlockend, zu reizvoll, diese Wände, Grate und Gipfel, die uns umgeben, zu ersteigen, all das Neuland zu durchforschen, das seit Jahrtausenden in Ruhe und Frieden vor dem neugierigen Hans überall Mensch nun mitten im Kriegsgebiet liegt. Im Laufe der Zeit hat sich auf der Königshüttenkolonie eine erkleckliche Anzahl Bergsteiger gefunden. Die es noch nicht vom Frieden her waren, sind es geworden, wie etwa der blondlockige Fähnrich, unser Hansi, der von der Schulbank weg in den Krieg zog. Es sind aber auch Leute darunter, denen die Berge schon von Jugend her Bekenntnis waren, wie etwa der stille und ernsthafte Leutnant Stagl, der bewegliche Musikus Leutnant Klauer, dem die Triglav-Nordwand sommerliche Alltagskost ist, der tief sinnreiche Fähnrich Klug, der schon in die Geheimnisse der Ostwand der Kleinen Zinne geblickt hat, sein lautenkundiger Kumpan Sobek, mein Bruder Erich, der Meister unserer Stellung auf den Bretteln, und meine Wenigkeit, die den Bergen ja auch schon manches ablauschte. So geht es denn in unserer Offiziersmesse zu wie im alpinen Klublokal, oder wie in einer Friedensschutzhütte. Stagl und Erich allerdings, die schweigen sich ihrem Wesen gemäß mit großer Gründlichkeit aus — die werden erst lebhaft, wenns Schwierigkeiten gibt. Aber zwischen uns andern fliegen alpine Weisheiten hin und wieder, werden in der Erinnerung oder Voraussicht Berge erklettert, Abseilvorrichtungen geprüft oder alpiner Größen gedacht. Und die ganze ehrenwerte Gesellschaft, die sich auf Wischberg, Königshütte, Kastreinspitze und Mosesscharte verteilt, benannte sich: „Wischberggrasseln". Der Obergrasel, unser fideler Fähnrich Matievic, wurde leider nach kurzer Zeit von uns fort als Leiter eines Schikurses in die Hohen Tauern berufen. Womit ich nun dem verehrlichen Leser alle felskundigen Offiziere der Wischberggruppe vorgestellt habe! Das edle Geschlecht derer von Grasel — ich glaube, ein alter Räuberhäuptling hieß mal so, und viel anders sahen wir ja auch nicht aus — hat also mit leichtem Sinne und frohem Mute die Geheimnisse der Wischberggruppe, besonders des Weißenbachgrabens, nahezu restlos erschlossen. Viele Turen wurden da gemacht, und wenn ich das abgenützte

Büchlein der Tage, das in Wind und Wetter mein Begleiter ist, durchlese, dann staune ich selbst, was wir im Verlaufe weniger Monate aus den umliegenden Bergen an Turen holten. Der Weißenbachgraben ist heute ein alpines Gebiet, das ein Sommerprogramm wohl ausfüllen kann, und der Arbeit in einem folgenden Jahrbuch des Alpenvereins soll es vorbehalten sein, das gesammelte Material der Öffentlichkeit zu übergeben. Für heute seien nur etliche Turen erzählt, die mit dem Krieg in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung standen.

Der geneigte Leser wird erstaunt fragen, wieso wir im Felde denn Lust und Zeit haben, Hochturen zu machen, die rein sportlichen Zwecken dienen. Nun, Lust hat der rechte Bergsteiger stets, sobald er einen schönen Gipfel, eine schneidige Wand sieht, und mit der Zeit ist es folgendermaßen beschaffen: Unser Dienst ist eigentlich ziemlich eintönig. Die Ablösungsleute auf Kastrein und Wischberg hatten Wachdienst; wer aber auf Königshütte selbst sitzt, der hatte in Geduld zu warten, bis es den Katzelmachern einfallen würde, unsere Stellungen anzugreifen. Darauf warten wir dort schon seit 2 Jahren, denn bisher hatten die Alpini nicht mit einem Fingerlein gegen unsere Drahthinderniße vorgefühlt. Bleibt also die Wahl, entweder die viele freie Zeit auf der Hütte zu versitzen, oder die Umgebung und Gelegenheit auszunützen. Wir entschließen uns zu letzterem, denn zum Versumpfen auf der Stellung sind wir nicht geschaffen und die Berge locken mit dämonischer Gewalt. Und soviel ich weiß, haben die alpinen Seitensprünge der Offiziere im Weißenbachgraben bisher nicht geschadet. Wohl aber haben sich die jungen Leute, die im Dienste ihrer Heimat Jahre ihres Lebens in diesen Bergen verbrachten, durch diese als Fleißaufgaben zu wertenden Turen eine unübertreffliche Terrainkenntnis, sowie eine die Grenze des Menschenmöglichen hart berührende Berggewandtheit erworben, zwei Eigenschaften, die im Gebirgskrieg nur den militärischen Zwecken des Vaterlandes wieder zugute kommen.

Ein heller Junimorgen ist es, als vier der „Wischberggraseln", nämlich Klug, Stagl und das Brüderpaar Renker, losziehen; zuerst durch kleine, behauene Latschengassen empor ins Kar, wo die weißen Schuttströme von den Wänden niederfluten und schwarz gepanzerte Schneetücher von Winterszeit her liegen. Ober uns knarrt und stöhnt etwas durch die Luft. Blickt man empor, dann meint man anfangs einen unförmlichen Sack und zwei Kisten fast bewegungslos durch die Luft schweben zu sehen. Bei näherem Zusehen sieht man aber vier feine Striche den Himmel durchziehen — die Seile der Drahtseilbahn, deren Anfangsstation in der Nähe unserer Baracken am Ausgang des Weißenbachgrabens steht, deren Endstation aber oben in der Korscharte in den granatensicheren Fels gemeißelt ist. Auf den Drähten schweben langsam und bedächtig Lasten aller Art, Munition, Proviant, Brennholz, zur Höhe — als Gegenballast gondelt eine Kiste mit Granatenkartuschen des Korschartengeschützes oder leere Fässer, oft auch Steine herab. So gleiten die schmalen, rechteckigen Kisten den ganzen Tag auf und ab und die Drahtseile wimmern in der Luft, hoch über uns. Über die Serpentinen des vielbegangenen Steiges, der sich zur Korscharte und von da aus weiter zur Mosesscharte zieht, steigen wir langsam in die Höhe, bis wir im unteren Karboden angelangt sind, den noch grüne Latschenkränze umsäumen. Wie ein Riesenobelisk ist uns gegenüber die Weißenbachspitze emporgewachsen und deutlich können wir die Einzelheiten der Ostwandroute erspähen, jenes eminent schwierigen Aufstieges, den unser Stagl als erster allein vor etwa 14 Tagen bezwang. Wie das feine Profil einer edelgeschwungenen Nase steigt unvermittelt aus dem Kar die Nordkante des herrlichen Gipfels auf, eine Kante, die das Wort „unmöglich" als Aushängeschild trägt. Drei Wochen später haben sie Stagl und Klug in jauchzendem Siegeszug erklettert. Unser Problem, dem der heutige Tag gelten soll, ist nicht sichtbar, denn zu jäh bäumt sich über uns die Wand der Kleinen Leiterspitze auf, über deren schneidigen Verbindungsgrat wir den Weg zur Großen Leiterspitze suchen wollen.

Vom Kar zieht ein hübsches, einwärts geneigtes Band in die Osthänge der Kleinen Leiterspitze. Über Firn und leichte Schrofen erreichen wir es, und der Gang darüber hin, uns gegenüber stets das Gigantenmonument der Weißenbachspitze, ist ebenso ungefährlich wie eindrucksvoll. An der Kante schlingt sich das Band, nun verengt, einmal unterbrochen, in die steilen Rasenhalden des Osthanges hinein und durch eine kleine Schlucht, schließlich über Geröll, erreichen wir den Gipfelturm der Kleinen Leiterspitze. Bis hierher sind gewiß schon Jäger und Hirten gekommen, der Gipfelturm selbst sieht aber schon etwas alpiner aus. So nehmen wir denn hier zum ersten Male das Seil und klettern durch die gutgriffige, aber nahezu senkrechte Wand auf den höchsten Punkt zu. Wie wir es erwarteten, so treffen wir es. Kein Steinmann gibt Kunde von menschlichem Besuch und einige morsche Blöcke, die den Gipfel wie Mauerkronen umsäumen, stürzen beim leisesten Angreifen donnernd und aufstäubend in die Tiefe. Wir sind wieder einmal die ersten auf einer der Felsburgen unseres Gebietes — aber leicht und mühelos war der Sieg und noch ist der Tag vor uns so lang, der Himmel über uns so blau und wolkenlos. Also auf zu neuer Tat!

Wie ein Brandungswall von aufgeworfenem Gestein zieht von unserem Gipfel der Verbindungsgrat zur Großen Leiterspitze hinüber. So zart und zerbrechlich sieht dies alles aus, daß wir meinen, vorsichtig und zart müßte man mit diesem Gefelse umgehen, sonst poltere die ganze Herrlichkeit ins Korkar hinab. Vom Gipfel der Kleinen Leiterspitze leitet ein senkrechtes, ziemlich griffarmes Wandel auf ein überwölbtes Band, das in wenigen Schritten zum Beginne des Grates führt. Der Anfang sieht bereits vielversprechend aus. Als grauer, mächtiger Schild, auf seine Kante gestellt, bietet dieser Introitus schon einen auserlesenen Leckerbissen alpiner Feinschmecker. Es ist eine Reitgratstelle, wie ich sie entzückender selten fand. Stolz und hoch ist das Roß, auf dem ich reite, hart und steinern sein Leib. Und wie eines jener Wundertiere alter Märchen, die durch die Lüfte galoppieren, trägt es mich hoch über die Lande hin. Das linke Bein baumelt in das Weißenbachkar hinab. Da sieht man tief unter uns über die hellen Schuttfelder etliche Mann mit schwerem Gepäck ziehen — eine Ablösung ist es, die auf die Korscharte wandert. Über ihnen schweben in unmerklicher Bewegung die kleinen Karren der Seilbahn. Rechts öffnet sich unter der Nordwand des Berges, die noch Problem ist, dessen Lösung ich für Friedenszeiten empfehle, der grüne Kessel des Kaltwassertales. Als weißes Band schlängelt sich die neue, durch den Krieg geschaffene Automobilstraße durch Wälder und Matten, um am Talschluß unvermittelt Halt zu machen. Von da strahlen dann nach allen Richtungen Wege aus, schön gebahnte, sichere Wege, wo ehedem kaum ein Schafsteiglein führte. Eine breite Karrenstraße leitet in breiten Serpentinen auf den Braschnikfattel empor, zu dem reizenden, blitzblanken Barackendörflein unter den Schwalbenspitzen. Von da zieht wieder der Faden eines Steiges zum Steinernen Jäger hinauf, wo wir mit Hilfe des Trieders feststellen können, daß eben fleißig an dem Unterstand des Artilleriebeobachters gebaut wird. Auf der grauen Kuppe des Luschari aber erzählen die Ruinen des Wallfahrtskirchleins und der wenigen Häuser von den Schrecken des Krieges. Sowohl im Braschnik-Dorfe wie in den Schwalbennesterhütten des Karnizasattels hat man uns jetzt bemerkt. Die Leute stehen in Gruppen vor ihren Baracken und sehen mit Ferngläsern zu uns herauf, verfolgen mit lebhaften Bewegungen unser Tun. Schön und kühn muß es ja gewiß von dort her aussehen, wie wir nun unser vier Mann am Grat kleben, Erich und Stagl eben über die Platte reitend, Klug und ich einen Turm umkletternd. Aber bald entschwinden wir auf der südwärts gewandten Gratseite den Beobachtern und steigen über ein prächtig ausgesetztes Wandel in eine Scharte. Etliche Steine werden hier zusammengeschichtet und dann geht die Reise weiter, die herrliche, luftige Kletterreise über einen Grat, wie ihn die Julischen Alpen kein zweites Mal bieten. Schade nur, daß er so kurz ist. Noch etliche freie Ba-

lanciergänge über die Schneide und ein schwieriger Abstieg über einen kleinen Überhang, dann stehen wir auf dem letzten Gratkopf, von dem aus wir in leichter Kletterei die große Scharte zwischen der Kleinen und Großen Leiterspitze erreichen. Über ein Plattenband und einige Schuttstreifen gehen wir unter einem hausartigen Felsblock durch und lassen uns zur ersten ausgiebigen Rast auf die samtweichen Grashänge am Gipfelfuß der Großen Leiterspitze nieder. Das Klettertagwerk für heute ist vollbracht, die Kletterschuhe werden mit den Genagelten vertauscht und das Seil abgelegt. Von hier zur Spitze ist nur mehr leichtes, halbstündiges Schrofengehen notwendig.

So liegen wir denn im Bewußtsein unserer vollbrachten Arbeit friedsam auf dem Rasen, messen mit Blicken den Weg, den wir zurückgelegt haben und der stille Wunsch taucht auf: „Wie schön wäre es, noch einmal mit dieser herrlichen Kletterei zu beginnen!" Wir ahnten nicht, wie unerwartet und wie bald uns dieser Wunsch erfüllt werden sollte. Wie wir so dasitzen und an unserer Schokolade kauen, ich als unverbesserlicher Nikotinianer meine Zigarette verpaffe, da klettern die Augen meiner Freunde bald wieder begehrlich an der feinen Linie der Nordkante der Weißenbachspitze. Möglichkeiten werden erörtert, Meinungen ausgetauscht und schließlich die Route festgelegt, die sie auch tatsächlich nach einiger Zeit zum Ziele führte. Meine bescheidene Kletterfähigkeit schließt solch extrem schwere Turen von vornherein aus und so versinkt nur der Ästhetiker in stilles, schönheitsvolles Anbeten dieses herrlichen Gipfels. Und das gewaltige Erlebnis seiner Ostwand, das mir bei der zweiten Begehung der Staglschen Route vor einigen Tag gegönnt war, zieht geläutert und zu ethischen Werten verdichtet an mir vorbei: Da malt die Phantasie die düstere Szenerie am Überhang, die Exposition am Kriechbande und den dunklen Felsdom der Scharte in dämonischen Akkorden aus und — seltsame Gedankenverbindung — das Klingformotiv des „Parsifal" rollt in seiner düsteren Pracht vor mir auf und ab, da ich in den Felswinkel hinübersehe, der mir vor einigen Tagen eine der ergreifendsten Bergstunden meines Lebens gab. Dann wiederholte ich für mich eine Stelle des „Inferno" der Divina commedia — immer unirdischer und unrealer, immer mehr zu rein geistigen Werten verarbeite ich hier die physische Tat, die ich da drüben vor wenigen Tagen leistete. Unterdessen steigt die Sonne über das Kar und wirft goldene Netze auf die Ostwand und Nordkante. Da strahlt die Weißenbachspitze auf wie ein gotischer Zackenturm im Morgenglanz.

Von ferne, irgendwo drüben im Raccolanatale bellt ein Artilleriefschuß auf. Das klingt von hier so schwach und verschwommen, als ob eine Seifenblase vernehmlich platzte. Dieses dumpfe Dröhnen hören wir hier so oft; einmal trägt es der Südwind vom Isonzo herauf, dann klingt es wieder vom Plöckenpasse her — wir achten nicht mehr darauf. Doch nach wenigen Sekunden tönt ein leises Schleifen und Singen auf, das sich in rasender Eile nähert, wächst, und scheinbar auf uns zukommt. Unwillkürlich ducken wir uns, als ob dies was nützen könne — und nun heult es knapp über uns dahin. Man meint, sehen müßte man den unheimlichen Gast, der da aus welscher Ferne zu uns gewittert kommt, die gepeitschte Luft müßte man wirbelnd erblicken und den Hauch ihrer Brandung spüren. Nichts von alledem, so nahe auch das Geschoß über uns hinwegglitt. Das Sausen verliert sich mehr und mehr, erstirbt in einem leise singenden Ton. Nach etlichen weiteren Sekunden blüht unten am Braschnikweg eine weiße Flockenblume auf und ein dumpfes Krachen dringt zu uns empor. „Sie wollen heute wieder einmal den Braschnik beschießen", meint Erich. Und Stagl, der Schweigsame, da er sieht, wie weit Ziel und Treffpunkt voneinander liegen, brummt: „Tuts enk nur nix an!" Die Männlein vor den Hütten aber da unten merken, daß nun die übliche Artilleriebelästigung beginnt, der die Braschnikstellung so oft ausgesetzt ist, und verschwinden eilends in den Kavernen. Nun kann der Katzelmacher schießen, soviel er will. Und er tut's. 5 Minuten verstreichen und

die Bergwelt liegt so friedlich wie ehedem. Aber die Träume des Felsensaales wollen sich nicht mehr einstellen — der Krieg hat sie rauh zerrissen. Und bald surrt die zweite Granate über uns weg. Schlag auf Schlag dröhnt es nun von unten auf, und in regelmäßigen Intervallen fauchen die unsichtbaren Stahlvögel über unsere Köpfe weg.

Zeit wird's allmählich, den Schrofenschinder zur Spitze zu machen, denn auf deren Westseite über den Weg Gstirners, der die Große Leiterspitze als erster erstieg, wollen wir absteigen. So verpacken wir denn Seil, Kletterschuhe und Lebensmittel im Rucksack und wollen uns eben auf den Weg machen. Da kündet ein ferner Knall und das nahende Surren eine neue Granate an. Wir achten nicht mehr darauf und denken, sie werde über unsere Köpfe weg gleich den früheren dem Braschnik zufliegen. Doch sieh da, unter uns im Gefels haut es wütend ein, der Berg scheint in dumpfem Dröhnen zu erbeben und um uns surrt und schwirrt, pfaucht und summt es wie ein Hornissenschwarm. Blitzschnell, wie fliegende Schatten, sehen wir dunkle Punkte die Lüfte durchsausen — Sprengstücke. Jetzt wird es brenzlich, denn nun scheinen sie auch die Korscharte mit ihren eisernen Visitenkarten beglücken zu wollen. Wir sind nun auf unserem Grat zwischen zwei Feuern und die Gstirnerroute, auf der wir absteigen wollen, liegt gerade in der Schußlinie. Bald prasselt es denn auch unten im Kar auf, wirbelt Firn und Geröll in die Höhe und reißt zentnerschwere Blöcke von den Felsen. Was zu hoch kommt, kriegt unsere Leiterspitze ab und mehr denn einmal summen die Sprengstücke um unsere Ohren. Die Situation wird unbehaglich und Erich stellt fest, daß die „rechte Bergsteigerstimmung beim Teufel ist, wenn man nicht einmal seine Ruhe haben kann". Bleibt uns also nur ein Weg, falls wir nicht bis zum abendlichen Ende der Beschießung warten wollen: der Weg, den wir gekommen sind, über den Grat und die Kleine Leiterspitze. Denn über die Gstirnerroute absteigen, hieße den Granaten gerade in den Weg laufen.

Ein Gutes hat die Sache — wir können den herrlichen Grat nunmehr noch einmal begehen: dafür müssen wir aber auf die Erreichung der Großen Leiterspitze verzichten. Nun, ein andermal, dann aber in Verbindung mit einem neuen, schönen Problem, der Überkletterung des ganzen Grates bis zur Korspitze.

Das war nun ein seltsamer Weg, den wir da zurückgelegt haben. Hüben und drüben das Dröhnen der einschlagenden Geschosse, zeitweise das Winseln der Sprengstücke um uns und wir vier Männlein auf schmaler Schneide über den Tälern. Den richtigen Genuß der pikanten Kletterstellen hatten wir nicht — aus der Welt des Bergsteigers waren wir jäh in den Krieg versetzt worden. Dazu drängte Erich ins Tal, denn seine Gewissenhaftigkeit sehnte sich nach seinen medizinischen Instrumenten. Passierte bei der Knallerei etwas, so solle man ihn, den Sanitätsfähnrich, nicht vergeblich suchen. Ohne den Gipfel der Kleinen Leiterspitze zu berühren, erreichten wir über das überwölbte Band am Gratende die Schrofen der Osthänge und eilten zu Tal.

Am Ausstieg fanden wir einen frischen Sprengsplitter, der noch glühend heiß war, so daß wir ihn etliche Male in den Firn tauchen mußten, ehe ich ihn meinem Rucksack einverleiben konnte. Nun liegt er daheim auf meinem Schreibtisch als Andenken an eine der abenteuerlichsten Bergwanderungen, die mir je beschieden war.

Eine Gipfelstunde

Über unserer Barackenkolonie im Weißenbachgraben ragt zwischen Schönkopf und Leiterspitzen ein symmetrisch geformter Felsberg auf, der gewiß jedem Wanderer der Friedenszeit, der von Raibl nach Chiusaforte pilgerte, auffiel, wenn er aus dem Seebachtal den Blick in den einsamen, pfadlosen Weißenbachgraben erhob. Zuckerhut nannten wir den Berg, der noch keinen Steinmann auf seinem Gipfel trug, als ihn Klauer im März 1916 bestieg. Er wurde mit dem Schönkopf unser Hausberg, unser Nachmittagsausflug. Im Laufe der Zeit durchkletterten — ich glaube, es war im Juni 1916 — Stagl

und Klug seine äußerst schwierige Ostwand, im Herbst 1916 Klug und Sobek seine Nordwand. Auf dem gewöhnlichen Weg jedoch ist der schöne Felsgipfel in leichter Kletterei zu erreichen und so bildete er denn einen beliebten Kletterbummel der „Wischberggrafeln". So manche schöne Stunde habe ich da oben verträumt, wenn der Frühlingsglanz an den Wänden buntes Leben zauberte oder die Sommerglut zitternd über den Felsen lag. Die Furchtbarkeit des Krieges habe ich aber einmal, wenn auch nur als Zuseher, in ihrer grandiosen Macht da oben erlebt, und von dieser Gipfelstunde will ich erzählen.

Tags vorher hatten Stagl und ich den Kaltwasserturm erstmalig erklettert und der darauffolgende Rasttag sollte zu einem beschaulichen Gipfelstündlein auf dem Zuckerhut verwendet werden. So stiegen denn Klug und ich den Windungen des neuen Weges, den wir von der Königshütte über die Weißenbachscharte in das Kaltwassertal angelegt hatten, folgend, das Kar hinauf bis unter die unersteigliche Südwand des Zuckerhutes, wo weiche Rasenpolster, überdacht von einer Riesengrotte, die Felsen umkränzen. Der Weg zur Scharte biegt hier rechts in die düstere Geröllschlucht ab, links schritten wir auf breitem Bande, das sich wie ein Gürtel zu einer Felskanzel im Westgrat unseres Berges hinaufzieht, der Höhe zu. Etwa eine Viertelstunde währte dieser Gang, der wie ein solcher über eine Turmgalerie anmutet. Unter uns lag in dämmeriger Tiefe die zweite, sekundäre Scharte, die wir ob ihrer Enge und Krümmung die „Judengasse" benannt hatten. Sie bietet ein allerdings nur sportlich wertvolles Problem als zweiter Übergang aus dem Weißenbachkar in das Kaltwassertal und dürfte nur im Frühling bei hohen Schneemassen, die so manchen Überhang decken, begehbar sein. Einmal wanderte ich durch die winkelige Schlucht der „Judengasse" auf diese Scharte und sah jenseits hinab in das samtgrüne Tal von Kaltwasser. Ich war damals allein und der Weg zwischen den düsteren, sich fast schließenden Wänden, die über mir aufragten, zählt zu einer der eindruckvollsten Szenerien, die mir die Königshütte und ihre Umgebung gab. Heute schritten wir hoch über ihr auf schwindeliger Altane dahin, überspreizten die Verengung des Bandes, sahen rechts die Wände sich gliedern und standen schließlich vor einer Schlucht, die vom Westgrat des Zuckerhutes auf das Ringband niederführt und mit einer senkrechten Wandstufe zu diesem abbricht. Dort hinterlegten wir, wie wir es gewöhnt waren, die Pickel und wechselten das Schuhwerk. Nötig ist das nicht, aber auf Fels ist bekanntlich das Gehen mit Kletterschuhen ein tatsächlicher Genuß. Das Seil legten wir nicht an, wir hatten es überhaupt nicht mitgenommen.

Der erste Absatz der Schlucht ist ein reizvoller Kamin, sodann folgt jedoch ein ganz ekliger Schutt- und Bruchschrofenschinder, den ich, wie immer, auch heute in den östlichen Felsen umschwindelte. Die Schlucht mündet in ein Schartel; hier steigt man über eine Wandstufe zur rechten Hand sowie über etliche geröllbedeckte Platten an den Fuß des Gipfelturmes. Nun beginnt eine abwechslungsreiche, an einer Stelle durch einen weiten Spreizschritt besonders ausgezeichnete, aber durchweg leichte Kletterei in festem Fels und hübscher Ausgesetztheit bis auf den Gipfel, der einen langgestreckten, von Nord nach Süd reichenden Grat darstellt. Etwa 1 Stunde vom Einstieg, 1½ Stunde von unserer Königshütte weg, hatten wir hinaufgebraucht.

Spätnachmittag war's und Feierfriede lag über den Landen, als ob es keinen Krieg gäbe, als ob diese Berge ringsum nicht übervoll wären von waffenkundigen Männern, als ob nicht Geschütze zwischen den Wänden lauerten und auf einsamen Plätzen nicht manch schlichtes Kreuz stünde. Ein kleines Puppennest — so lag Tarvis rückwärts am Ausgange des Raibler Tales. Eben fuhr ein Zug aus seinem Bahnhof, dessen Barackenvorstadt zu uns heraufleuchtete. Da sah man den Rauch wie ein glänzendes Silberschild über den Gleisen schweben und den Zug als dunklen Wurm darunter hinkriechen. Nun verschwand er im Gogauer Tunnel. Fahr wohl, du Glücklicher! In

einer Stunde rasselst du am stillen See vorbei, an den dunklen Wäldern, in deren Schutz das Vaterhaus steht. Dort rückwärts ist es, in der dämmerigen Talfurche, über welche die Gerlitze ihren gemütlichen, grünen Almenrücken aufhebt. Fast täglich sehe ich dort hinüber, sehe mit dem Trieder jedes mir so wohlbekannte Bauernhaus am Bergeshang, und hab' Heimweh nach dem Kärtner Bauerndorf, ich, der Schweizer vom firnumleuchteten Zürichsee. Und jedesmal bin ich froh und stolz, so reich zu sein, zwei Heimatsorte zu haben: das Dorf am Kärntner Alpensee, und das freie, starke Land im Westen, dessen hohe Silberberge ich von hier hinter dem Zackengewirr der Dolomiten nur ahnen, nicht sehen kann. — Tief unter uns im Barackendorfe der Braschnikstellung gehen Leute aus und ein, Proviantkarren schieben sich langsam auf dem Serpentinenweg zur Höhe und mit dem Glase können wir die Wägelchen erkennen, die auf den Seilen der Drahtseilbahn aus der Tiefe des Kaltwassertales zur Höhe und wieder zurück laufen. Nun gaukelt gar ein verspäteter Falter aus dem Kar zu uns empor. Wie ein Edelweißstern, den der Wind wahllos durch die Wände wirbelt, strahlt er da und dort auf in seinem blütenweißen Kleide; nun flattert er noch einmal steil empor und setzt sich dann — der Frechling! — gerade auf Klugs Mütze. Wo ist der Krieg? Fern aus dem Süden, wo hinter dem Krn die blaue Tiefe des Isonzotales verschwindet, murmelt er in dunklem Raunen zu uns empor, in fernen, verschwommenen Schlägen, die wie leise Wellen die Luft durchzittern. Auch drüben bei den Italienern herrscht Ruhe. Schwarz bändern sich die Drahtverhaue der feindlichen Stellungen über den hellen Firn unter der Confinspitze und nur von der Kastreinspitze, die uns da des Wischbergs königliche Gestalt deckt, bellt hie und da ein Gewehrschuß herüber. Dort geben sie ja nie Ruhe und die Posten suchen ihren schönsten Zeitvertreib darin, die Gegenpartei zu ärgern.

Ein leises Surren durchbricht die heilige Stille. Es ist, als ob über dem Gipfel eine Mücke schwirre, deren blaue Glasflügel die Luft durchwirbeln. Wir aber kennen dieses Surren und fahren wie elektrisiert auf: Ein Flieger kommt! Ob ein feindlicher oder unsriger ist gleich, da oder dort haben sie im Tale und auf den Bergen schon das Surren gehört und richten die Geschütze. Wir aber spähen lange, lange in dem weiten Rund umher, ich gegen Udine hinab, Klug gegen Villach. Und von dort kommt er. Zuerst ein fernes, dunkles Pünktchen, das etwa über Arnoldstein sichtbar wird, dann wie ein Stern, denn nun treffen ihn die Strahlen der Sonne aus dem Westen. Das blitzt und funkelt im Gestänge, als sei das zerbrechliche Ding, das da oben in dem Blau hängt, aus Bergkristall. Zwei zarte Flügelchen werden sichtbar, wie feine Striche, nun noch zwei darunter — ein Doppeldecker ist es, der in Villach aufstieg und über der welschen Linie seine Kreise ziehen will. Schon schwebt er über der fünfzackigen Krone des Raibler Fünfspitzes, quert nun knapp vor uns das Kaltwassertal, weiter drüben die Seisera, und gleitet, in steilen Kurven aufsteigend, über dem Mittagskofel. Der steht als trotziger Eckpunkt in unsere Stellungen vorgeschoben zwischen Seisera und Kanaltal. Wege durchkreuzen ihn und Hütten stehen auf seinem Grat. Wie raffiniert die Italiener doch die Hütten hingebaut haben! Sie stehen ganz frech da und recken ihre Dächer in die Luft, als wären sie friedliche Alpenvereinshäuser und nicht Depots für welsche Granaten und Eßvorräte. Sie sind gefeit, denn unsere Artillerie hütet sich sehr, darauf zu schießen, — geht der Schuß nur etwas fehl, nur wenige Meter über dem Ziel und damit über den Grat weg, dann sausen unsere Granaten in unsere eigenen Stellungen auf der Kukalpe. Das wissen die Italiener, und deshalb taten sie sich beim Bau dieser Unterstände keinen Zwang an.

Schon längst hatten Klug und ich die Gläser vor die Augen genommen, den Flieger scharf ins Zielfeld gefaßt und warteten nur, bis die erste Schrapnellwolke aufblühte. Es dauerte nicht lange — da war eine, da wieder eine. Bald schien der Himmel um den Flieger mit lichten Rosenblättern übersät. Der aber flog ruhig und unbeirrt da-

hin, wand sich durch das duftige Geflocke und schwebte gegen Süden. Nun würde er wohl bald unseren Augen entschwinden, meinten wir, denn wenn unsere Aroplane Udine beglücken, dann pflegen sie hinter dem Drachengrat des Montasch unterzutauchen und nach getanem Werke etwa in einer halben Stunde wieder über dem Caninglетscher und dem Seebachtale der Heimat zuzufliegen. Doch sieh da, dieser machte es anders. Über dem Monte Piper machte er eine Kehre und glitt nun in weiten Kreisbogen stets in einer Höhe von etwa 2000 *m* über dem Dognatal dahin. Was hatte er vor? Eine Spazierfahrt über den italienischen Stellungen ist doch wahrlich kein Hochgenuß, besonders wenn die Schrapnelle so dicht hageln, wie es jetzt der Fall war. Eine Wolke nach der andern erschien um den Flieger und das eintönige Singen der herabfallenden Hülsen hallte wie ferner Orgelton über den Bergen. Unser Eisenvogel aber schwebte unbekümmert in weiten Raubvogelkreisen oben hin. Was hatte er nur vor? Da zerriß ein furchtbarer Knall, ein Dröhnen und Tosen an den Bergwänden die Stille, die durch das ferne Bellen der Abwehrgeschütze bisher nicht sonderlich gestört worden war. Einige Sekunden schrien und tosten die Schluchten und Kare im Widerhall, dann verflog das Gepolter. Dafür setzte ein Heulen ein, ein furchtbares Heulen, wie wir es bisher noch nie gehört hatten. Als wenn hundert Violoncelli im Glissandolauf zur Höhe winseln, so klang dieses Heulen minutenlang über uns hin. Die italienischen 28 er Granaten, die so oft über unsere Köpfe nach Raibl oder Tarvis gerollt waren, hatten nicht im mindesten Ähnlichkeit mit diesem entsetzlichen Schrei der zerrissenen Luft. Das Heulen wuchs wie ein Orkan, wetterte über uns hin und verlor sich erst lange, lange gegen Osten. Unwillkürlich sahen wir dorthin. Da flammte plötzlich in der Val di Dogna eine Glutsäule auf, sank in sich zusammen, gebar eine helleuchtende Rauchwolke, aus der sich wie ein riesiger Pinienbaum eine graubraune Rauchschwade loslöste, die über den Hang des Mittagskofels kroch und sich nach etwa zehn Minuten als feiner Schleier ausstreckte, verdünnte, und endlich verging. Kurz nach dem Schusse war unser Flieger in die Höhe gerast und in einer schweren Abendwolke am Himmel untergetaucht. Nach 7 Minuten stürzte er wie ein Ball wieder aus der Wolke herab und begann sein Kreisen bis zum nächsten Schuß. So wiederholte sich das Spiel etwa zehnmal; gegen 1½ Stunden saßen wir beide auf des Zuckerhuts einsamem Felsenriff und sahen dem grandiosen Kriegstheater zu.

Nun wußten wir auch, was das alles bedeutete. In der Val di Dogna bauten die Italiener eine Straße, eine schöne, weiße Heerstraße, deren täglich wachsendes Band uns auf des Wischbergs Gipfel im Sonnenglast entgegenleuchtete. Diese Arbeit wollte man den Herrschaften versalzen. Und eines Gespräches entsannen wir uns, da ein Oberleutnant aus dem Tale, der uns Bergmenschen einmal besucht hatte, erzählte, im Kaltwassergraben stünde ein deutscher 42 er Mörser. Die löbliche Zensur braucht an dieser Stelle nicht den Rotstift einsetzen — heute ist besagter Mörser schon lange, lange wieder fort und das damals streng gehütete Geheimnis haben wir ja selbst und freiwillig den Italienern durch die Schüsse an jenem Nachmittag verraten. Der Flieger, der so tollkühn seine Kreise über jener neuen Straße zog, hatte offenbar die Aufgabe, die Schußergebnisse photographisch aufzunehmen. Von Schuß zu Schuß verschwand er in der bergenden Wolke, die, als wolle sie unserer guten Sache dienen, bewegungslos über dem Mittagskofel hing. Und nach 10 Minuten krachte es wieder auf und der Flieger glitt aus der Wolke hervor.

Lange sind wir beide damals auf dem Zuckerhut gesessen, und als der letzte Mörserschlag verklungen war, lag schon die Dämmerung in den Tälern und von Arnoldstein und Nötsch her funkelten vereinzelte Lichtlein auf. Bei uns lag aber noch das Sonnenlicht in goldenen Garben auf den Zacken — im Westen sank das Flammenrad tiefer und tiefer, bis es sich hinter einer Wolkenbank über den Rieserfernern barg. Im spiegelreinen Luftmeer zog der Flieger seinen letzten großen Kreis über dem Dogna-

tal und als Abschiedsgruß flatterten die vereinzelt gewordenen Schrapnellwölkchen um ihn. Dann strich er surrend an uns vorbei, kleiner, stets kleiner werdend, bis er im Dämmergrau des Gailtales verschwand. Da packten auch wir unsere Säcke auf und sprangen über die Felsen zu Tal, zu unserer lieben Königshütte hinab.

In der Lawine

Es ist wahr: die Berge schützen uns und unser Land. Aber sie haben ein zwiespältig Wesen, einen Januskopf, in dessen rätselhaften Zügen wir oft vergebens zu lesen trachten. Wohlgeborgen und sicher dürfen wir uns hier nie fühlen, der Blick, der eben noch fragend an den italienischen Stellungen gehaftet hat, muß sich gleich darauf sorgenvoll zur Höhe heben und spähen, ob nicht auch der eigenen Hütte Unheil naht. Hie und da schlagen unsere Berge auf uns los. Und mit der fortschreitenden Macht des Nachwinters, der Ende Februar mit tollen Schneereigen eingesetzt hat, wird auch eine Gefahr immer größer, die dem Mutigsten Bangen und Schrecken einflößt: die Lawinen. Nicht bei uns allein in unserm einsamen Weißenbachgraben droht diese Gefahr, sondern längs der ganzen Front, bei Freund und Feind, haben die wilden Mächte der Natur über die geistgeborenen Vernichtungsmaschinen des Menschen gesiegt; es schien eine Zeitlang, als wäre der Krieg vergessen und wir wie die Italiener stemmten uns nur gegen die Schläge, die die blindwütende Bergwelt gegen uns führte.

Die Lawine war abgegangen! So dachten wir zumindest, als zu unserer Stellung die Nachricht kam, daß eine Viertelstunde weiter unten eine Tragtierkolonne von der Lawine, deren dräuende Schneewächten wir schon seit langem beobachtet hatten, überrascht worden sei. Zwei Leute hatten sich den eisigen Armen entwinden können, zwei Tragtiere und ein Mann lagen noch unter dem Schnee. Ein Mensch unter dem Schnee! Es ist ja vorgekommen, daß man Leute noch nach einigen Stunden geborgen hat. Warum sollte das heute nicht gelingen? Also hub die Mannschaft an, die Lawine planmäßig umzugraben. Es war schon spät abends, als man begann. Das letzte Tageslicht lag bleiern unter trübem Himmel auf den Bergen; nun begann es auch von neuem zu schneien, und der Wind stieß in langen, heulenden Atemzügen durch die Wände. Die Nacht kam, eine Nacht, wie ich sie unheimlicher und beklemmender noch nie erlebt habe. Es war in uns allen das Gefühl, als ob wir unter einem Dache arbeiteten, dessen morsche Säulen in der nächsten Minute auf uns niederbrechen würden. Ein dunkles, rätselhaftes Etwas umklammerte uns von allen Seiten, schien mit eisengepanzerten Wänden immer näher zusammenzurücken, um uns endlich einzupressen, zu zermalmen. Zweimal war ich zur Hütte hinaufgelaufen und hatte ins Tal an die Kommandostelle telephoniert, hatte gebeten, die Nachgrabungen einstellen zu dürfen, da eine zweite Lawine drohe. Unten hatte man ja keine Kenntnis von der wahren Lage. Aber „Weitergraben!" hieß der Befehl.

Glutrot in kleinem Kreise, weiterhin verdämmernd, beleuchteten die Fackeln diese Szene. Hie und da fuhr der Wind in die knisternde Lohe und sprühte sie aufwerfend zur Höhe. Und der Schnee, der in großen, blumigen Flocken abwärtsglitt, glühte dann auf wie eine ungezählte Schar schwirrender Leuchtkäfer. Stumm und bange arbeitete die Mannschaft, alle Minuten in die Höhe sehend, lauschend. Aber es war Nacht, nur im engsten Umkreise leuchteten die Fackeln und warfen riesengroße, tanzende Schatten auf das wüste Schollenfeld der Lawine. Etwa 100 *m* oberhalb der Unglücksstelle hatten wir einen Posten aufgestellt, höher auf dem Berge einen zweiten. Sie hatten die Aufgabe, beim Nahen einer zweiten Lawine Warnungszeichen zu geben. Und von der Arbeitsstelle weg traten wir Steiglein zu sicherem Terrain aus. So vergingen Stunden — langsam — endlos langsam, wie keine Stunde meines Lebens. Von oben leuchteten die Fackeln der Posten, hier brandete die rote Glut der Lichter über den Arbeitenden, die eine tiefe, weite Grube ausgehoben hatten, um den Vermißten zu finden.

Warum fiel es mir plötzlich ein, zum ersten Sicherungsposten hinaufzugehen? Warum gerade um diese Zeit? Rafft der Wille zum Leben alle Kräfte, alle Instinkte im entscheidenden Augenblick zusammen, um sie als Waffe gegen die Vernichtung zu führen? Erzeugt dieser Wille zum Leben im gegebenen Falle eine Vorahnung? Oder waltet doch eine Macht über uns, die unsere Bewegungen gleich Marionetten an Fäden leitet — ins Verderben, in den sicheren Hafen? Ich habe später soviel darüber nachgedacht, mir mein eigenes Handeln, den Grund meines Entschlusses zu erklären, und bin zu keinem Ergebnis gelangt. Ich weiß heute nur das eine: Wäre ich dort geblieben, wo ich die Stunden hindurch stand, so wäre ich heute nicht mehr am Leben. So schritt ich denn hinauf, durch den tiefen Schnee watend, meine elektrische Taschenlampe an der Brust befestigt, so daß ein schmaler, zitternder Lichtkegel vor mir hinglitt. Plötzlich ein Dröhnen und Poltern hoch oben in den nachtdunklen Wänden, ein gellender Pfiff, der vom obersten Posten niederglitt; dann sah ich seine Fackel in weitem Bogen durch die Finsternis sausen und verlöschen. Im nächsten Augenblick ein Pfiff des zweiten Postens; auch seine Fackel erlosch, ein Windstoß von furchtbarer Gewalt stob nieder, im Nu verschwanden unter mir alle Lichter der Arbeitenden, und nun —. Was nun kam, währte mir eine Ewigkeit und kann doch nur kurz gewesen sein, vielleicht eine Minute. Ich habe damals alle Zeitberechnung verloren. Der erste Windstoß hatte mich in den Schnee geworfen. Sofort richtete ich mich wieder auf und watete, wühlte, schwamm unter den Hieben des nahen Todes durch den hohen, weichen Schnee einem Latschenstrauch zu, der gerade im Lichtkegel meiner Laterne stand. Es ging nicht; ich habe in diesem Wettlauf mit der heranbrausenden Lawine den kürzeren gezogen. So packte ich mit der Linken ein Ästchen eines Krummholzstrauches, mit der Rechten hielt ich instinktiv den Pickel hoch, so hoch als möglich, damit man vielleicht an der herausstarrenden Pickelhaue später merke, daß da drunten etwas stecke, das doch auch so gerne im goldenen Berglicht geatmet hat, das man vielleicht noch aus starrem Scheintod wecken könne.

Nun toste und heulte es um mich, der Schein meiner Lampe fiel in ein wirbelndes Chaos von Weiß, nur Weiß. Mir war, als ob ich in einer riesigen Trommel säße, die sich in unerhört schneller Bewegung um mich, mit mir, drehte. Und nun warf mir der Tod noch ein Seil um die Brust und zog zu, fest, immer fester — die Luft blieb aus! Das war das Furchtbarste, dieser Augenblick, da ich merkte, daß der Atem versagte, daß mir die Brust wie von einem eisernen Schraubstock, langsam aber sicher, zugepreßt wurde. Da merkte ich es gar nicht, daß der Schneestrom um mich schwoll und wuchs, daß er die Hüften, die Brust erreichte, an mir zerrte und rüttelte, aber eben durch seine eigene Masse mich immer fester und sicherer eingrub. Ich hatte keine Luft! Einen Augenblick ließ ich mein Aestchen los und riß mir Jacke und Hemd auf, biß, schnappte nach Luft mit versagenden Kräften — das Ende, das Ende!

Und plötzlich war alles vorbei. Wie die letzten Akkorde dieses grausigen Spieles waren, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß der Druck auf der Brust nachließ, daß ich wieder frei atmen konnte. Meine Laterne, das einzige Licht in dem körperlich schweren Dunkel, leuchtete trüb in Mückenschwärme wirbelnden Schneestaubs und links von mir rauschte und wogte es wie ein ruhig hingleitender Strom. Ich aber stand noch da, die Linke um den Ast gekrampft, die Rechte nach wie vor mit hocherhobenem Pickel ausgestreckt — eine Erstarrung war in mir, aus der ich mich nicht losreißen konnte. Erst als unten Rufe laut wurden, wieder Fackeln aufflammten, zog ich mich an der Latsche in die Höhe und wühlte mich durch den hohen, knolligen Schnee herab. Meine Laterne war von einer Eiskruste überzogen; ich hauchte und putzte sie weg und nun leuchtete der Scheinwerfer wieder vor mir her. So wälzte ich mich mehr als ich ging herab. Weiß und schweigend, als wäre sie nie mit Brüllen und Tosen vom Grat herabgeflogen, lag die Lawine da; nur der Schneeflockentanz glitt ruhig im neu

erwachten Fackellicht über die stumme Schneeöde hin. Zwei Männer brachten eben einen getragen, den sie aus dem Schnee geborgen hatten. Vielleicht hatte ihn der Lawinenwind an einen Felsen geworfen oder die Schneemassen ihn mit eisernen Fäusten gequetscht. Blutiger Schaum stand ihm am Munde und er ächzte dumpf und brüllend wie ein weidwundes Tier. Doch er lebte, wir lebten, dank einem Wunder, das uns noch heute unbegreiflich ist. Aber nicht alle! So mancher, der noch vor etlichen Minuten dort unten gestanden war und geschaufelt hatte, war unten geblieben. 23 Opfer hielt die weiße, riesige Löwin mit ihren furchtbaren Tatzen umklammert, eingescharrt in ein großes, gemeinsames Grab, über das der Himmel leise und unhörbar ein weißes Leichentuch breitete. Ein wirres Fragen und Rufen lief durch unsere kleine Schar, die wir uns im Schutze eines Felsens im Flackerscheine der Fackeln zusammengefunden hatten. Ist er da? Fehlt der? Wer ist verwundet? Und der Feldwebel, ein Bild der Ruhe und willensstarken Pflichterfüllung, ging auf und ab, zählte seine Leute und horchte in die Finsternis hinaus, ob nicht ein klagender Hilferuf von irgendwo durch die Sturmnacht käme. Doch alles blieb ruhig, kein Menschenlaut im weiten Rund. Und doch stak etliche Schritte von uns einer im Schnee, hörte uns, sah unsere Lichter und konnte nicht rufen. Erst am nächsten Morgen hat man ihn gefunden, noch lebend und unversehrt. Aber die Nacht, diese Nacht im Lawinenschnee begraben, stets in Erwartung einer zweiten Lawine, muß furchtbar gewesen sein.

Vom Hang herab kamen Lichter wie tanzende Glühwürmchen. Man hatte auf der Hütte das Abgehen der zweiten Lawine gehört, hatte gesehen, daß alle Lichter blitzartig verloschen und stürmte nun herab, um zu sehen, was von unserer Schar noch übriggeblieben war. Mein Bruder rannte durch die Reihen der müden, gebrochenen Leute, mit der Laterne jedem ins Gesicht leuchtend. „Wo ist mein Bruder? Mein Bruder?" Ich möchte niemanden die Minuten wünschen, die ihm der Weg von der Hütte bis zur Unglücksstelle kostete. Daß ich noch lebte, war ja so unwahrscheinlich, so wunderbar, daß ich selbst kaum daran glaubte. Endlich krochen wir, mehr als wir gingen, den Lawinenhang hinauf im Scheine von ungewissen Lichtern, über Wälle und ausgefranste, zerhackte Drachenrücken von Firn. Und über uns die Finsternis und der heulende Sturm, in den Blicken der Leute aber die tödliche Angst: „Kommt noch einmal die Vernichtung herab?" Und es waren Männer darunter, die im feindlichen Feuer die Tapferkeitsmedaille erworben, die im Kugelhagel Scherzreden getauscht hatten. Nun zitterten sie wie willenlose Kinder den Hang hinauf.

Der Frühling war schon lange ins Land gezogen und von den Wänden schleierten die Sturzbäche herab. Da haben wir unsere toten Kameraden ausgegraben, denn früher war das ob neuer Lawinengänge zu gefährlich. Systematisch zogen wir Gräben und Furchen durch das weite Lawinenfeld und suchten. Da ragte denn hier ein Fuß, da eine wasserzerfressene Hand, da wieder ein wachsbleiches Gesicht hervor und bald lag ein Haufen von Menschenleibern in einer Waldnische. Vier fanden wir, die waren in einen Knäuel verkrampft, verschlungen; man sah nur Beine und Arme und die dunkle Masse der Körper. Das hat uns schwere Mühe gekostet, bis wir einen vom andern lösten und die Körper ausgestreckt im Waldschatten lagen. Ein anderer hatte eine vom Schnee ausgewaschene Photographie in der Tasche. Da sah man ihn darauf in stämmiger Bauerntracht und sein junges Frauchen mit einem Kinde am Arm. Und in verschwommenen Bleistiftzügen stand darauf: „Liebe Frau! Mir geht es gut, was ich auch von dir hoffe. Ich glaube nicht, daß ich mehr lange im Weltkrieg sein werde, und ich freue mich schon, wenn Ruh sein wird." Ja, die Ruhe hat er nun der arme Teufel, aber anders als er dachte, da er kurz vor jener Nacht die Karte schrieb.

Das ist die Natur unserer Berge: furchtbar und erbarmungslos in ihrer Gewalt. Und ihr Sterben, ihr Morden ist nicht der Soldatentod, der sich für den großen Gedanken des Vaterlandes dem Feinde opfert, sondern es ist die Grausamkeit des wehr-

losen jähen Endes, die dem Tod die Größe und Weihe nimmt. Wie es bei uns war, so war es an anderen Teilen der Front; in noch ärgerem Ausmaße aber bei den Italienern, deren Kampfgebiet viel mehr zur Lawinenbildung neigt als unseres. Ein unerbittliches, starres Geschick, für das niemand die Verantwortung tragen kann, und dessen Werden unberechenbar ist, wie jede Gefahr der Natur. Und doch sind die, die jetzt den stillen Schlaf auf dem Friedhof zu Raibl träumen, Helden, die für ihre Heimat gestorben sind, nur eines grausameren und heimtückischeren Todes, als es das stolze, lorbeergekrönte Kriegerlos ist.

Auf hohem Posten

In der erinnerungsverklärten Zeit der Jugend bauten wir Buben manchmal auf der Wiese vor dem Elternhaus eine Schneehöhle: recht einfach und ungekünstelt ward in einen Haufen Schnee ein Loch geschaufelt und da drin hockten wir, stolz wie Könige, in unserem eigenen Heime. Doch unseren Sehnsuchtswunsch, einmal in diesem kleinen Bubenreiche eine Nacht zuzubringen, uns Decken und Mäntel hineinzuschaffen, und ein „Wigwamfeuer" zu entzünden, diesen Wunsch schlug uns die Mutter aus begreiflichen Gründen stets ab. Und nun hat es die Gute doch nicht verwehren können, daß ihr Sohn, wenn auch in späteren Tagen, den Kinderwunsch durchsetzte. Ja, als Bub hätte ich mir nie träumen lassen, daß einmal eine so prachtvolle Schneehöhle meine Wohnung wird. Was sind die einfachen Kegellöcher unserer Jugendburgen gegen den schimmernden Eispalast, in dem ich jetzt hause! Einstmals, zur Sommerszeit, stand hier allerdings, an den Fels geschmiegt, eine kleine Hütte, doppelt geteilt in ihre Offizierskajüte und den Mannschaftsraum. Dann kam der Winter. Von den Wänden des Wischbergs und Nabois stürzten die Lawinen und deckten die Hütte in der Naboisscharte zu; immer dichter, immer höher ward die Decke über dem schwarzen Teerpappendach und nach kurzem Kampfe ließ die Besatzung Schaufel und Spaten sinken. Denn der Schnee erwies sich schließlich als freundlicher Geselle, der die kleine Hütte unter der Scharte in 2000 *m* Seehöhe wohl zu schützen wußte. Es ward warm und behaglich in dem kleinen Raum, und das Gepolter der Lawinen, die über das dem Fels anliegende Dach rasselten, verstummte allmählich. Nur vor dem Eingang schichtete sich der Schneewall immer höher auf und immer länger ward der Gang, den man aus der Hütte ins Freie grub. Auch die Fenster wurden durch solche Gänge mit dem Lichte verbunden und endlich sah man in der samtweichen Schneeweite nicht Haus und Hügel, sondern nur drei dunkle Löcher, die in das Berginnere zu führen schienen.

Des Abends war ich zur Naboisscharte gekommen, auf die mich meine Kriegsbestimmung gewiesen hatte. Hinter den Bergen lag die liebe Königshütte in ihrem stillen Weißenbachgraben, wo ich so viel Großes und Gewaltiges erlebt hatte. Hier aber war ich in der ersten Linie — von der Scharte schoß die Schlucht auf den neutralen Boden der Spranja ab, wo höchstens von Zeit zu Zeit eine Patrouille ging. Über ihr stand die Riesenmauer des Montasch und auf seinen Graten wie in dem Nordkar lauerte, uns gerade gegenüber, der Italiener. Als ich zur Scharte kam, war mir die Eigenheit meiner neuen Behausung noch nicht so deutlich zu Bewußtsein gekommen. Es war Abend, draußen dämmerte es, hier brannte die Lampe und ein warmes Nachtmahl harrte meiner. Als ich aber am nächsten Morgen erwachte, glaubte ich ein Märchen zu träumen. Die eben hinter dem breiten Rücken der steirischen Berge aufgehende Sonne strahlte durch ein Rohr, das scheinbar aus funkelndem Bergkristall gehauen war, — rot, blau, gelb, in allen Farben funkelte und blitzte die Eisverkleidung des Schneeganges und warf bunte Lichter in unsere schmale Kajüte. Langsam und erdenfern stieg die Sonne aus dem Blutmeer ihres Morgenbades auf und nach wenigen Minuten verschwand der feuerzitternde Ball an der Wölbung des Ganges. Für diesen Tag hatte unsere Eskimohöhle genug Sonne gehabt.

Durch das Zwielicht des Mannschaftsraumes, in dem Morgenschein und Feuerflackern des Ofens um die Vorherrschaft stritten, ging ich nunmehr in den Schneegang und durch diesen ins Freie. Die große Bergwelt stand im schneeverbrämten Kleide zum Osterdienste der Natur bereit und die Sonne hatte als Priesterin lodernde Fackeln auf allen Altären entzündet. In duftige Fernen hingehaucht, erwachten die liebvertrauten Berge der Heimat aus ihrem Schlaf. Ostern nahte, das Frühlingsfest, hier in Schnee und Eis. Mir war, als müßten jetzt in der dämmerigen Tiefe des Tales die Glocken anheben, ihr dröhnendes Lied von der Erlösung der Menschheit zu singen. Aber still blieb es, nur der Bergwind raunte oben in den Wänden — wie verwehte Töne einer fernen Riesenorgel. Da schritt ich über den Firn, dessen Oberfläche von tausend glitzernden Demanten überstreut schien, zur Höhe der Scharte hinauf. Ein breiter, tiefer Laufgraben, lediglich in den Schnee geschaufelt, zog sich quer darüber. Erdrückend, riesenhaft bauten sich unmittelbar über der Scharte die Nordwände des Wischbergs auf. Am Westende des Grabens führte ein dunkel gähnendes Loch scheinbar wieder in die Tiefe des Berges. Doch auch hier handelte es sich um eine Wohnung von Menschen, um eine Wachthütte, deren in den Felsen eingesprengter Maschinengewehrstand die Schlucht zur Spranja hinab beherrschte. Gleich wie in unserer Höhle leitete nur die Öffnung der Maschinengewehrscharte etwas Licht in den Felsraum. Drüben am Grat des Montasch und Modeon, in der Forca di Lis Sieris, sah man den italienischen Posten bedächtig auf und ab spazieren. Gleich darauf kamen noch mehrere Signori, hockten sich hin und schienen ihre wärmebedürftigen Körper eifrig der Sonne auszusetzen. Wie mir unser Posten sagte, nehmen sie jeden Morgen, wenn die Sonne ihre Stellung besucht, ein Lichtbad.

Doch diese Scharte, einsam und hoch über dem frühlingsgrünen Tal, ist noch nicht der höchste Punkt, auf den in dieser Gegend die Pflicht und Heimatstreue ihre Diener gestellt hat. Sie ist bloß die Verpflegstation einer kleinen Schar von Männern, die auf dem 2307 *m* hohen Felsgipfel des Großen Nabois die treue Wacht vor den Toren des Kärntnerlandes halten. Der schöne, stolze Gipfel, in Friedenszeit nur einer kleinen Schar von Bergsteigern bekannt, schwingt sich in mächtigen, grauschillernden Platten aus den Tiefen der Sapraha und Seisera zu seinem wilden Zackengrat auf. Schon dem klettergeübten Wanderer, der an schönen Sommertagen dort zur Höhe klomm, boten sich stellenweise Schwierigkeiten. Nun ist es aber Winter, blinkende Eisfelder überziehen Fels- und Rasenhalden; über sie führt in kühnen, leitersteilen Serpentinen der Weg, den die weltfernen Helden der Höhen täglich mit Mundvorrat und Heizmaterial gehen müssen. Man stelle sich nur vor: eine steile, etwa 60° geneigte Eishalde mit kleinen, in den verglasten Firn geschlagenen Stufen, ohne irgendwelche künstliche Sicherungsmöglichkeit, denn das im Sommer 1915 dort angebrachte Drahtseil steckt nunmehr tief im Schnee. Und über diese schwindlige Himmelsleiter, die auch von dem geübten Bergsteiger Vorsicht verlangt, steigen die Braven unserer heimischen Edelweißtruppen mit schwerem Pack täglich auf und ab. Was sind die kühnen, gipfelstürmenden Taten des Friedens, die viel bewunderten Siege über die Guglia, den Winklerturm, die Triglav-Nordwand usw. gegen jenes stille Heldentum der Männer, deren Faust ehedem Pflug und Sense, nie aber den Pickel führte?

Ist die heikle Eiswand, deren Bezwingung sich bei weichem Schnee viel leichter stellt, vorbei, so geht es auf weniger steilen Fels- und Firnpfaden zu einer gleich einem Schwalbennest an den Fels geklebten Hütte, dem ersten Mannschaftsunterstande. Und nun über den schrofigen Südhang des Berges weiter, über eine jäh abschießende Lawinenrinne und glashell blitzende Firntafeln zu einer knapp unter dem Gipfelgrat in den Fels gebauten Hütte. Hier, umtost von den rasenden Stürmen dieser Höhe, haust der Kommandant des Berges, ein junger Korporal, ein schneidiger, ganzer Kerl, wie die wilde Bergnatur solche Leute mit gebieterischer Notwendigkeit fordert. Seine

Hütte ist eigentlich nur eine gebrechliche Schachtel aus Holz und Teerpappe, der des Berges mächtiger Felsenleib Schutz gewährt. Wie mögen da in eisigen Winternächten die Stürme an Tür und Fenster rütteln, die Kälte das knappe, so mühsam aus der Tiefe emporgeholte Holz verzehren; ja, wenn es tagelang schneit und stürmt, ist selbst die Verbindung mit der Schartenbesatzung unterbrochen und auf einer Insel in nebelbrandendem Meere sitzen die Berghelden des Gipfels, schreiten bei tosendem Sturme, der ihnen Eisnadeln in die Gesichter schleudert, den ihnen anvertrauten Grat ab, lugen hinab in die nebelwallende Tiefe und sitzen nach ihrer, mit so rührender Selbstverständlichkeit geleisteten Arbeit in der Hütte. Da werden dann alte Bücher, zerlesen und ausgefranst, längst überholte Zeitungen und vergilbte Bilder hervorgeholt. Manchmal steigt auch leise wie ein Falter der Heimatswiesen ein Liedchen auf und da horchen sie alle hin, die wettergebräunten Männer des Berges. Die Pfeifen in den globigen Fäusten erlöschen und die Sehnsucht, so keusch und verborgen im Herzen unseres Alpenvolkes wohnend, das Gedenken an Heimat, Weib und Kind schreitet segnend durch den kleinen Raum der einsamen Berghütte.

Stellungswechsel

In drei schweren Lastkraftwagen poltert die Kompagnie talaus. Ein unerwarteter Marschbefehl hat uns aufgejagt, einen Tag lang aus unserer stillen Hochgebirgsstellung einen kribbelnden Ameisenhaufen gemacht, in dem jeder rasch seine Habseligkeiten packte, und nun geht's ins Unterland. Vom Bergdorfe Raibl aus sogar mit obenbesagten Kraftwägen. Die schleudern und werfen uns nur so durcheinander; bei jeder Biegung gibt es in den plumpen Kästen ein Stoßen, Drängen und Lachen. Und da wir nun endlich durch die holprigen Gassen von Tarvis fahren, jauchzt ein Kärntner Chorgesang die steifen, wesenlosen Häuser entlang. Wesenlos kommen sie uns vor, die wir solange in traulichen Blockhütten hoch oben gehaust hatten. Mit der uns so schwer dünkenden Talluft kommt wieder zaghaft und allmählich die Kultur heran. Neugierig wie der Onkel vom Lande besehen wir uns den Trödelkram der winzigen Auslagen, die biederen Spießbürger in ihrer, ach so lieben Ziviltracht und ganz besonders natürlich die holde Weiblichkeit. Alle Milde der Heimat, die Stille des ersehnten Friedens verkörpert solch ein liebes Dingerl; jeder sieht in den fremden Gesichtern ein Stück Heimat und Zukunftstraum. Aus der Öde wilder Felsen und weiter Schneewüsten wieder das bunte Leben einer Stadt, aus der Ruhe in all das geschäftige Treiben — wie ein Traum ist uns das alles, wie längst vergessene liebe Klänge umrauscht uns die vielstimmige Musik der Menschenmenge.

Die Mannschaft hat sich auf einen sonnigen Hügel oberhalb des Bahnhofes gelagert, wo Gras, wahrhaftiges, grünes Gras wächst, in das die Frühlingssonne die Tautropfen goldener Primeln gestreut hat. Und nun singen und jauchzen sie da oben, als ob es jetzt heimginge. Rein unerschöpflich ist der Liederborn der sonnenfrohen Kärntner Burschen, denen die ernste Hochgebirgsnatur solange die Kehle verschlossen hielt. Wir Offiziere sitzen unterdessen im Bahnhofsspeisesaal und genießen die langentbehrten Wonnen eines tüchtigen Hinterlandsmahles auf weißem Tischtuch und zierlichen Tellern. Unbekümmert um die vorwurfsvollen Blicke der feingekleideten Etappenleute strecken wir die Füße mit den klobigen Bergstiefeln aus, dampfen blaue Wolken vor uns hin und lesen eine Zeitung nach der andern. Dann rollen wir auf einem leichten Mietswägelchen in die Stadt und finden uns in einer Weinstube wieder, einem kleinen, behaglichen Stübchen, von dessen Fenster man gerade gegenüber ein zusammengeschossenes Haus sieht. Auch hierher kommen die welschen Granaten — und doch hantiert hinter dem Büfett ein blondes Mädel, als ob es in einem sicheren Ausschank zu Wien oder Graz wäre. Bürger sitzen im Nebenzimmer und disputieren laut über die schlechte Bahnverbindung, andere tarockieren;

keinem fällt es ein, daß in der nächsten Minute eine „Schwere" einschlagen könnte und alles — Mädel, Disput und Tarock — zu Ende wäre. Auch uns besorgt diese Möglichkeit wenig, träumerisch nippen wir aus den grünschillernden Römern — ein versonnenes Schweigen liegt über dem kleinen Raum des Extrastübchens, in dem wir vier allein sitzen. Da fällt mein Blick auf einen polierten Kasten an der Wand und dieser Blick allein weckt eine versunkene, schlummernde Welt in mir auf. Ein Klavier! Fast zaghaft schleiche ich mich heran und streichle mit den Händen über die Tasten. Du Wunder, du ewiges Wunder Musik! Wie unter einem Zauberregen blühen lang keimende Gärten auf, Blüten von seltsam bunter Pracht, rauschende, wogende Wasser und flüsternde Wälder. In mir bebt es und zittert es — ich weiß nicht, was ich spiele. Klingen Parsifalglocken, rauschen Bergseegewässer, flirren Feuerzaubergarben umher? Oder verdichten sich die Erlebnisse der langen, langen, musiklosen Zeit in eigenen Klängen? Nur tönen, tönen — versinken in einem Meer von Musik! Die Stunden sind vergangen, ohne daß ich es wußte. Taumelnd erhebe ich mich und schreite ins Freie. Da flutet Abendrot über die Berge und in den Tälern liegt die Dämmerung. Die Stadt feiert den Sonntagsabend, auf den Gassen vor den Häusern sitzen die Leute und freuen sich der milden Frühlingsluft.

Immer dunkler wird es und auf dem Gleise steht lichterlos der Zug. Vorne pustet und schnaubt die Lokomotive und stößt rote Feuerschwärme aus — so sieht das Ganze aus wie ein vorweltliches Riesengetier, wie ein Drache, dessen Rachen ein Flammenbrodem entweicht. Lichter darf der Zug nicht führen, denn vom Mittagskofel aus übersieht der Feind die Strecke, und sähe er unten das Glühwürmchen hinkriechen, so würfe er seine Granaten über die Berge auf den Zug. Er ist unheimlich gut eingeschossen an manchen Stellen!

Die schon sehr heiter gewordene Mannschaft — Liedersingen macht bekanntlich durstig und ein Tag Kultur muß bierehrlich ausgenützt werden — wird einwaggoniert. Der Kompagniekommandant, mein junger Freund Oberleutnant B e n d a, drückt nicht ein, sondern scheinbar beide Augen krampfhaft zu. Wer mag auch den braven Leuten diese paar Stunden mißgönnen! Sie sind so bald vorbei und der Ernst des Krieges beherrscht wieder ihr Leben auf unbestimmte Zeit. — Der Zug schleicht aus dem Städtchen hinaus und dampft langsam die steile Strecke zum Seifnitzer Paß empor. Da kann es nicht verhindert werden, daß nach wie vor die feurigen Flocken aus dem Schlote tanzen. So sieht uns also der Italiener sehr wohl. Wir aber schlummern, in unsere Kissen gelehnt, über der bangen Frage: „Wird er schießen oder nicht?" ein, und ehe wir uns noch versehen, sind wir unbehelligt am Ziel, am Eingang des S e i s e r a t a l e s in Uggowitz. Wieder kein Licht —, kein lautes Rufen, geheimnisvoll und gespenstisch wirbeln dunkle Schatten auf den Gleisen hin und her, formieren sich zu Zügen und dann geht es in das nachtschwarze Tal hinein, dessen Grenzberge wie riesenhafte Schatten über dem Grund zu schweben scheinen.

Bei zwei Blockhütten am Hange eines Felsberges wird haltgemacht — es ist Mitternacht. Der eine Tag Kultur, die Weinstube, die Musik — all das hat uns müde gemacht. Was tut es da, daß wir auf bloßen Brettern in einer jämmerlichen kahlen Bude unser Nachtquartier aufschlagen mußten! Mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit richtete mir mein trefflicher Diener ein Lager aus Zeltblättern und dem ganzen Wäscheinhalt des Rucksackes her. Als Kopfpolster dienten die mit einem Handtuch umwickelten Kletterschuhe, und nun: Gute Nacht!

Der nächste Morgen strahlt und funkelt in unsere Fenster — nun sehen wir erst die zauberschöne Pracht dieses Tales, das uns gestern in nächtiger Umhüllung so kalt empfangen hatte. Den Kater der Biwaknacht wasche ich im kalten Bache weg, der von den Schneefeldern des Mittagskofels niederspringt. Dann lasse ich die Sonne das Geschäft des Handtuches besorgen und sehe mich einstweilen um. Einmal, da ich

noch in friedlichen Zeiten als Bergsteiger durch die Seisera ging, sah es hier so ganz, ganz anders aus. Verschwunden ist nun der hochstämmige Wald, dessen kühler Schatten einst den ganzen Weg geleitete. Quer durch das Tal ziehen sich die eisernen Gärten der Drahtverhaue, rechts und links sind in den Wänden Kavernen ausgesprengt, die mit ihren Geschützen die breite Lichtung vor den Verhauen beherrschen. Und hinter diesen streckt sich ein unscheinbarer Rasenwall hin, dessen dunkle Schießscharten meisterhaft verborgen sind. Gänge ziehen durch die Erde, vor Wind und Wetter mit solidem Dach gedeckt, Laufgräben durch die ganze Talbreite, an den Felsen, in den Felsen — lieb Kärntnerland magst ruhig sein! Und sieht man nun gar zu den Bergen auf, den Trutzburgen des deutschen Landes, deren Gipfel beherrschend auf die feindlichen Stellungen niedersehen, da mag man wohl den Hut abnehmen und beten: Mutter Natur! Du hast es gut mit unserem Landl gemeint, da du uns solche Wächter hingestellt hast. Wir danken dir halt recht schön!

Durch das Dorf Wolfsbach führt unser Weg. Es ist ein eigentümliches Dorf, wie ich noch nie eines gesehen habe. Wie ein Gespensterdorf, von dem uns die Märchen der Jugend erzählen. Schwer und widerhallend tönen unsere Schritte durch die leeren, schutterfüllten Gassen. Wo Soldaten marschieren, sehen sonst Leute heraus, hier ist das nicht der Fall. Leer bleiben die fensterlosen Hohlaugen der Häuser, leer die Wege und Gassen. Das Dorf ist tot, vielleicht für alle Zeiten gestorben. Es liegt zu nahe an der Kampfzone und wurde daher rechtzeitig geräumt. Und schon etliche Wochen darauf warfen die Italiener ihre Geschosse auf die verlassenen Häuser. Der Grund vor den Behausungen gleicht einer Mondlandschaft — ein Krater neben dem andern, lauter Einschläge der schweren Granaten. Als den ritterlichen Signori die Geschichte zu lange dauerte, warfen sie Brandgranaten herein. Das ging dann nach Wunsch — das Dorf mit seinen Strohdächern und Holzhütten brannte vollständig ab. Nur die Grundmauern der Häuser blieben als rauchgeschwärzte Ruinen stehen, die Rauchfänge aber starren melancholisch wie Knochenfinger in die Luft. Unbeschädigt im großen ganzen blieb das Kirchlein. Doch auch hier hat eine Granate das Dach durchschlagen und den Altar zertrümmert. Ein Schutthaufen von Stein- und Holztrümmern bildet dort einen Hügel, aus dem zerfetzte Kandelaber und zerrissene Weihbrunnkessel aufblitzen. In den von armseligen Holzkreuzen gezierten Friedhof hat ein Dreißiger einen tiefen Sprengtrichter gebohrt. Die Toten unter den bescheidenen Rasenhügeln hat der Krieg an das Licht gezerrt. Wie eine Trinkschale aus Perlmutter glänzt in der Sonne eine helle Schädeldecke auf, Knochen und Knöchelchen funkeln umher und zerknacken unter unseren Tritten.

Von den Bergen spinnen sich silberne Netze über das Tal und am Wege leuchten weiße Schneerosen mit goldenen Augen, duften gelbe Palmkätzchen und träumen dunkle Veilchen. Frühling ist's hier und wie Verheißungslieder der Zukunft klingen erwachende Vogelstimmen in den Bäumen. Im Schatten des Waldes stehen Hütten, eine ganze Niederlassung von zierlichen, im Grün hingelagerten Blockhäusern, ein richtiger Waldmärchentraum. Hier bleiben wir, bis uns das Kriegslos wieder anderswo hinträgt. Da ich mich in meinem Zimmerchen häuslich einrichte, ab und zu mit den Bergen liebäugle, die gegenüber aufragen, denke ich mir: „Hier ist gut sein!" Und ein versöhnender Gedanke kommt als Antwort auf das Entsetzen des toten Dorfes. Einstmalen, wenn der Friede über Land geht, werden die für die Soldaten bestimmten Hütten und Häuslein im Walde leer stehen. Und die geflüchteten Bewohner des Dorfes, die zu neuer, friedlicher Arbeit zurückkehren werden, finden für ihre verwüstete Heimat eine neue, viel schönere Wohnstatt vor. Denn gegen jene armen Bauernkeuschen ist unsere Niederlassung eine Großstadtstraße. So bleibt den Armen die bange Frage: Wo wirst du dein müdes Haupt betten? erspart; der Krieg, nicht nur Vernichter, bereitet den geprüften Menschen eine neue Heimat und Zukunft vor.

(Schluß dieses Jahrgangs)

KARTE DES KAISERGEBIRGES

Maßstab 1:25.000

Topographische Aufnahme u. Zeichnung v. L. Aegerter unter Benützung der stereophotogrammetr. Aufnahme v. Dr. Ing. F. Scheck und der Karten des k. u. k. Militärgeographischen Instituts.

Herausgegeben v. Deutschen u. Österr. Alpen-Verein

mit Erlaubnis des k.u.k. Kriegsministeriums

1917

Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt, Ges. m. b. H. Wien

Gedruckt in Österreich

Ellmau